



**Internationale wissenschaftliche
Korrespondenz zur Geschichte
der deutschen Arbeiterbewegung**

28. JAHRGANG, SEPTEMBER 1992, HEFT 3

KARL HEINRICH POHL:

Die Sozialdemokratie in München. Zur Vorstellungswelt und sozialen Struktur der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in der bayerischen Landeshauptstadt (1890–1914)

KLAUS GIETINGER:

Nachträge, betreffend Aufklärung der Umstände, unter denen Frau Dr. Rosa Luxemburg den Tod gefunden hat

GEORG W. STROBEL:

Die Legende von der Rosa Luxemburg. Eine politisch-historische Betrachtung

MARKUS WEHNER:

Karl Radek (1885–1939). Bibliographische Notizen

INGE MARBOLEK:

Widerstand und Verfolgung unter dem NS-Regime — zu einigen neueren Darstellungen

**FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONS-
VORHABEN • TAGUNGSBERICHTE
NEUE LITERATUR**

Kritische Studien

zur

Geschichtswissenschaft

96 Frank-Michael Kuhlemann

Modernisierung und Disziplinierung

Sozialgeschichte des preußischen Volksschulwesens 1794 bis 1872. 1992. 468 Seiten mit 7 Tabellen, kartoniert DM 84,-
ISBN 3-525-35759-1

Das Buch ist eine Gesamtdarstellung der Geschichte des preußischen Volksschulwesens von 1794 bis 1872. In einem einheitlichen Interpretationsrahmen wird eine Vielzahl von Problemen in ihrem Zusammenhang behandelt: Volksschulpolitik, Durchsetzung der Schulpflicht und Alphabetisierung, Entwicklung der Schulen in den Städten und auf dem Land, auch die Entwicklung der Unterrichts- und Lehrinhalte, nicht zuletzt die Entstehung des Volksschullehrerberufs. Frank-Michael Kuhlemann zeigt das Nebeneinander von Leistungen und Defiziten bei der Herausbildung des preußischen Volksschulwesens, Modernisierung und Disziplinierung.

97 Brigitte Kerchner · Beruf und Geschlecht

Frauenberufsverbände in Deutschland 1848-1908. 1992. 368 Seiten mit 6 Tabellen, kartoniert DM 58,-
ISBN 3-525-35760-5

Brigitte Kerchner untersucht auf breiter Quellengrundlage die Ziele und Strategien der Frauenberufsverbände in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Mit welchen Hoffnungen und Erwartungen haben die Frauen sich damals beruflich organisiert? Mit welchen Mitteln haben sie ihre Interessen durchzusetzen versucht? Ist es ihnen gelungen, dabei einen eigenen weiblichen Weg zu gehen? Das Buch ist ebenso ein Beitrag zur historischen Frauen- und Geschlechterforschung wie zur allgemeinen Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts.

V&R Vandenhoeck & Ruprecht

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen,
Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt	KARL HEINRICH POHL: Die Sozialdemokratie in München. Zur Vorstellungswelt und sozialen Struktur der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in der bayerischen Landeshauptstadt (1890–1914).....	S. 293
	KLAUS GIETINGER: Nachträge, betreffend Aufklärung der Umstände, unter denen Frau Dr. Rosa Luxemburg den Tod gefunden hat.....	S. 319
	GEORG W. STROBEL: Die Legende von der Rosa Luxemburg. Eine politisch-historische Betrachtung.....	S. 373
	MARKUS WEHNER: Karl Radek (1885–1939). Bibliographische Notizen.....	S. 395
	PEDRO RIBAS: Über den Marxismus in Spanien. Bericht über ein Kolloquium im Karl-Marx-Haus, Trier, am 15. und 16. Juni 1992.....	S. 406
	THOMAS FRANZ UND JAN MERK: Jugendwiderstand im National- sozialismus. Ein Tagungsbericht.....	S. 412
	INGE MARBOLEK: Widerstand und Verfolgung unter dem NS-Regime — zu einigen neueren Darstellungen.....	S. 421
	FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (92). Bearbeitet von Franz Jean Frohn.....	S. 428
	NEUE LITERATUR Reinhard Spree, Lange Wellen wirtschaftlicher Entwicklung in der Neuzeit. Historische Befunde, Erklärungen und Untersuchungsmethoden, Köln 1991 (<i>Margrit Grabas</i>).....	S. 439
	Bibliography of the Communist International (1919–1979). First Volume. Compiled and edited by Vilém Kahan, Leiden u.a. 1990 (<i>Reiner Tosstorff</i>).....	S. 440
	Restauration und Revolution. Die Saarregion zwischen 1815 und 1850. Hrsg. von Johannes Schmitz, Saarbrücken 1990 (<i>Rüdiger Hachmann</i>).....	S. 441
3/92 Sept.	Lothar Bembenek und Axel Ulrich, Widerstand und Verfolgung in Wiesbaden 1933–1945. Eine Dokumentation, Wiesbaden 1990 (<i>Christopher Kopper</i>).....	S. 442

Rettet Ossietzky! Dokumente aus dem Nachlaß von Rudolf Olden. Hrsg. von Charmian Brinson und Martin Malet, Oldenburg 1990 (<i>Christoph Schottes</i>)	S. 443
Walter G. Krivitsky, Ich war Stalins Agent. Neu hrsg. von Hellmut G. Haasis, Grafenau-Döffingen 1990 (<i>Beatrix Herlemann</i>)	S. 444
Gerhard Kuck, Italienische Wege zum Sozialismus. Sozialismus- und Kommunismuskonzepte im Risorgimento (1765–1857), Frankfurt a.M. 1991 (<i>Waltraud Seidel-Höppner</i>)	S. 444
Die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen. Beiträge zur marxistischen Theorie heute. Hrsg. von Thomas Brüsemeister, Berlin 1991 (<i>Diethard Behrens</i>)	S. 447
Jehuda Riemer, Fritz Perez Naphtali. Sozialdemokrat und Zionist, Gerlingen 1991 (<i>Manfred Kreutzer</i>)	S. 448
Karl-Heinz Landau, Bürgerlicher und proletarischer Konsum im 19. und 20. Jahrhundert, Köln und Wien 1990 (<i>Ulrich Wyrwa</i>)	S. 450
Eckhard Trox, Militärischer Konservatismus. Kriegerverein und ‚Militärpartei‘ in Preußen zwischen 1815 und 1848/49, Stuttgart 1990 (<i>Rüdiger Hachtmann</i>)	S. 451
Gerhard A. Ritter und Klaus Tenfelde, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914, Bonn 1992 (<i>Andreas Wolf</i>)	S. 452
Richard W. Reichard, From the Petition to the Strike. A History of Strikes in Germany, 1869–1914, New York u.a. 1991 (<i>Andrew G. Bonnell</i>)	S. 454
Carl von Ossietzky und die politische Kultur der Weimarer Republik. Symposium zum 100. Geburtstag. Hrsg. von Gerhard Kraiker und Dirk Grathoff, Oldenburg 1991 (<i>Heidemarie Hecht</i>)	S. 455
Bernd Rother, Die Sozialdemokratie im Land Braunschweig 1918 bis 1933, Bonn 1990 (<i>Hans-Ulrich Ludewig</i>)	S. 456
Axel Ulrich, Freiheit! Das Reichsbanner Schwarz Rot Gold und der Kampf von Sozialdemokraten in Hessen gegen den Nationalsozialismus 1924–1938, Frankfurt a.M. 1988 (<i>Jacob Toury</i>)	S. 457
Michael Rudloff, Weltanschauungsorganisationen innerhalb der Arbeiterbewegung der Weimarer Republik, Frankfurt a.M. u.a. 1991 (<i>Norbert Reichling</i>)	S. 458
Christoph M. Hein, Der „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands“. Biographie eines kulturpolitischen Experiments in der Weimarer Republik, Münster und Hamburg 1991 (<i>Gerhard Müller</i>)	S. 459
Piraten, Swings und Junge Garde. Jugendwiderstand im Nationalsozialismus. Hrsg. von Wilfried Breyvogel, Bonn 1991 (<i>Kurt Schilde</i>)	S. 461
Wolfgang Benz, Zwischen Hitler und Adenauer. Studien zur deutschen Nachkriegsgesellschaft, Frankfurt a.M. 1991 (<i>Walter Mühlhausen</i>)	S. 461
Gerhard A. Ritter und Merith Niehuss, Wahlen in Deutschland 1946–1991, München 1991 (<i>Siegfried Schumann</i>)	S. 462

Manfred Wilke, Hans-Peter Müller und Marion Brabant, Die Deutsche Kommunistische Partei (DKP). Geschichte, Organisation, Politik, Köln 1990 (<i>Ulrich Mähler</i>).....	S. 463
Austen Morgan, Labour and Partition: The Belfast Working Class 1905–23, London and Concord, Mass. 1991 (<i>Helga Woggon</i>).....	S. 464
Henny Buiting, Richtingen- en Partijstrijd in de SDAP. Het ontstaan van de Sociaal- Democratische Partij in Nederland (SDP), Amsterdam 1989 (<i>Götz Langkau</i>).....	S. 466
Gabriella Hauch, Frau Biedermeier auf den Barrikaden. Frauenleben in der Wiener Revolution 1848, Wien 1990 (<i>Rüdiger Hachtmann</i>).....	S. 468
Proletariat und bürgerliche Revolution (1830–1917). Hrsg. von Manfred Kossok und Editha Kross, Berlin/DDR 1990 (<i>Toni Offermann</i>).....	S. 469
Politische Aspekte des Exils. Hrsg. von Thomas Koebner u.a., München 1990 (<i>Hermann Wichers</i>).....	S. 470
KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE.....	S. 471
MITTEILUNGEN, ERGÄNZUNGEN UND BRIEFE AN DIE REDAKTION.....	S. 473
PROJEKTFRAGEBOGEN	S. 477

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Thomas Franz, Dipl.-Pol., Kaiser-Friedrich-Str. 37, W-1000 Berlin 12.

Klaus Gietinger, Autor, Regisseur und Dipl.-Sozialwissenschaftler, Leipziger Str. 91,
W-6000 Frankfurt a.M. 90.

Inge Marbolek, Dr. phil., Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Forschungs- und Bildungsstätte
zur Geschichte der Arbeiterbewegung im Lande Bremen e.V., Schule Alter Postweg 302,
W-2800 Bremen 1.

Jan Merk, Student am Institut für Geschichtswissenschaft der Technischen Universität Berlin,
Berlinickestr. 15, W-1000 Berlin 41.

Karl Heinrich Pohl, Dr. phil., Privatdozent an der Fakultät für Geschichtswissenschaft und
Philosophie der Universität Bielefeld, Postfach 8640, W-4800 Bielefeld 1.

Pedro Ribas, Dr. phil., Prof. an der Universidad Autónoma de Madrid, Departamento de
Filosofía, Francisco de Quevedo, 11, E-287000 S.S. de los Reyes.

Georg W. Strobel, Dr. phil., o.Prof.em. der TH Darmstadt für Politikwissenschaft;
Honorarprofessor der Universität Mainz für osteuropäische Geschichte und Politik,
Auf der Beine 7, W-6114 Groß-Umstadt/Raibach.

Markus Wehner, M.A., Osteuropa-Historiker, Doktorand, Soldiner Str. 112, W-1000 Berlin 65.

ISSN 0046-8428

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE KORRESPONDENZ ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG (Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes: Historische Kommission zu Berlin e.V., Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38.

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Dirk H. Müller.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet.

Anschrift der Redaktion: Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, W-1000 Berlin 38, Tel.: 0 30 / 816 001 41 (Direktwahl) 816 001-0 (Zentrale) Telefax: 0 30 / 81 60 01 34

Vertrieb: FSP GmbH, Schönhauser Allee 64, O-1058 Berlin.

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS“ des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstr. 30, D-5300 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Historische Kommission alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).

Preise ab 1.1.1988: Einzelheft DM 20,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,—, jeweils zuzüglich einer Pauschale für Versandkosten von DM 1,50. Jahresabonnement DM 67,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,—, jeweils zuzüglich DM 5,— für Versandkosten. Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung auf das Postgirokonto Historische Kommission — Sonderkonto L. Nr. 21 55 15-105, beim Postgiroamt Berlin. Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahres (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).

Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14-19/20, und Jg. 10 (1974) — Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H.1 und 4, und Jg. 15 (1979)ff.

Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1987 beträgt DM 5,— pro Heft bzw. DM 20,— pro Jahrgang zuzügl. Versandkosten.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 5 vom 1.5.1990.

AN UNSERE LESERINNEN UND LESER

Evaluation, diese in jüngster Zeit nachgerade inflationär benutzte Vokabel, ist als Verfahren zur Ermittlung des Stellenwerts wissenschaftlicher Einrichtungen entgegen einer verbreiteten Annahme keineswegs auf die neuen Bundesländer beschränkt. So wurde etwa im September vergangenen Jahres durch eine Arbeitsgruppe des Wissenschaftsrates auch die Historische Kommission zu Berlin evaluiert. Unter anderem galt die Aufmerksamkeit des prüfenden Gremiums einer Zeitschrift, über die es in der abschließenden Stellungnahme des Wissenschaftsrates heißt: „Die ‚Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung‘ (IWK) gilt für die auf diesem Gebiet tätigen Forscher als unverzichtbares Publikationsorgan.“ Das Ergebnis der Gutachter besagt sodann lapidar: Die Herausgabe der IWK „sollte auch künftig gesichert werden“.

Anerkennung von berufener Seite tut gut, doch sie verpflichtet: den Herausgeber und die Redaktion ebenso wie die Mitglieder des Wissenschaftlichen Beirats, diesen unentbehrlichen Kreis herausragender Sachkenner unserer Spezialdisziplin. Als einer der Wege, die Qualität der Zeitschrift zu halten, ja anzuheben, ist unter ihnen seit dem Vorjahr die Erweiterung des Beirats Diskussionsgegenstand. Einerseits gelte es, so die einhellige Meinung, generell weitere Kompetenzfelder einzubeziehen und dabei insbesondere auch den historischen Sachverstand in den neuen Bundesländern für die Aufgaben der IWK fruchtbar zu machen. Andererseits dürfe in diesem Zusammenhang nicht ausschlaggebend sein, was das kerndeutsche Wort Standing auszudrücken versucht, sondern bei der Entscheidung über Alternativen sei im Zweifelsfall dem Vermögen zu intensiver Mitarbeit gegenüber dem bloßen Klang des Namens der Vorzug zu geben.

In Andreas Graf, den nicht zuletzt sein längerer Arbeitskontakt zur Historischen Kommission empfiehlt, meinen wir einen sowohl kompetenten als auch einsatzbereiten Kollegen zur Ergänzung des Beirats gefunden zu haben. Geboren 1952 in Ebersbach, studierte er Geschichte an der Universität Rostock, promovierte im Herbst 1990 an der Humboldt-Universität zu Berlin bei Ingo Materna mit einer Arbeit über „Anarchismus in der Weimarer Republik. Tendenzen, Organisationen, Personen“. Daß er dem Vorstand des Unabhängigen Historiker-Verbandes (UHV) seit seiner Gründung angehört, ist für ihn eine zusätzliche Empfehlung.

Die Bemühungen des Herausgebers, der Redaktion und des Beirats, die erreichte Qualität der IWK zu halten und ihr weiteres Erscheinen zu sichern, können jedoch nur solange erfolgreich sein, wie die finanziellen Voraussetzungen zu ihrer Realisierung gegeben sind. Wenn auch unsere Bilanz bisher positiv war und die Gesamtherstellung der IWK über Jahre aus eigenen Einnahmen finanziert werden konnte, so besteht jetzt Anlaß zur Sorge: *Die Zahl der Abonnenten ist rückläufig.* Natürlich versucht die Redaktion, diesem Trend und seinen finanziellen Folgen z.B. durch verstärkte Werbung einerseits und Einsparung andererseits entgegenzuwirken. Dem sind allerdings Grenzen gesetzt. Deshalb sind wir mehr als je zuvor auf Ihre Bereitschaft angewiesen, dazu beizutragen, die weitere Existenz der IWK zu sichern: *Werben Sie für die IWK! Machen Sie von unserem Angebot Gebrauch, noch lieferbare ältere Jahrgänge verbilligt zu beziehen!* An diejenigen von Ihnen, die bisher unsere Rechnungen noch nicht beglichen haben, richten wir den dringenden Appell:

Bitte überweisen Sie die fälligen Beträge möglichst umgehend!

Berlin-Nikolassee
im September 1992

Herausgeber und Redaktion der IWK



**Internationale wissenschaftliche
Korrespondenz zur Geschichte
der deutschen Arbeiterbewegung**

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

ÄLTERE IWK-HEFTE BILLIGER

Aus finanziellen Gründen und wegen mangelnder Lagerkapazität haben Herausgeber und Redaktion sich entschließen müssen, ältere IWK Hefte billiger anzubieten. Bis einschließlich H. 4/1987 beträgt der Preis pro Heft jetzt DM 5,- bzw. DM 20,- pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Folgende Hefte sind noch lieferbar:

H. 5 (Dez. 1967); H. 7 (Dez. 1968); H. 8 (Juni 1969); H. 14 (Dez. 1971);
H. 15 (Apr. 1972); H. 16 (Aug. 1972); H. 17 (Dez. 1972); H. 18 (Apr. 1973);
H. 19/20 (Dez. 1973);
Jg. 10 (1974) — Jg. 13 (1977) komplett H. 1.—4;
Jg. 14 (1978), H. 1 und H. 4;
Jg. 15 (1979) — Jg. 23 (1987) komplett H. 1.—4.

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

Historische Kommission zu Berlin

IWK-Redaktion

Kirchweg 33

W-1000 Berlin 38

Telefon: 030/816 001 41

Telefax: 030/816 001 34

DIE SOZIALDEMOKRATIE IN MÜNCHEN: ZUR VORSTELLUNGSWELT UND SOZIALEN STRUKTUR DER SOZIALDEMOKRATISCHEN ARBEITERBEWEGUNG IN DER BAYERISCHEN LANDESHAUPTSTADT (1890–1914)

Von Karl Heinrich Pohl

„Die Münchner gehören zum bajuwarischen oder bayerisch-österreichischen Stamm [. . .]. Der Altbayer ist von einfacher, gerader, kräftiger Art, allem Gekünstelten abhold. Das phlegmatische und das sanguinische Temperament mengen sich in ihm in eigentümlicher Weise. Er läßt sich im allgemeinen nicht so leicht aus seinem Gleichmut bringen, entwickelt keine hervorragende Unternehmungslust, mengt sich wenig in Anderer Sachen, mag sich aber auch nicht gern in seine eigenen dreinreden lassen; in Erregung gebracht, neigt er aber zu Trotz und Gewalttätigkeit. Sonst ist er gutmütig, leichtlebig und genußfreudig, er zeigt mehr Anlage für Gefühlseindrücke als für verstandesmäßiges Grübeln und hat vor allem einen offenen Sinn für die Schönheit der Natur und der Kunst. Im Umgang herrscht ein gewisser demokratischer, ungebundener Zug; die gesellschaftlichen Unterschiede spielen keine große Rolle, und bei Krug und Vergnügen verkehren die Stände und Klassen friedlich miteinander, ohne daß sich der Eine um Beruf und Vermögen des Anderen viel kümmert, Überhebung oder Unterwürfigkeit zu Tage tritt“.¹

Mit diesen Worten stellte 1902 die Münchner Sozialdemokratie die bayerische Bevölkerung (und damit auch ihre eigenen Mitglieder) den Genossen aus dem Reiche vor, die als Gäste zum Parteitag in die Landeshauptstadt gekommen waren. Das damit zusammengefaßte Urteil über den Habitus „der“ Bayern entsprach also offenbar nicht nur den Vorstellungen eines Großteils der Münchner Bevölkerung, wie sie in zahlreichen Memoiren überliefert sind,² sondern gab auch den Eindruck der Münchner Genossen über Bayern und seine Bevölkerung wieder. Insofern kann es als eine Grundlage sozialdemokratischen Selbstverständnisses und sozialdemokratischer Politik in Bayern gewertet werden.

Bis in die Gegenwart hinein hat sich dieser Topos von der „besonderen“ Mentalität der bayerischen Bevölkerung und der bayerischen Sozialdemokratie gehalten.³ Viele Autoren, die sich mit Bayern beschäftigen, meinen sogar, diese Mentalität gewissermaßen „implizit“ voraussetzen zu können, denn konkrete historisch-soziologische Untersuchungen über die „bayerische Mentalität“ oder die Vorstellungswelt der dortigen Sozialdemokratie gibt es bis heute nicht. Nach wie vor rangieren Behauptungen und Vermutungen vor wissenschaftlichen Untersuchungen. Angesichts dieser Umstände ist es eine wichtige Aufgabe, die gefühlsmäßigen (Vor)urteile durch konkrete, auf empirische Untersuchungen abgestützte Beschreibungen und

1 München-Festschrift zum Parteitag der deutschen Sozialdemokratie, 14. bis 20. September 1902, München 1902, S.6.

2 Vgl. hierzu Lujo Brentano, *Mein Leben im Kampf um die soziale Entwicklung Deutschlands*, Jena 1931; Hans Brandenburg, *München leuchtete. Jugenderinnerungen*, München 1953; Eugen Kirchpennig, *Geliebtes München. Ein Achtzigjähriger erzählt*, München 1957; Max Halbe, *Jahrhundertwende*, Danzig 1935; Moritz Julius Bonn, *So macht man Geschichte. Bilanz eines Lebens*, München 1953; Georg Hohmann, *Ein Arzt erlebt seine Zeit. Ansprachen, Lebensbilder, Begegnungen*, München 1954, und Ludwig Curtius, *Deutsche und antike Welt, Lebenserinnerungen*, Stuttgart 1950.

3 Zur Diskussion des Begriffes „Politische Kultur“ vgl. u.a. *Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung*. Hrsg. von Dirk Berg-Schlosser und Jakob Schissler, Köln 1987, und Karl Rohe, *Politische Kultur*, in: *Handbuch der Geschichtsdidaktik*. Hrsg. von Klaus Bergmann, Düsseldorf 1985, S.60–63. Zur Besonderheit Bayerns Alf Mintzel, *Besonderheiten der politischen Kultur Bayerns*, in: *Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung*, a.a.O., S.295ff, und Jürgen W. Falter, „Bayerns Uhren gehen wirklich anders“, *Politische Verhaltens- und Einstellungsunterschiede zwischen Bayern und dem Rest der Bundesrepublik*, in: *Zeitschrift für Parlamentsfragen*, Jg.13 (1982), S.504–521.

Analysen der Vorstellungswelt der Münchner Sozialdemokraten zu ergänzen — und damit auf einen gesicherten Boden zu stellen. Dieser Aufgabe will sich die folgende Studie in einem ersten — wenn auch nur vorläufigem — Schritt annehmen.

Die Untersuchung will sich jedoch nicht nur auf die Darstellung und Analyse der Vorstellungswelt der bayerischen Sozialdemokraten beschränken, obwohl eine ausführliche Untersuchung dieser Problematik, wie erwähnt, nach wie vor aussteht und eine befriedigende Darstellung hier auch nicht angeboten werden kann. Trotzdem will sie in einem zweiten Schritt versuchen, diesen „mental Bereich“ zu erweitern, aus seiner Isolierung herauszunehmen und an eine Analyse der sozialen Strukturen der Münchner sozialdemokratischen Arbeiterbewegung anzubinden. Auf diese Weise wird verhindert, daß die Analyse der Vorstellungen sozialdemokratischer Arbeiter in ideengeschichtlicher Abgeschlossenheit — fern der realen Wirklichkeit sozialdemokratischer Mitgliederpopulationen — verbleibt.

Überraschend ist, daß nicht nur im Bereich der „Mentalitätsforschung“ sondern auch bei der Analyse der sozialen Schichtung der Mitglieder von Sozialdemokratischer Partei und Freien Gewerkschaften ein erhebliches Defizit besteht. Selbst die neueste Geschichtsschreibung über die Arbeiterbewegung in München vernachlässigt diesen Aspekt. Sie geht davon aus, daß Material, das über die soziale Zusammensetzung von Freien Gewerkschaften und Sozialdemokratischer Partei Auskunft geben könnte, nicht mehr vorhanden ist und dementsprechend der Versuch, konkrete Aussagen zur sozialen Schichtung machen zu wollen, von vornherein zum Scheitern verurteilt sei.⁴ Das trifft so jedoch nicht zu. In den gedruckten Quellen der sozialdemokratischen Organisationen findet sich vielfältiges, bis heute noch nicht ausgewertetes Material über die berufliche Zusammensetzung von Partei und Gewerkschaften, aufgrund dessen Konturen der sozialen Schichtung der Arbeiterorganisationen erarbeitet werden können.⁵

Wenngleich der Versuch, Vorstellungswelt und Sozialstruktur der bayerischen Sozialdemokratie darzustellen und vorläufige Deutungen eines Zusammenhanges von sozialer Struktur und politischer Vorstellungswelt zu skizzieren, noch keineswegs erschöpfende Auskunft über die sozialdemokratische Arbeiterbewegung in Bayern (und München) und ihre Politik geben kann, ist dies ein erster Anstoß, in dieser Richtung weiter zu arbeiten. Die hier dargestellten vorläufigen Ergebnisse sollen erste Bausteine dafür sein. Sie wollen Ansatzpunkte dafür bieten, die besonders reformorientierte Politik der bayerischen Sozialdemokratie besser verständlich zu machen. Nur eine Analyse, die Vorstellungswelt und soziale Struktur ausreichend würdigt (und eine Untersuchung der ökonomischen, sozialen und kulturellen Rahmenbedingungen im Königreich sowie auf der Mikroebene, also im einzelnen Arbeiterhaushalt, anschließt), ist in der Lage, Politik, Selbstverständnis und Erfolge der Sozialdemokratie in Bayern angemessen zu erklären. Sie ist Vorbedingung für eine sozialgeschichtlich orientierte Parteigeschichte.

4 Merith Niehuss, Parteien, Wahlen, Arbeiterbewegung, in: München — Musenstadt mit Hinterhöfen. Die Prinzregentenzeit 1886–1912. Hrsg. von Friedrich Prinz und Marita Krauss (künftig zitiert: München — Musenstadt), München 1988, S.44–53.

5 Vgl. hierzu Karl Heinrich Pohl, Die Münchener Arbeiterbewegung. Sozialdemokratische Partei, Freie Gewerkschaften, Staat und Gesellschaft in München 1890–1914, (künftig zitiert: Karl Heinrich Pohl, München), München 1992, Anhang.

I.

Wie die Vorstellungswelt und die Mentalität der bayerischen Sozialdemokraten und ihrer Sympathisanten in den Freien Gewerkschaften sinnvoll analysiert werden können, ist bislang methodisch noch nicht ausführlich diskutiert, geschweige denn geklärt oder gar praktisch erprobt worden. Hier muß daher z.T. Neuland betreten werden — mit allen Konsequenzen, die das für eine gesicherte Argumentation hat. Als Konsens gilt in der bisherigen Diskussion, daß eine Analyse, die die Vorstellungswelt der Sozialdemokratie und ihrer Anhänger erarbeiten will, sich nicht darauf beschränken darf, die Diskussionen führender Sozialdemokraten und Gewerkschafter wiederzugeben. Es reicht nicht aus, Kenntnis über die Meinungen und Äußerungen der hohen bayerischen Mandatsträger zu erlangen, die Diskussionen auf Landes- und Gauparteitagen zu kennen und die veröffentlichte Meinung in den sozialdemokratischen Zeitungen und Zeitschriften zu eruieren.⁶

Das hat praktische und methodische Gründe. Zum einen — wenn dieser Zugriff denn sinnvoll wäre — könnte er für Bayern nicht verwirklicht werden. Das biographische Material über die bayerische Parteiprominenz reicht dazu in keinem Fall aus. Außer verschiedenen Arbeiten über Georg von Vollmar sowie einzelnen Skizzen über Adolf Braun, Kurt Eisner, Josef Simon und Johannes Hoffmann⁷ sind die Biographien führender Sozialdemokraten Bayerns weitgehend unbekannt. Insofern können auf diese Weise kaum Kenntnisse über die Anschauungen der führenden Parteimitglieder erlangt werden. Zum anderen ist aber — und dieses Argument wiegt schwerer — die Annahme, die Vorstellungswelt führender Persönlichkeiten entspreche der der Masse der Mitglieder und sei damit gleichzusetzen, nicht haltbar. Zwischen „oben“ und „unten“ bestanden sehr wohl Unterschiede — auch in der sich als Partei des Volkes verstehenden bayerischen Sozialdemokratie.

Um diese Schwierigkeit zu überwinden, muß man also auf eine tiefere „politische Ebene“ steigen, muß man die Vorstellungen auch der einfachen Parteimitglieder oder — wenn das nicht zu erreichen ist — wenigstens der unteren Funktionäre und der „Partearbeiter“ eruieren. Zu diesem Zwecke könnte man etwa die Protokolle sämtlicher Partei- und Gautage systematisch analysieren, um daraus die Vorstellungswelt der Parteidelegierten zu erschließen. Diesem an sich vorwärtsweisenden Gedanken stehen jedoch eine Reihe von Bedenken entgegen; einmal abgesehen davon, daß es sich hierbei erneut nicht um einfache Parteimitglieder handeln würde. Zum einen ist die Spannbreite der Themen, die dort diskutiert wurden, relativ eng. Schwerer wiegt noch der Nachteil, daß die Diskussionen in der Regel nach innen gefiltert und nach außen zielgerichtet verliefen. Wer die internen Briefwechsel der bayerischen Parteihäupter (Georg von Vollmar, Karl Grillenberger) kennt, weiß, daß ein großer Teil der Beiträge inhaltlich abgesprochen und „komponiert“ wurde. Oppositionelle Meinungsäußerungen hatten — so wenig das für die innerparteiliche Demokratie der SPD spricht — kaum Chancen, sich zu artikulieren; entweder wurden die Redezeiten eingegrenzt und abgeschnitten oder aber

6 Adelheid von Saldern, *Vom Einwohner zum Bürger. Zur Emanzipation der städtischen Unterschichten Göttingens 1890–1920. Eine sozial- und kommunalhistorische Untersuchung*, Berlin 1973, S.13.

7 Paul Kampffmeyer, *Georg von Vollmar, München 1930*, und Reinhard Jansen, *Georg von Vollmar. Eine politische Biographie*, Düsseldorf 1958; Peter Fasel, *Dr. Adolf Braun (1862–1929). Grundriß zu einer politischen Biographie*, Phil. Diss., Würzburg 1989; Falk Wiesemann, *Kurt Eisner. Studie zu einer politischen Biographie*, in: *Bayern im Umbruch. Die Revolution von 1918, ihre Voraussetzungen, ihr Verlauf und ihre Folgen*. Hrsg. von Karl Bosl, München 1969, S.387–426; Freya Eisner, *Kurt Eisner: Die Politik des libertären Sozialismus*, Frankfurt a.M. 1969; Josef Simon, *Schuhmacher, Gewerkschafter, Sozialist mit Ecken und Kanten*. Hrsg. von Adolf Mirkes, Köln 1985; Diethard Hennig, *Johannes Hoffmann. Sozialdemokrat und Bayerischer Ministerpräsident*. Biographie, München 1990.

solche Parteimitglieder, von denen man „unerwünschte“ Meinungsäußerungen befürchtete, wurden aufgrund einer örtlichen Auswahlstrategie gar nicht erst zu Parteitage eingeladen.

Außerdem stellten solche Parteitage, besonders dann, wenn die dort stattfindenden Diskussionen veröffentlicht wurden, meist den Versuch dar, die Partei nach außen hin als Einheit und mehr oder weniger „positiv“ darzustellen. Die Diskussionen waren daher in der Regel einer politischen Zielsetzung untergeordnet und gaben häufig nicht die tatsächliche Einstellung der Referenten und schon gar nicht die der einfachen Parteimitglieder wieder. Schließlich wollte man dem politischen Gegner keine Angriffsfläche bieten. Nicht zuletzt aber waren — wie erwähnt — mittlere und obere Parteiführung bei solchen Veranstaltungen „unter sich“. Die Vorstellungswelt derjenigen, die sich außerhalb dieser „halbgeschossenen“ Gesellschaft befanden, wurde auf den Parteitage nur höchst selten artikuliert. Ihre Vorstellungen zu erfahren muß jedoch das Hauptanliegen einer Darstellung sein, die sich mit „der“ Vorstellungswelt einer politischen Gruppierung befassen will.

Aus diesen Gründen soll hier ein anderes Verfahren angewendet werden. Es geht von einer Analyse der Wahl- und Agitationsreden aus, die eine mittlere Garnitur — vor allem — Münchner Funktionäre im Oberbayerischen in der Zeit von etwa 1890 bis 1905 gehalten hat und die bisher kaum systematisch ausgewertet wurden. Durch diese Reden kann man die Vorstellungswelt einer mittleren Schicht Münchner sozialdemokratischer Funktionäre relativ genau kennenlernen.⁸ Zu den Vorteilen dieser Quellen gehört es, daß es sich hierbei um Äußerungen einer Funktionärsschicht handelt, die sich vor allem Oberbayern zum Hauptagitationsfeld ausgesucht hatte, um dort neue Mitglieder zu gewinnen. Sie gab aus diesen „werbungstechnischen“ Gründen Äußerungen zu allen Lebensbereichen ab — offerierte gewissermaßen ein komplettes „sozialdemokratisches“ Weltbild. Zwar ist häufig schwer zu beurteilen, was an diesen Reden jeweils persönliche Vorstellung und was Parteilinie war. Angesichts der Fülle des überlieferten Materials und einer z.T. sehr genauen Protokollierung schälen sich aber sowohl individuelle Vorstellungen einzelner Redner zu einzelnen Problemen als auch grundsätzliche Aussagen in anderen Bereichen heraus. Die Gesamtheit der Reden — über tausend können allein für Oberbayern ausgewertet werden — geben sicherlich den „Bewußtseinsstand“ einer mittleren Münchner Funktionärsriege wieder — und spiegeln zugleich eine relativ große Bandbreite subjektiver Vorstellungen, die das Bild, das bisher über „die“ sozialdemokratische Vorstellung herrschte, deutlich modifizieren und verbreitern.

Besonders wichtig ist, daß diese Reden nicht nur etwas über die Vorstellungen der Redner aussagen. Von gleich großer, wenn nicht noch größerer Bedeutung ist, daß diese Reden in den meisten Fällen die einzigen Informationen darstellten, die die Zuhörer über Ziele und Wesen der Sozialdemokratischen Partei erhielten. Broschüren kamen nicht zu häufig in die Region. Außerdem dürften sie nicht sehr intensiv gelesen worden sein. Vor einer Lektüre stand schon der niedrige Bildungsstand der Bevölkerung. Aus diesem Grunde waren die Reden wichtige — wenn nicht die entscheidenden — Faktoren der Ideologiebildung in Oberbayern. Diese Reden waren es, die die Vorstellungswelt der einfachen Sozialdemokraten oder ihrer Sympathisanten formten und das Bewußtsein der Zuhörer entscheidend prägten. Ihr Inhalt kann geradezu gleichgesetzt werden mit den Vorstellungen, die die Freunde der Sozialdemokratie in Oberbayern von den Zielen der Partei entwickelten.

8 Vgl. dazu Karl Heinrich Pohl, München, S.149ff; danach auch die folgenden Gedanken.

Der Beweis dafür soll punktuell dadurch erbracht werden, daß Sitzungen sozialdemokratischer Vereine in der oberbayerischen Provinz, in denen Diskussionen der einfachen Mitglieder untereinander stattfanden (und die protokolliert worden sind), auf ihre Inhalte und ihre Vorstellungen analysiert werden. Dieses Verfahren zeigt nicht nur den Einfluß der Münchner Funktionärsriege (deren Vorstellungen hier praktisch wiedergegeben wurden), sondern gibt darüber hinaus, wenngleich auch nur sehr partiell, Auskunft, was die so häufig beschworene, aber so selten tatsächlich zu Wort kommende Basis der Sozialdemokratie dachte. Es zeigt sich, daß die Äußerungen der einfachen Parteimitglieder generell — wenn auch z.T. unbeholfen formuliert — die Vorstellungen der Münchner Redner wiedergaben, wenn man auf den Kern der Aussagen zurückgeht. Im allgemeinen sind diese Äußerungen, soweit das spärliche Quellenmaterial darüber Auskunft gibt, eher angepaßt, weniger „revolutionär“, kompromißbereiter und „staatstreuer“. Von revolutionären Vorstellungen der Basis, wozu allerdings die Reden der Münchner Funktionäre auch nichts beigetragen hätten, ist nirgendwo etwas zu bemerken.

Nicht zu unterschätzen ist schließlich, daß die Reden nicht nur Auskunft über die Vorstellungen der mittleren Funktionärsschicht — und möglicherweise über das offizielle Selbstverständnis der Münchner Partei — gaben und das Bewußtsein einer Generation von Sozialdemokraten in Oberbayern prägten. Folgt man den neuen Untersuchungen von Stefan Bleek,⁹ der sich u.a. mit den Wanderungsbewegungen in Oberbayern und München beschäftigt hat, ist besonders zu gewichten, daß der starke Strom von Zuwandernden in die Landeshauptstadt — aus dem sich das Wachstum Münchens im Gegensatz zu den meisten deutschen Großstädten rekrutierte — vor allem durch Oberbayern gespeist wurde. Damit fand nicht nur ein Transport von Arbeitskraft in die Stadt statt, sondern — wenn man davon ausgehen darf, daß diese Wanderungswelle sich nicht zuletzt aus Sozialdemokraten zusammensetzte — das aus München in die Provinz gebrachte „sozialdemokratische Ideengut“ wurde gewissermaßen in die Landeshauptstadt zurückgebracht und amalgamierte mit den Vorstellungen der dortigen Sozialdemokraten. Damit potenzierte sich die Wirkung der Reden der Münchner Funktionäre in Oberbayern um ein Mehrfaches. Man darf daher von einer großen Angleichung dieser Vorstellungen an die der Mehrzahl der Münchner Parteigenossen ausgehen.

II.

Die Ausführungen der Münchner Redner in der oberbayerischen Provinz berührten — wie zu erwarten — eine Vielzahl von Themenbereichen; interessant unter den hier zu behandelnden Gesichtspunkten sind vor allen Dingen die Themen, die allgemeine und einführende Probleme zum Inhalt hatten oder die sich mit speziellen Fragen des Sozialismus auseinandersetzten. Hier wurden Probleme des Kapitalismus erörtert, Bemerkungen zur Notwendigkeit der Organisation gemacht, das politische Aktionsprogramm erklärt sowie die ideologische Selbstdarstellung und die Auseinandersetzung mit linken Kritikern betrieben. Auf diesen Bereich — der sicherlich in hohem Maße ideologiebildend war — wird im folgenden in erster Linie Bezug genommen.

⁹ Stefan Bleek, *Quartierbildung in der Urbanisierung. Das Münchner Westend 1890–1933* (künftig zitiert: Stefan Bleek, *Quartierbildung*), Phil. Diss., München 1988; ders., *Das Stadtviertel als Sozialraum. Formen und Motive innerstädtischer Mobilität in München 1880 bis 1925*, Ms. München 1985; ders., *Münchens Westend. Fabrikgestank statt Bürgereleganz*, in: *München — Musenstadt*, a.a.O., S.69–73, und ders., *Mobilität und Selbsthaftigkeit in deutschen Großstädten während der Urbanisierung*, in: *Geschichte und Gesellschaft* (künftig zitiert: GG), Jg.15 (1989), S.5–33.

Auffällig ist, daß die Ausführungen der Redner über grundsätzliche politische Vorstellungen in der Regel sehr vage ausfielen. Über die prinzipiellen Ziele der Partei wurde nur sehr unbestimmt referiert — und das hing nicht nur mit der polizeilichen Überwachung zusammen, der sich alle sozialdemokratischen Versammlungen ausgesetzt sahen. Eine Definition oder eine Beschreibung z.B. dessen, was die Redner unter dem Kapitalismus — einem der tragenden Begriffe des sozialdemokratischen Selbstverständnisses — verstanden, erfolgte in den meisten Fällen nicht. Selbst bei einem Vortrag des Redakteurs der „Münchener Post“, Martin Gruber, mit dem Thema: „Kapital und Arbeit“,¹⁰ notierte der überwachende Polizeibeamte nur: „Wer erwartet haben sollte, von dem Redner über die national-ökonomische Bedeutung von Kapital und Arbeit oder über die Wechselbeziehungen beider etwas zu erfahren, mußte von dem Vortrag sehr enttäuscht gewesen sein, denn von solchen Dingen war kaum die Rede. Vom Kapital wußte Gruber nur zu sagen, daß die Kapitalisten und Unternehmer die größten Feinde der Arbeiter seien, welche mit allen gesetzlich zulässigen Mitteln [...] bekämpft werden müßten“. Gerade diese Rede erhielt jedoch, was längst nicht immer der Fall war, stürmischen Beifall, ein Hinweis darauf, daß die vom Beamten erwarteten Ausführungen von den Zuhörern offensichtlich nicht vermißt wurden.

Genauere Definitionsversuche von „Kapitalismus“ machte nur der Maurer Alois Putz aus München. Er stellte fest, daß es der Kapitalismus sei,¹¹ „welcher die Lage der Arbeiter verschlechtert, in dem er in seiner verabscheuungswürdigen Gewinnsucht nur möglichst billige Arbeitskräfte zu erhalten suche, unbekümmert darum, ob der Arbeiter von seinem Verdienst auch seinen Unterhalt bestreiten könne oder nicht“. Putz wußte genau wovon er redete. Die Konkurrenz der italienischen Wanderarbeiter machte den Maurern Münchens große Schwierigkeiten, drückte das örtliche Lohnniveau und stellte die Solidarität der Münchner Bauarbeiter auf eine harte Probe.¹²

Franz Pokorny wiederum — ein „rednerischer Import“ aus dem Westen — erklärte in Bezug auf den Klassenkampf, einen weiteren zentralen Faktor im sozialdemokratischen Selbstverständnis, daß dieser durch die Verhältnisse im modernen Kapitalismus entstehe. Er sei „der Kampf der einzelnen Klassen gegeneinander, welche sich nicht verstehen *wollen*; der Kampf zwischen Besitz und Arbeitskraft und nicht zwischen Herrschern und Beherrschten“.¹³ Diese Formulierung sollte den Zuhörern sicherlich vor allem den ökonomischen Aspekt des Klassenkampfes verdeutlichen. Die Ausführungen in dieser Form verdunkelten jedoch den Zusammenhang zwischen ökonomischer und politischer Macht in hohem Maße. Außerdem war die — weiterhin — geäußerte Ansicht, daß der Klassenkampf nicht zwangsläufig notwendig und historisch unabwendbar, sondern gewollt sei, höchst anfechtbar. Wille und ethische Werte wurden damit an die Stelle des Primats der ökonomischen Entwicklung gesetzt, ein Ansatz, der im süddeutschen Raum von vielen prominenten Politikern, wie etwa Eduard David, Paul Kampffmeyer und auch Kurt Eisner¹⁴ vertreten wurde, der aber der marxistischen Theorie nicht entsprach.

10 Martin Gruber (München) am 19.11.1900 bei einer Rede in Miesbach, StA München, RA 57796.

11 Ausführungen von Alois Putz (München) in Memmingen, 23.5.1897, Protokoll vom 29.5.1897, StA Neunburg, Regierung 9744.

12 Vgl. zu diesem Problem Erich Kasberger, Berg am Laim. Stadtrand und Spekulation, in: München — Musenstadt, S.74–80, hier: S.74ff.

13 Franz Pokorny, 20.8.1905 in Penzberg, StA München, LRA 127717.

14 Vgl. dazu Karl Heinrich Pohl, Kurt Eisner und die Räterepublik in München, in: Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen. Hrsg. von Manfred Hettling u.a., München 1991, S.225–236, und ders., Bausteine für die Unterrichtspraxis: Rede Kurt Eisners auf der ersten Sitzung des Münchner Arbeiterrats

Eine solche Interpretation blieb allerdings die Ausnahme. In der Regel wurde betont, wie der ehemalige Reichstagsabgeordnete Georg Birk den Bergarbeitern von Hausham klarmachte, „daß sich die politischen und wirtschaftlichen Fragen nicht voneinander trennen lassen [. . .]. Das Großkapital habe eine gewaltige Macht erlangt, es sei die eigentliche Internationale Regierung“¹⁵ — eine Behauptung, die die Bergarbeiter Oberbayerns aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen mit den Unternehmern zu bestätigen vermochten.

Daß im Kapitalismus die Verhältnisse nicht besser seien als in der griechischen Sklaverei, betonte der Vorsitzende der Schreinerergewerkschaft Münchens, Anton Raith.¹⁶ Aus diesen Gründen seien die Arbeiter gezwungen, zu „anderen Selbsthilfemitteln zu greifen, der Kapitalismus müsse energisch bekämpft werden, allerdings nicht mit Gewalt, sondern die Arbeiter müßten sich, um Vorteile selbst zu erreichen, fest zusammenschließen und organisieren. Nur in diesem Mittel liege die Selbsthilfe der Arbeiter. Die großen unpolitischen Streiks hätten zur Genüge gezeigt, daß die Organisation der Arbeiter das alleinige Mittel sei, [um] die Ausbeuter und Großindustriellen müde zu machen“. Dazu seien die Arbeiter um so mehr verpflichtet, als sie „bloß ihre Arbeitskraft anzubieten [hätten], welche sie möglichst vorteilhaft verkaufen sollten, sie seien die eigentlichen Arbeitgeber, also hätten sie den Preis der Arbeit zu bestimmen“.¹⁷ Daß Fernziel dieses organisierten Kampfes gegen „die Ausbeutung der Arbeiter“ sei es, „die jetzige Kapitalproduktionsweise zu zerstören“. Gelingen den Arbeitern „ein Sieg in dieser Beziehung [. . .], wären die Maschinen nicht mehr Eigentum des Einzelnen sondern der Gesamtheit“. Die Folge sei die „Herabsetzung der Arbeitszeit soweit möglich, ein Steigen der Löhne und Beseitigung der Arbeitslosigkeit [. . .]. Alles könne nicht mit einem Schlag erreicht werden“.

Auch andere Redner wiesen, wenn auch nicht so präzise, auf die zielgerichtete Entwicklung der Geschichte hin, die zum Sieg des Sozialismus und zum Unterliegen des Kapitalismus führen werde: „Wenn man den Behauptungen der zahlreichen Gegner der Sozialdemokratie glauben dürfte, dann wären die Angehörigen derselben die schlechtesten Leute, die auf der Erde herumlaufen. Religions- und Gewissenlosigkeit, Feind jeder Ordnung, der Ehe werden den Sozialdemokraten vorgeworfen. Dieselbe sei [aber] nicht in den Köpfen einiger genialer oder aufgeregter Männer erdacht und durch Gewinnung unzufriedener Menschen, deren es zu allen Zeiten genug gegeben habe, zu der mächtigen Partei geworden, die sie unbestritten jetzt sei, sondern naturnotwendig infolge der Entwicklung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse, der Aufsaugung der Kleinbetriebe durch Fabriken [wovon in München allerdings keine Rede sein konnte], der zunehmenden Verschuldung und Verarmung entstanden; sie werde in dem kommenden Auflösungsprozeß progressiv weiter wachsen und in absehbarer Zeit die herrschende Partei sein. Der heute noch mächtige Kapitalismus sei im wirtschaftlichen Leben der Völker, die nicht nach Jahren, sondern nach Entwicklungsphasen rechnen, ebensogut eine vorübergehende Erscheinung wie die Sklaverei, das Zunftwesen und viele andere Erscheinungen, die im Laufe der Jahrhunderte vergangen sind“.¹⁸

[Forts. Anm.14] am 5.12.1918, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, (künftig zitiert: GWU), Jg.42 (1990), S.290–302.

15 Georg Birk (München) am 1.7.1900 in Hausham, Protokoll vom 2.7.1900, StA München, RA 57842.

16 Anton Raith (München) am 4.9.1898 in Pasing, Protokoll vom 6.9.98, StA München, RA 57842; danach auch die folgenden Gedanken und Zitate. Die Aufforderung, sich zu organisieren, fehlte in keiner Versammlung.

17 Joseph Lang in einer Rede vor Steinarbeitern in Neustadt/W. am 12.12.1898, StA Amberg, Reg., KdI, Tit. II, Nr.1710.

18 Sebastian Wittl (München) am 1.7.1900 in Memmingen, Protokoll vom 7.7.1900, StA Neunburg, Regierung 9747.

Genaue Vorstellungen von dem neuen Zukunftsstaat vermochte jedoch keiner der Redner seinen Zuhörern zu vermitteln. Wie dieser Staat aussähe, so der Augsburger Redakteur Hans Rollwagen, „das wissen auch die Sozialdemokraten nicht; aber das sei sicher, daß in dem sozialistischen Zukunftsstaat jeder Mensch, der arbeite, auch genießen werde, daß jeder als Mensch und Bruder angesehen werde“.¹⁹ Der Weg dahin werde so verlaufen, daß der Mittelstand untergehen werde. Das sei allerdings nicht die Schuld der Sozialdemokratie, „sondern ein Entwicklungsgang, wie er aus den wirtschaftlichen Verhältnissen resultiere“. Der Untergang des Mittelstandes würde allerdings noch dadurch beschleunigt, da dieser sich weigere, mit den Arbeiterorganisationen zusammenzuarbeiten und sogar versuche, sie zu unterdrücken.

Die Sozialdemokratie sei jedoch die „einzige Partei, welche dem Handwerker, dem Klein Kaufmann und dem Arbeiter [. . .] nütze und dafür arbeite, daß die Lebensverhältnisse dieser Kategorien auf dem Stande der heutigen Gesellschaftsordnung besser werden“, ergänzte der ebenfalls aus Augsburg stammende Redakteur Hermann Mattutat die Ausführungen seines Kollegen Rollwagen.²⁰ Auch die Münchner Agitatoren versuchten in der Regel den Handwerkern und dem Mittelstand auch im Sozialismus eine Zukunft zu prophezeien. Es zeigt sich also eine erhebliche Bandbreite in der Argumentation, die vor allem zwischen den Nürnberger und Münchner Referenten herrschte, aber auch innerhalb des Augsburger Sozialdemokratischen Vereins deutlich wurde. Für Oberbayern ist entscheidend, daß der Nürnberger Einfluß in Oberbayern nur minimal blieb, Agitatoren aus der fränkischen Metropole nur sehr selten auftraten und ihre ideologischen Vorstellungen die dortige Bevölkerung daher kaum beeinflussen.

Ein weiterer Schwerpunkt der Ausführungen der Münchner Agitatoren lag in dem Bemühen, ihren Zuhörern die Notwendigkeit der politischen und gewerkschaftlichen Organisation nahe zu bringen. Nur auf diesem Wege sei es möglich, „bessere Lohnverhältnisse zu schaffen und Abhilfe bei bestehenden Mißständen mit Erfolg veranlassen zu können“.²¹ Auf diesen Punkt wurde von den Rednern im allgemeinen mit großem Geschick und genauer örtlicher Sachkenntnis eingegangen.²² Die Arbeiter dürften nicht zusehen, daß die Kapitalisten „den Rahm abschöpfen und ihnen [den Arbeitern] nur das blasse Wasser bleibe. Ein Stück Vieh sei in dieser Beziehung dem [unorganisierten] Arbeiter voraus, das sträube sich, wenn es zur Schlachtbank geführt wird, der Arbeiter aber lasse sich willig ausschinden, der sträube sich nicht, weil er aufgehört habe zu denken, weil er stumpfsinnig geworden sei“.²³ Kapitalisten und Meister behielten zwei Drittel des verdienten Lohnes für sich. Um diese Teile würden die Arbeiter betrogen. Mit einer solchen Argumentation wurde in Anlehnung an den Mehrwert und seine Aneignung durch Kapitalisten und Meister ein Stück vereinfachter sozialistischer Theorie geboten.

19 Rede Hans Rollwagens (Augsburg) am 17.1.1904 in Nördlingen, Protokoll vom 22.1.1904, StA Neunburg, Regierung 9751.

20 Hermann Mattutat (Augsburg) am 21.6.1896 in Mindelheim, StA Neunburg, Regierung 9743.

21 Georg Geisbüsch (München) am 29.10.1899, Protokoll vom 6.11.99, StA München, RA 57796.

22 Vgl. hierzu die Ausführungen Karl Breders (Augsburg) in Kulmbach, 27.6.1897, Protokoll vom 28.6.97, StA Neunburg, Regierung 9744.

23 Maurer Alois Putz (München) in Memmingen, 23.5.1897, Protokoll vom 29.5.97, StA Neunburg, Regierung 9744; danach auch die folgenden Gedanken.

Genau so wichtig wie die Organisation in Gewerkschaften sei der Beitritt zur Sozialdemokratischen Partei. Sie allein könne durch ihre Tätigkeit in Land- und Reichstag dazu beitragen, alle die Arbeiter bedrückenden Probleme zur Sprache zu bringen und zu beseitigen, wie der Münchner Redakteur Eduard Schmid — der spätere Bürgermeister der Landeshauptstadt — in einem Gleichnis verdeutlichte:²⁴ „Das ganze deutsche Reich gleiche einem großem mächtigen Körper, an dem verschiedene Glieder krank seien. Die kranken Glieder seien die Millionen von Lohnarbeitern, kleinen Gewerbetreibenden und Landwirte. Die Ärzte, welche diesen Körper behandeln, das seien die Spitzen der Regierung. Diese suchten zwar die kranken Glieder zu heilen [...], allein das Pflaster komme nur zu oft auf den unrichten Fleck. Die Schuld treffe das Volk selbst, weil es immer wieder Abgeordneten das Vertrauen schenkt, welche die Leiden und die Not des Volkes nicht kennen. Es müssen Vertreter des Volkes in den Reichs- und Landtag geschickt werden, welche das Augenmerk auf das Elend des Volkes lenken“.

Mit diesem Bilde kennzeichnete Schmidt in einfacher Weise das Urteil der bayerischen Parteiführung über die Situation in Bayern und die sich daraus ergebenden Konsequenzen. Der Staat wurde nicht als grundsätzlich feindselig oder bekämpfungswert hingestellt, sondern als ein an sich gutwilliges Instrument, das es zu erobern galt und von dem die „falschen“ Berater fernzuhalten seien. Diese generelle Beurteilung der Situation der Sozialdemokratie in der bürgerlichen Gesellschaft gab auch die Methoden der Eroberung der Macht an: „Nicht unter Anwendung von Gewalt sondern mit den Waffen des Geistes soll[te] das Ziel [...] erreicht werden“.²⁵ Letztes Ziel sei die Umgestaltung der ganzen Produktionsweise auf dem Wege der Gesetzgebung“.²⁶ „Nicht auf dem Wege der Revolution, sondern innerhalb der durch das Gesetz gegebenen Schranken“ sollten die sozialdemokratischen Ziele angestrebt werden,²⁷ und von niemandem dürften sich die Sozialdemokraten zu illegalen Handlungen hinreißen lassen,²⁸ lauteten die Formulierungen fast aller Redner.

Daher versuchten die Redner mit allen Mitteln zu verdeutlichen, daß sich die bayerischen Sozialdemokraten nicht außerhalb des Staates stellen wollten. Ihr Ziel sei es vielmehr, „sich im öffentlichen Leben als brauchbare Staatsbürger zu benehmen [...], [denn] wenn es den Arbeitern gut gehe, seien sie auch brauchbare Staatsbürger und gute Patrioten. Die Arbeiterorganisation sei daher nicht staatsgefährdend, sondern staatsershaltend: Mit verkümmerten, ausgemergelten Soldaten hätten die Kriege im Jahre 1870/71 nicht gewonnen werden können“.²⁹ In jeder Beziehung seien „die Sozialdemokraten keine vaterlandslosen Gesellen; sie hätten Gefühl für das Vaterland. Das Capital hätte kein Vaterland. Sie wollten nur Zustände

24 Eduard Schmid (München) am 19.11.1894 in Traunstein, Protokoll vom 20.11.94, StA München, RA 57795.

25 Dr. Rüdts am 20.7.1891 in Ansbach, Protokoll vom 7.8.91, StA Nürnberg, KdI, Abgabe 1932, Tit. II, Nr.911. Rüdts verwies allerdings — und darin unterschied er sich von allen anderen Agitatoren — auch darauf, daß, wenn die Koalitionsfreiheit eingeschränkt würde, „dann könne für nichts mehr garantiert werden, dann könnte die Umwälzung möglicherweise auf gewaltsame Weise vor sich gehen müssen“ (ebda).

26 Karl Breder (Augsburg) in Krumbach, 29.6.1894, Protokoll vom 30.6.94, StA Neunburg, Regierung 9741.

27 Schumacher in Bad Reichenhall am 15.5.1897, Protokoll vom 16.5.97, StA München, LRA 67887.

28 Ausführungen Hermann Mattutats (Augsburg) in Memmingen am 21.6.1897, StA Neunburg, Regierung 9744.

29 Rede des Vorsitzenden des Verbandes der Lagerarbeiter in Deutschland, Schröder (Bochum) am 2.10.1904, Protokoll vom 3.10.04, StA München, RA 58742.

schaffen, daß sie sich in ihrem Vaterland besser fühlten“.³⁰ Von hemmungslosem Internationalismus, Feindschaft gegenüber dem Reich oder Bayern, sowie militantem Antimilitarismus war in diesen Ausführungen nichts zu bemerken.

Einen breiten Raum nahm in allen Darstellungen die Erläuterung des politischen Programmes und der politischen Grundforderungen ein. Das ist um so verständlicher, als sich die bayerische Sozialdemokratie seit ihrer Neugründung im Jahre 1892 vor allem als Partei des reformerischen Sozialismus verstand, die ihre Ziele im bestehenden Staat verwirklichen, diesen allerdings dadurch auch verändern wollte. Daher ist leicht verständlich, daß in der Argumentation der Redner das für die Gesamtpartei gültige — „ideologiebeladene“ — Erfurter Programm kaum existierte, während das reine Aktionsprogramm der bayerischen Sozialdemokraten — das den praktischen Bedürfnissen weitgehend Rechnung trug — immer im Mittelpunkt stand. In der Regel wurde das bayerische Programm als allgemeines sozialdemokratisches Programm dargestellt — was es *nicht* war.

Die hauptsächlichen Forderungen der Redner waren:³¹

- Allgemeines Wahlrecht (Proportionalwahlrecht, Wahlrecht ab 20 Jahren, Abhaltung der Wahlen an Sonntagen, Zahlung von Diäten).
- Freies Versammlungs- und Vereinsrecht.
- Direkte Gesetzgebung durch das Volk, Änderung des Rechtssystems (Wahl der Richter durch das Volk, stärkere Laiengerichtbarkeit, Öffentlichkeit des Militärprozeß-Verfahrens).
- Verstärkung der Rechte des Landtages, zweijährige Gesetzgebungsperiode, jährliche Steuerbewilligung.
- Einschränkung des Militarismus, Entscheidung über Krieg und Frieden durch das Volk.
- Verkürzung der Arbeitszeit (Achtstundentag), Stärkung der Gewerbeinspektion, Verbesserung der Arbeiterschutzgesetzgebung.
- Beseitigung aller indirekten Steuern.
- Neuregelung des Schulwesens, Beseitigung des Religionsunterrichtes in den Schulen, Verweisung der Religion in das Privatleben.
- Unentgeltlichkeit der ärztlichen Hilfe.

Entsprechend dieser auf praktische Forderungen ausgerichteten Politik wurden die Anhänger in der Provinz über die Väter des Sozialismus und deren theoretische Prämissen kaum informiert. Wenn die Rede überhaupt auf diese Väter kam, wurde in der Regel nur der Name Ferdinand Lassalle genannt. Viel intensiver war demgegenüber die Auseinandersetzung mit drohenden anarchistischen „Umtrieben“, vor denen eindringlich gewarnt wurde:³² „Die Sozialdemokraten unterschieden sich prinzipiell von den Anarchisten, da die letzteren auf dem Wege der Gewalt jede organisierte Regierung umstürzen und unmöglich machen, die

30 Wimmer (Nürnberg) in Burglengenfeld am 24.10.1897, StA Amberg, Reg. KdI, Nr.13684. Dieser nationalen Stellungnahme schloß sich auch Karl Breder aus Augsburg an, was von dem protokollierenden Beamten mit einer gewissen Häme kommentiert wurde: „Der Vorwurf des mangelnden Patriotismus [der Kapitalisten] aus dem Munde eines Wortführers der Sozialdemokratie klang etwas komisch und das mochte der Redner auch gefühlt haben, da er seine diesfälligen Ausführungen rasch abschloß“. Karl Breder in Krumbach am 29.6.1894, Protokoll vom 30.6.94, StA Neunburg, Regierung 9741.

31 Gewöhnlich wurden — ohne programmatische Erklärungen — „unsere“ sozialistischen Forderungen aufgezählt, die immer einem Teil des Landtagsprogramms der bayerischen Sozialdemokraten entsprachen. Nur höchst selten wurden aber alle dort aufgelisteten Forderungen erwähnt.

32 Karl Breder (Augsburg) vor dem Wahlverein in Augsburg über das Thema: Sozialismus und Anarchismus am 19.3.1892, Protokoll vom 11.4.92, StA Neunburg, Regierung 10063.

ersteren aber mit Hilfe des Stimmzettels zur Regierung gelangen und dann nach sozialdemokratischen Grundsätzen regieren wollen.“ Der Redner Mattutat aus Augsburg faßte den Problembereich dahingehend zusammen,³³ daß, „wenn auch die Befreiung des Proletariats vom Lohnsklaventum und eine Reihe anderer Zwecke ebenso Aufgabe der Sozialisten wie Anarchisten sei, [. . .] die Mittel völlig verschieden [seien . . .]. Die Erfahrung zeige unleugbar, daß die Mittel der Sozialdemokraten die richtigen, jene der Anarchisten aber falsche, niemals zum Ziele führende seien. Die Propaganda der Tat, die geworfene Dynamitbombe, habe nur den Zweck erreicht, daß die Proletarier, insbesondere die Sozialdemokraten, seitens der Gewalthaber noch mehr maßgeregelt und geknechtet würden [. . .]. Deshalb sei es wahn-sinnig zu nennen, sich solcher Partei anzuschließen“.

Zusammenfassend läßt sich zu den Darstellungen der Münchner Redner sagen, daß Sozialdemokraten in der oberbayerischen Region dadurch kaum etwas über theoretische sozialistische Vorstellungen erfuhren. Ihnen wurde die Gewißheit vermittelt, daß die Sozialdemokratie (mit Hilfe ihrer Organisationen) die bestehenden Verhältnisse ändern wollte (und ändern würde), damit die Arbeiter zu mehr Rechten, zu mehr Wohlstand und zu wichtigen kulturellen Gütern kommen könnten. Der Weg zu praktischen Verbesserungen, zu mehr Rechten und materiellem Wohlstand werde nur und allein über eine legale Eroberung der Macht im Staate erfolgen, durch Wahlerfolge im Reich, in den Ländern und in den einzelnen Kommunen. Gewalt sei immer und in jedem Falle strikt abzulehnen. Mehrheitsbildung und Überzeugungsarbeit wurden eindeutig höher bewertet als die kämpferische Auseinandersetzung oder gar der Gedanke an den revolutionären Umsturz. Die Veränderung der bestehenden Gesellschaft in einer Weise, die allen Menschen — nicht nur den Arbeitern — ein sorgenfreies Leben ermöglichen würde, erschien als die Zukunftsvision dieser Sozialdemokraten. Bis es allerdings dazu kommen würde, würden schwere Auseinandersetzungen notwendig werden, die aber von der Sozialdemokratie deshalb bestanden würden, weil sie auf dem richtigen — nämlich dem legalen — Wege voranschreite.

III.

Welche Wirkungen diese sozialdemokratische Überzeugungsarbeit in den Köpfen der oberbayerischen Arbeiter hatte, soll am Beispiel der Sozialdemokraten im Allgäu skizziert werden. Aufgrund der vorhandenen Quellen ist es möglich, zumindest einen punktuellen Eindruck von der Rezeption des sozialdemokratischen Gedankengutes, wie es von den Münchner Rednern vermittelt wurde, darzustellen.

Zum wirtschaftlichen und sozialen Erfahrungshorizont der Sozialdemokraten im Allgäu ist vor allem zu bemerken, daß die Industrialisierung dort bereits eine erhebliche Rolle spielte. Nach Angaben der Freien Gewerkschaften waren z.B. in den Spinnereien und Webereien in Kempten um die Jahrhundertwende schon etwa 2.000 Textilarbeiter und -arbeiterinnen beschäftigt; im Allgäu insgesamt waren es etwa 5.600; ein Drittel davon waren männlich, zwei Drittel weiblich.³⁴ Die Entlohnung erfolgte in der Regel nach einem ausgeklügelten Akkordsystem. Das führte vor allem im Krankheitsfall zu überproportional hohen Lohneinbußen, da

33 Rede Herrmann Mattutats (Augsburg) in Kempten am 15.8.1896, StA Neunburg, Regierung 9743.

34 Münchner Post, vom 10.3.; 11./12.3. und 13.3.1900: „Die Arbeits- und Lohnverhältnisse der Textilarbeiter im Allgäu“; danach auch die folgenden Informationen. Zur Ergänzung vgl. Deutscher Holzarbeiter-Verband: Rechenschafts-Bericht des Gauvorstandes (Gau 14) für das Jahr 1905, München 1906, mit einer Statistik über die Lohn- und Arbeitsverhältnisse. . . in Kempten 1905, S.9f.

die Prämie in den höheren Einkommensstufen 50% des Lohnes erreichen konnte. Hilfsarbeiter verdienten in der Regel zwischen 1,90 bis 2,50 Mark am Tag (Frauen: 1,30 bis 1,70), Spinner zwischen 1,80 bis 2,00 Mark. In den Webereien lagen die Löhne zwischen 5 bis 20 Mark in der Woche. Das durchschnittliche Einkommen der männlichen Arbeiter in den Allgäuer Textilfabriken betrug zwischen 1,71 bis 2,09 Mark am Tag, je nach Beschäftigungsart. Die Arbeitszeit betrug in der Regel elf Stunden. Etwaige Ausfälle durch Arbeitslosigkeit oder Krankheit waren bei diesen Einkommen nicht berücksichtigt.

Die Arbeitserfahrungen der sozialdemokratisch organisierten Arbeiter des Allgäus waren also zu einem erheblichen Teil bereits durch den industriellen Großbetrieb gekennzeichnet. Die Macht der Großunternehmer sowie der hohe Anteil von Frauenarbeit setzten der gewerkschaftlichen und politischen Organisation zudem schwere Hemmnisse entgegen — vor allem Frauen waren für Gewerkschaften und Partei zu diesem Zeitpunkt noch kaum organisierbar. Dementsprechend war die Organisation im allgemeinen noch sehr schwach. Das konnte örtlich aber durchaus differieren.

In Immenstadt lagen die Dinge für die Sozialdemokraten z.B. besonders schlecht. Dort war bereits Mitte der 90er Jahre die Agitation zum Stillstand gekommen, nachdem „der Immenstadter Fabrikherr 3 als Sozialdemokraten bekannte Familienväter auf die Straße geworfen“ hatte.³⁵ Auch in Kaufbeuren scheinen die Bedingungen für eine Organisation schwer gewesen zu sein. „Die Fabrikarbeiter beteiligen sich [dort] in Folge drakonischer Zwangsmaßnahmen der Arbeitgeber, verbunden mit einem regelrechten Spionagesystem [der Unternehmer], fast gar gar nicht an der Bewegung, ebenso wenig nehme der kleine Bürgerstand [ein wichtiges Zielobjekt der bayerischen Sozialdemokratie] daran teil, abgerechnet etliche zugereiste Handwerker“.³⁶ Auch die eher positiven Angaben der Memminger Genossen über ihre Stärke sind mit großer Vorsicht zu interpretieren. Ihre Behauptung, die Anhängerschaft nehme kontinuierlich zu, und „es würde die Bewegung sogar durch Angehörige der Bürgerschaft finanziell unterstützt“, wurde vom dortigen Magistrat energisch bestritten.³⁷ Mitte der 90er Jahre machte jedenfalls die Memminger Partei eine schwere Krise durch — sie zählte nur noch knapp zwanzig aktive Mitglieder.

Etwas erfolgreicher schienen die Sozialdemokraten offenbar nur in Kempten gewesen zu sein, wo — wie die Polizei feststellte — das „revolutionäre Gift“ der Sozialdemokraten — aber auch der Liberalen um Ludwig Quidde — in „alarmierender Weise“ zu wirken begann.³⁸ Trotz der relativen Stärke und der gleich scharfen Verfolgung durch die Fabrikherren wie in den anderen Städten des Allgäus gab es jedoch auch für die Kemptener Sozialdemokraten nur einen einzigen politischen Weg: die Taktik des Reformismus. Auch sie sahen ihre Aufgabe darin, strikt auf legalem Wege sukzessive die Verstärkung der Organisationen zu erreichen, um so ihre Lage wenigstens minimal zu verbessern. Das entsprach genau den Vorstellungen der Funktionäre und der einfachen Parteigenossen, die verkündeten:³⁹ „Sie seien keine Verbrecher, keine Umstürzler, sie seien vielmehr die Stützen der Ordnung und wollten nur so

35 Bericht vom 4. Schwäbischen Parteitag, 5./6.4.1896, Protokoll vom 8.4.96, StA Neunburg, Regierung 18267.

36 Stiebe, a.a.O., „Bericht aus Kaufbeuren“.

37 Bericht des Magistrats der Stadt Memmingen an das Staatsministerium des Innern (als Kommentar zum Bericht) vom 18.4.1896, StA Neunburg, Regierung 10063.

38 Bericht aus Kempten vom 14.3.1897, StA Neunburg, Regierung 9744.

39 Ausführungen eines nicht namentlich genannten Sozialdemokraten in der Parteiversammlung vom 1.9.1900, Bericht des Magistrats der Stadt Kempten vom 7.9.1900, StA Neunburg, Regierung 9747; danach auch das folgende Zitat eines weiteren, ebenfalls nicht namentlich genannten Arbeiters.

viel, daß sie auch als Menschen leben könnten. Die Not soll gehoben werden, diese bestehe [aber] nicht bloß in den Arbeiterkreisen, sondern bis hinauf, es gebe auch Beamte, welche nicht so viel haben wie sie brauchen; die seien noch schlechter daran als sie, die Arbeiter, denn diese müßten auch noch standesgemäß auftreten. Das solle anders werden“.

Von einer Klassenkampfstimmung konnte im Allgäu also trotz aller Not und Unterdrückung keine Rede sein. Mitbedingt durch den eigenen Erfahrungshorizont wurde von den Sozialdemokratischen Vereinen und ihren Mitgliedern der legale Reformkurs der Landespartei vorbehaltlos unterstützt. Dieser „Legalitätskurs“ ging sogar so weit, daß das bestehende Wirtschafts- und Gesellschaftssystem nicht einmal ansatzweise infrage gestellt, sondern nur seine unvollkommene Form kritisiert wurde: Es „wurde [in einer sozialdemokratischen Versammlung] auch viel über die Gesetze gesprochen, deren Notwendigkeit und Zurechtbestehen die [sozialdemokratischen] Redner anerkannten auch zum Teil deren Güte. Doch fehle es an der Durchführung und Handhabung. Ein Unterschied werde gemacht zwischen Groß und Klein. Alle Gesetze seien eben Kautschuck, nur nicht die Gesetze gegen die Arbeiter. So werde ein Arbeiter, der einen anderen an der Arbeit hindere, womöglich mit Zuchthaus bestraft; der Fabrikherr aber, welcher ohne Grund den Arbeiter sofort entläßt, bloß weil er vielleicht der berufenen Behörde [!] einen vorhandenen Mißstand aufdeckt oder über die Ausbeutung der Arbeiter in dieser Fabrik Mitteilung gemacht hat, und dadurch den Arbeiter an der freiwilligen Fortsetzung der Arbeit hindere, werde nicht bestraft“.⁴⁰

Wichtige Diskussionsgegenstände in den Versammlungen waren daher nicht grundsätzliche, sondern immer praktische und konkrete Fragen, die die Arbeiter unmittelbar interessierten. So diskutierten sie ausführlich über die Leistung des Staatsbürgereides, über die medizinische Versorgung mit Verbandskästen in den Fabriken, über die Justiz und ihre Urteile gegenüber Arbeitern, über Lehrlingsausbildung, Beleidigung von Polizisten, über Lohnabzüge u.a.m.⁴¹ Ein zentraler Diskussionsgegenstand war die Fabrikinspektion. Die Tätigkeit des Inspektors konnte — wenn er die Interessen auch der Arbeiter wahrnahm — tief in das soziale Gefüge einer Fabrik eingreifen und den Arbeitern im konkreten Arbeitsleben äußerst nützlich sein. Mit seiner Tätigkeit zeigte der Staat zugleich seine sozialpolitischen Intentionen. Er konnte sich als „arbeiterfeindlich“ entlarven, aber auch als „arbeiterfreundlich“ entpuppen. Grundsätzlich wurde diese Institution von den Arbeitern im Allgäu als äußerst nützlich anerkannt, die Tätigkeit der Inspektoren in der Regel gerühmt, die Behinderung ihrer Tätigkeit bzw. die Beschneidung der Rechte der Arbeiter, mit ihnen ohne Maßregelungen zu sprechen, jedoch scharf kritisiert:⁴² „Redner kamen hierbei auch auf die Handhabung der Aufsicht über die Fabrikbetriebe und die großen Schwierigkeiten, daß die Behörden die Wahrheit erfahren, zu sprechen. Meist seien die Fabrikherren selbst anwesend und führten die Beamten durch kurz vorher völlig tadellos hergestellte Räume; dahin, wo die Mißstände herrschten, würde der Beamte aber nicht geführt. Infolge der Anwesenheit des Fabrikherrn oder seiner Stellvertreter könnten auch die Arbeiter ihre Klagen nicht anbringen, und selbst wenn der Beamte allein da sei, sei dies nicht möglich, da in diesem Falle die Spione und Calfakter zu fürchten seien,

40 Zum Problemkreis vgl. Karl Heinrich Pohl, Sozialdemokratie und Gewerbeinspektion: Zum Verhältnis von Staat, Arbeiterbewegung und Arbeitgebern in Süddeutschland zwischen 1890 und 1914, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (künftig zitiert: VSWG), Jg.75 (1988), S.457–482.

41 Wiedergabe der Ereignisse der Versammlungen des Sozialdemokratischen Vereins in Kempten vom 11.2.1899 und 28.2.1898, StA Neunburg, Regierung 9745 und 9746.

42 Bericht über die Versammlung des Sozialdemokratischen Vereins in Kempten am 1.9.1900, Protokoll vom 7.9.1900, StA Neunburg, Regierung 9747.

welche es dann dem Fabrikherrn hinterbringen, dieser aber sofort den betreffenden Arbeiter entlasse und brod- und verdienstlos mache“.

Auch aus diesen Äußerungen ist zu entnehmen, daß die Arbeiter im Allgäu bestimmte staatliche Bemühungen für die Arbeiterschaft durchaus akzeptierten. Sie wünschten nur, daß sie die ihnen zustehenden Rechte ohne Nachteile wahrnehmen durften. Die Arbeiter wollten keine Revolution, sondern sie wollten Schritt für Schritt ihre Verhältnisse verbessern. Sie wollten gerechten Lohn, bessere Arbeitsbedingungen für alle Menschen in Bayern. Da dazu offenbar eine reelle Chance im bestehenden Staat gegeben schien, fühlten sie sich weniger als Zerstörer denn als Hüter und Bewahrer der gegenwärtigen, allerdings zu verbessernden Gesellschaftsordnung.

Dieses Selbstverständnis wurde von den beiden Arbeitern Vinzenz Fertl und Kurt Hassemann in eindrucksvoller Weise formuliert:⁴³ „Was ist das schönste Ziel eines ehrlichen und rechtschaffen denkenden Arbeiters? Diese Frage fand 2 eingehende Beantwortungen. Vorstand Fertl löste die Frage dahin: Das schönste [. . .] Ziel sei die Ruhe. Jeder Arbeiter solle soweit kommen, daß er sich ruhig und ordentlich verhalte, so daß allgemein Ruhe herrsche. Hierzu müsse der Arbeiter denken lernen und wirklich Mensch werden, nicht bloß Arbeitsmaschine sein. Göthe selbst habe gerufen: ‚Mehr Licht‘. Der Arbeiter solle ein klassenbewußter Arbeiter werden, vorwärts, nicht rückwärts schreiten, seine Mitarbeiter und Mitmenschen aufklären. Wenn alle Menschen soweit seien, dann werden keine Ungehörigkeiten mehr vorkommen, dann brauche nicht für Ruhe und Ordnung erst gesorgt werden, sondern jeder halte schon so Ordnung und Ruhe und habe auch Ruhe. Das schönste Ziel sei das Wirken dahin. Genosse Hassemann beantwortete die Frage dahin: Das schönste Ziel [. . .] ist die Freiheit der Arbeit. Wenn ein Mensch hingeht und schafft und wirkt für die Befreiung der Arbeit, dann habe er das schönste Ziel erreicht. Auch nach ihm soll der Arbeiter ein denkender, vorwärts strebender Arbeiter werden und sein ehrlich, fleißig und brav, er solle seine Stellung zu verbessern suchen; nur der schlecht gestellte Arbeiter werde ein Lump und zwar naturnotwendig, nicht aber der gutgestellte [. . .]. Es solle soweit kommen, daß jeder Mensch Schutzmann sei und daß man keine Schutzleute mehr brauche. Erreicht werde dies eben durch die Freiheit der Arbeit“.

IV.

Bei der Analyse eines zentralen Problemfeldes, der Einstellung der Partei zur Religion und den damit zusammenhängenden Fragen, sollen die Vorstellungswelt der Münchner und oberbayerischen Sozialdemokraten punktuell präzisiert und die Einstellung der Partei sowie ihre politischen Reaktionen etwas genauer wiedergegeben werden. Für Bayern bietet sich der Bereich der Religion in besonderem Maße an, da für eine tendenziell „antichristliche“ Partei wie die Sozialdemokratie die Einstellung zur Religion und zur Kirche in einem Land, das in besonders starkem Maße durch den Katholizismus geprägt wurde, von großer Bedeutung war. Das galt für die Sozialdemokraten stärker als für die anderen Parteien, die entweder dem Katholizismus von vornherein besonders verbunden waren (wie etwa das Zentrum) oder aber zumindest prinzipiell eine größere Toleranz wahren konnten — wie Konservative, Bauernbünde und Liberale. Hier war — wenn überhaupt — ein Feld, auf dem allgemeine bayerische

43 Ebda.

Mentalität (von der Religion in hohem Maße geprägt) und sozialdemokratische Parteivorstellungen (der Religion prinzipiell eher skeptisch gegenüberstehend) divergierten und die sozialdemokratischen Vorstellungen in besonderem Maße vom allgemeinen Horizont abweichen mochten.

Bereits 1905 hat die zeitgenössische Geschichtswissenschaft darauf aufmerksam gemacht, daß der Widerstand des deutschen Katholizismus gegen den Aufstieg und die Ausbreitung der Sozialdemokraten deutlich stärker wirkte als wirtschaftliche und soziale Faktoren.⁴⁴ Für die Ruhrgebietsregion — konfessionell München durchaus vergleichbar — ist sogar nachgewiesen worden, daß die dortige Sozialdemokratie bis zum Ersten Weltkrieg durch eine tiefe kulturelle Distanz „und ein damit einhergehendes tiefes Mißtrauen gegenüber dem Katholizismus“ geprägt wurde.⁴⁵ Deswegen kam weder eine Kooperation mit dem Zentrum zustande noch war ein tiefes Eindringen der Sozialdemokraten in katholische Arbeiterschichten möglich. Anders war dagegen die Situation in Oberbayern, vor allem aber in München: In einer Stadt, die zu 70 % aus Katholiken bestand und in der sich ein starkes Zentrum durch einen sozialpolitisch äußerst aktiven Arbeiterflügel auszeichnete, gelang es der Sozialdemokratie bereits in den 90er Jahren, nicht nur den Liberalen Paroli zu bieten sondern vor allem das Zentrum klar zu überrunden. Sowohl bei Reichstags-, Landtags- als auch bei Kommunalwahlen spielte das Zentrum, anders als in der Ruhrregion, keine entscheidende Rolle mehr. Sozialdemokraten (und Liberale) hatten ihm schon sehr früh den Rang abgelaufen.

Dieser Niedergang des Zentrums — der so allerdings nur in München, nicht etwa auf dem Lande zu konstatieren ist — hing damit zusammen, daß im Zuge des gesellschaftlichen Wandels die Kraft der Kirche an Bedeutung verlor und ihre Stellung in den Städten Bayerns seit dem ausgehenden Jahrhundert allmählich ausgehöhlt wurde. Dennoch gelang es ihr überall weit besser als etwa der evangelischen Kirche, Teile der Arbeiterbevölkerung und der städtischen Mittelschichten, die Landbevölkerung ohnehin, an sich zu binden. Zudem ist zu betonen, daß man zwar für das gesamte Reich zu Recht festgestellt hat, daß die Entfremdung der Industriearbeiter vom christlichen Glauben um die Jahrhundertwende weit fortgeschritten war und die Ablehnung der Kirche durch eine Fülle von zeitgenössischen Quellen belegt ist,⁴⁶ diese Entwicklung in solcher Schärfe jedoch nicht auf das katholische Bayern und München zutrifft. Dort blieb der Einfluß nach wie vor virulent — verhinderte aber offensichtlich nicht, daß auch ein Katholik sozialdemokratisch wählen konnte.⁴⁷

Die Gründe für die Akzeptanz der Sozialdemokraten auch für Katholiken sind in folgendem Ursachenkomplex zu sehen: Sie hing vor allem mit der „gemäßigten“ Politik der Münchner Sozialdemokratie in Fragen der Religion zusammen. Diese — im folgenden kurz skizzierte — gemäßigte Politik — und das ist das eigentlich überraschende und verbindet die Komplexe

44 Richard Blank, Die soziale Zusammensetzung der sozialdemokratischen Wählerschaft Deutschlands, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik (künftig zitiert: ASS), Jg.20 (1905), S.507–553, hier: S.513.

45 Karl Rohe, Die Ruhrgebietssozialdemokratie im Wilhelminischen Kaiserreich und ihr politisch kultureller Kontext, in: Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung. Sozialdemokratie und Freie Gewerkschaften im Parteiensystem und Sozialmilieu des Kaiserreichs. Hrsg. von Gerhard A. Ritter, München 1990, S.317–344, hier: S.344.

46 Vgl. dazu Adolf Levenstein, Die Arbeiterfrage. Mit besonderer Berücksichtigung der sozialpsychologischen Seiten des modernen Großbetriebes und der psycho-physischen Einwirkung auf die Arbeiter, München 1912, S.334ff, und Gerhard A. Ritter, Staat, Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Deutschland. Vom Vormärz bis zum Ende der Weimarer Republik, Berlin und Bonn 1980, S.27ff.

47 Werner K. Blessing, Staat und Kirche in der Gesellschaft. Institutionelle Autorität und mentaler Wandel in Bayern während des 19. Jahrhunderts, Göttingen 1982, S.247.

„Vorstellungswelt“ und „Sozialstruktur“ miteinander — wurde ursächlich durch die konfessionelle Zusammensetzung der Partei bewirkt. Im Unterschied zur Sozialdemokratie des Ruhrgebiets (von der des Reiches ganz abgesehen) war die Münchner Sozialdemokratie keine religionsfeindliche, auch keine evangelische Minderheits- sondern eindeutig eine katholische Mehrheitspartei. Dies zeigte sich in Programm und konfessioneller Struktur. Diese Tatsachen bilden den Schlüssel zum Verständnis des Verhaltens von Parteiführung und Mitgliedern in der katholischen Region München.

Eine der Grundvoraussetzungen des sozialdemokratischen „Erfolges“ bei der Gewinnung katholischer Wähler lag — wie erwähnt — darin, daß die Partei mit Problemen der Religion in einer Weise umging, die von einem großen Teil der (katholischen) Bevölkerung akzeptiert und verstanden werden konnte.⁴⁸ Die Partei berücksichtigte, daß die Religion in Bayern ein wichtiger — auch politischer — Faktor war, der von ihr anerkannt werden mußte. Wenn in Bayern auch, wie von Vollmar in seinem berühmten Brief an Franz Mehring optimistisch versicherte, die Religion lediglich aus Gewohnheit und Kunst wirkte,⁴⁹ so wirkte sie doch. Sie wirkte so stark, daß, wie die meisten sozialdemokratischen Landagitatoren klagten, jeder zählbare Erfolg durch den „Ultramontanismus“ und die „Pfaffen“ verhindert werden konnte, wenn es diesen gelang, die Sozialdemokraten als Feinde der Religion hinzustellen.⁵⁰

Mit dem Parteiprogramm der bayerischen Sozialdemokratie von 1892 versuchte sie, dieser Situation Rechnung zu tragen. Sie verzichtete auf grundsätzliche Überlegungen und die Darstellung prinzipieller Positionen — auch zu Fragen der Religion. Die Partei begrüßte zwar eine prinzipielle Trennung von Kirche und Staat, sie erkannte aber auch an, „daß die große Menge der Bevölkerung an der Verbindung des Staates mit der Kirche und die dadurch privilegierte Stellung der letzteren derart gewöhnt ist, daß ihr die Einreihung der Kirche unter ‚Privatvereinigungen‘ ohne weitere Erklärung leicht als eine Herabsetzung erscheinen kann“.⁵¹ Auf dem Parteitag in München 1902 legte von Vollmar die Intentionen der Landesspartei unmißverständlich dar: „Der Punkt unseres Programms über die Religion ist genau so bindend wie jeder andere, er ist nicht aus taktischen Gründen aufgenommen, sondern es ist uns ernst mit unserer Stellung zur Religion [. . .]. Nach unserem Programm ist Religion Privatsache, d.h. jeder hat vollkommene Meinungsfreiheit in religiösen Dingen, seine religiöse Meinung hat mit politischen und wirtschaftlichen Dingen nichts zu tun“.

Diese Position vertrat die Partei auch bei ihrer Agitation im Allgäu. Auch die katholische und evangelische Geistlichkeit, obwohl sie immer wieder versuchte zu opponieren und, wie Pfarrer Steinlein in Nördlingen im Jahre 1898, „den Ausführungen des sozialdemokratischen Redners [Adolf Müller] eine reiche Blütenlese aus sozialdemokratischen Schriften entgegen[hält], zum Nachweise, daß die sozialdemokratische Partei konsequent gegen Religion

48 Vgl. dazu ansatzweise David S. Rosen, *German Social Democracy. Between Bismarck and Bernstein*: Georg von Vollmar and the Reformist Controversy, 1890–1895, Wisconsin 1975, S.154ff.

49 Georg von Vollmar an Mehring (Konzept), 29.3.1894, zitiert nach Paul Kampffmeyer, Georg von Vollmar, a.a.O., S.95.

50 Die Geschichte der sozialdemokratischen Landagitation in Bayern ist zugleich eine Geschichte der „Verketzerung“ der Sozialdemokraten durch das Zentrum. Vgl. dazu mit einer Vielzahl von Einzelbeispielen Hans-Georg Lehmann, *Die Agrarfrage in der Theorie und Praxis der deutschen und internationalen Sozialdemokratie. Vom Marxismus zum Revisionismus und Bolschewismus*, Tübingen 1970, und Helmuth Hesselbart, *Revolutionäre Sozialdemokraten, Opportunisten und die Bauern am Vorabend des Imperialismus*, Berlin 1968.

51 Georg von Vollmar auf dem Parteitag der deutschen Sozialdemokratie 1902 in: München, Protokoll, a.a.O., S.240; danach, S.240f., auch das folgende Zitat.

und Vaterland eine feindselige Position einnehme“;⁵² hatte wenig Angriffsmöglichkeiten, wenn der Redner glaubhaft versichern konnte, „daß die Religion [in seiner Partei] jedem freigestellt und keine Parteisache sei, und daß die Ausführungen des Organ ‚Vorwärts‘ vielfach in der [bayerischen] sozialdemokratischen Partei selbst beanstandet würden“.

Daher können die Aussagen des Parteiprogrammes von 1892⁵³ und die „religionsfreundlichen“ Äußerungen einer Vielzahl bayerischer Sozialdemokraten nicht nur als rein taktische Anpassung an eine Mehrheit der Bevölkerung interpretiert werden.⁵⁴ Das ist schon deswegen nicht möglich, weil eine Partei, die, wie die Sozialdemokraten, in München bei Landtags- und Reichstagswahlen durchweg mehr als 50% aller Wählerstimmen erhielt — und dabei in der erdrückenden Mehrzahl auf katholische Stimmen angewiesen war — über eine Dauer von 25 Jahren ihre katholischen Anhänger nicht über ihre wahren, antichristlichen Absichten hätte täuschen können.⁵⁵

Gegen eine nur aus taktischen Gründen motivierte Tolerierung der religiösen Überzeugungen spricht auch, daß die Münchner Parteiführung konsequent gegen alle antireligiösen Tendenzen innerhalb der Partei vorging. Es gelang ihr schließlich 1910 — als sie politisch längst mit den Liberalen gegen das Zentrum zusammenarbeitete —, die bayerische Landespartei zu einem Beschluß zu bewegen, der Parteieinrichtungen, Parteiorganisationen oder Gewerkschaften verbot, irgendeiner Religions- oder Antireligionsgemeinschaft Vorschub zu leisten.⁵⁶ Damit distanzierte sie sich von den Freidenkern, die eine Abschaffung der Religion forderten — und hierzu die Sozialdemokratie instrumentalisieren wollten. Die Sozialdemokratie kämpfte jedoch — so der Vorsitzende des mächtigen Münchner Gewerkschaftskartells, Johannes Timm, — „für die wirtschaftliche Besserstellung des Volkes und dazu brauche sie alle Arbeiter und Arbeiterinnen, gleichviel, welcher religiöser Überzeugung sie seien“.⁵⁷ Der eigentliche Schlüssel für die besondere Politik der Münchner Partei gegenüber dem Katholizismus liegt jedoch in ihrer konfessionellen Struktur. Sie zeigt, daß die Haltung der bayerischen Sozialdemokraten gegenüber Fragen der Religion nicht nur eine taktische Anpassung war — das war sie sicherlich auch — sondern vor allem durch den Druck der katholischen Mitglieder verursacht wurde, die eine solche Politik offensichtlich nicht wollten. Zwar sind bislang noch keine Mitgliederlisten der Partei aufgefunden worden, die etwas über die konfessionelle Ausrichtung der Anhänger mitteilen. Bekannt sind jedoch die Daten des größten Teiles der mittleren und oberen Führungsschicht der Partei, die m.E. durchaus als repräsentativ für die gesamte Münchner Partei gelten können.⁵⁸ Bei ihnen handelte es sich

52 Parteiversammlung der Sozialdemokraten in Nördlingen mit Adolf Müller (München) am 12.6.1898, Protokoll vom 13.6.98, StA Neunburg, Regierung 9745; danach auch das folgende Zitat.

53 Protokoll über die Verhandlungen des I. Parteitagcs der bayerischen Sozialdemokraten in Regensburg, Nürnberg 1899, S.15f.

54 Vgl. dazu die Ausführungen von Arbeitersekretär Martin Segitz auf einer Versammlung im Münchner Franziskaner-Keller am 2.4.1894, in: Münchner Post vom 4.4.1898: „Die Frage: Kann ein Katholik Sozialdemokrat sein, beantwortete Redner mit Ja und meint, es wäre ein Unglück, wenn es nicht so wäre, für Hunderttausende unserer katholischen Volksgenossen bilde die Konfession ihren ganzen Lebensinhalt, die Durchführung des Grundsatzes ‚Religion ist Privatsache‘ müsse streng gefordert werden“.

55 Vgl. dazu Karl Rohe, Wahlenanalyse im historischen Kontext. Zu Kontinuität und Wandel von Wahlverhalten, in: Historische Zeitschrift, Bd.234 (1982), S.337–357, hier: S.353.

56 Landesparteitag der bayerischen Sozialdemokratie 1910 in Erlangen, Protokoll, Nürnberg 1910, S.84ff.

57 Ausführungen von Johannes Timm auf dem 8. Gautag der sozialdemokratischen Partei Südbayerns, Bericht der Münchner Post vom 28.3.1911.

58 Es wurden etwa 400 Personen als zu dieser Schicht zugehörig identifiziert, womit ein erheblicher Teil der Funktionsträger erfaßt wurde. Die Münchner Meldebögen sind nach Auskunft des Stadtarchivs München (Dr. Bauer) im Vergleich zu anderen Städten sehr gut überliefert.

gewissermaßen um besonders stark „bekennende“ Genossen, die den Anforderungen, die an Sozialdemokraten zu stellen waren, in besonderem Maße entsprechen mochten.

Dank der im Münchner Stadtarchiv weitgehend erhaltenen Meldekartei — und dem Bekanntheitsgrad der Münchner Funktionärsschicht — läßt sich belegen, daß die Mehrheit der etwa 400köpfigen Führungsschicht (zu etwa 60%) aus Katholiken bestand. Darunter befanden sich prominente Parteigrößen wie Erhard Auer, Georg Birk, Ignaz Göttfried, Martin Gruber, Max Kratzsch, Joseph Kurth, Hermann Pleninger, Anton Raith, Eduard Schmid, Franz Xaver Sebald und Sebastian Wittl.⁵⁹ Es ist sogar nicht auszuschließen, daß viele dieser Sozialdemokraten noch bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges Kirchgänger und damit praktizierende Katholiken waren.⁶⁰ Die Meinung von Ulrich Weitz hat einiges für sich, daß die sozialdemokratischen Aktiven zwar in der Woche „sozialdemokratische Parteigänger, am Sonntag aber vor allem katholische Kirchgänger waren“.⁶¹

Allerdings darf dieser Aspekt auch nicht überstrapaziert werden. Zum einen ist festzustellen, daß in der Münchner Sozialdemokratie trotz allem der katholische Bevölkerungsanteil deutlich unterrepräsentiert war. Einer zu mehr als 70% katholischen Bevölkerung stand nur ein Anteil von etwa 60% bei Sozialdemokratischer Partei und Freien Gewerkschaften gegenüber. Ferner ist zu betonen, daß es sich — trotz des Versuches, ein möglichst breites Datenmaterial zu gewinnen — nicht um repräsentative Ergebnisse handeln kann. Darüber hinaus muß offen bleiben, welcher Art der Katholizismus war, der sich in den polizeilichen Unterlagen wiederfindet. Einzeluntersuchungen fördern nämlich z.T. durchaus verwirrende Ergebnisse zutage. Adolf Danguillier etwa, Schuhmachermeister, Mitglied des engeren Parteiausschusses, war, obwohl er offiziell als „Katholik“ geführt wurde, einer der glühendsten Anhänger des Freidenkers Dr. Rüdert, Mitglied und Förderer des Freidenkervereins „Darwin“ und antireligiöser Agitator.⁶²

Trotz dieser und anderer einschränkender Aspekte bleibt aber bemerkenswert, daß ein Großteil der sozialdemokratischen Führungsschicht, von Ausnahmen wie Georg Maurer abgesehen, ihre konfessionelle Bindung (offiziell) nicht löste, eine Bindung, die ihr weder wirtschaftliche noch politische Vorteile einbrachte, die auch nicht durch familiäre Rücksichten oder wirtschaftliche Zwänge zu erklären ist. Die Vermutung, daß viele dieser Parteigenossen bewußt Katholiken waren und dies auch bleiben wollten, obgleich sie die im Zentrum „organisierte“ Frömmigkeit entschieden ablehnten, hat einiges für sich. Dahingehend könnte auch die Tatsache gedeutet werden, daß die Sozialdemokraten im innerkatholischen Richtungsstreit besonders eindeutig Position bezogen. Während die „Altkatholikenbewegung“, die eine Lösung vom „Ultramontanismus“ erstrebte und nach sozialen und liberalen Maßstäben als eher „offen“ und „fortschrittlich“ zu bezeichnen wäre, im deutschen Reich insgesamt — und auch in München — nur eine Splittergruppe blieb, die kaum Resonanz erzielte,

59 Vollmar verweigerte zwar grundsätzlich alle Angaben zur Konfession, zahlte aber Kirchensteuer. Vgl. Reinhard Jansen, Georg von Vollmar, a.a.O., S.92.

60 Werner K. Blessing, Zur Analyse politischer Mentalität und Ideologie der Unterschichten im 19. Jahrhundert. Aspekte, Methoden und Quellen am bayerischen Beispiel, in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte, (künftig zitiert: ZBLG), Jg.34 (1971), S.768–816, hier: S.774f.

61 Ulrich Weitz, Salonkultur und Proletariat. Eduard Fuchs — Sammler, Sittengeschichtler, Sozialist, Stuttgart 1991, S.225.

62 Bericht Erhard Auers an von Vollmar über die Vorgänge in München im Mai 1909 vom 11.5.1909, in: IISG Amsterdam, NL Vollmar 130. Dort findet sich auch eine detaillierte Schilderung über die Schwierigkeiten im Umgang mit dieser religiösen und innerparteilichen Fronde, die die Parteiführung in Atem hielt — ohne aber auf den Kurs der Partei entscheidenden Einfluß gewinnen zu können.

ist ihr Anteil innerhalb der untersuchten sozialdemokratischen Führungsschicht deutlich größer; er kann bei deutlich mehr als zehn Prozent aller katholischen Sozialdemokraten vermutet werden — obwohl hier die Zufälligkeit und der geringe Umfang des Datenmaterials präzise Aussagen nicht zulassen.

Offensichtlich entsprach eine wohlwollende Haltung gegenüber Fragen der Religion nicht nur der — taktisch klugen — Politik der Münchner Partei, sondern auch der Mentalität vieler Mitglieder, Sympathisanten und Wähler. Die Sozialdemokraten machten es auf diese Weise den Katholiken Münchens möglich, auch und gerade sie wählen und ihren Organisationen beitreten zu können, mit dem Erfolg, daß die Sozialdemokratie in München erfolgreicher war als in jeder anderen „katholischen Großstadt“. Trotzdem aber bedeutete die Tolerierung von Religion keine Zustimmung zu den Praktiken des Zentrums, das — nach Ansicht der Sozialdemokraten — die kirchlichen Institutionen und die Religion massiv parteipolitisch für sich vereinnahmte.

Schwierigkeiten bei der Gewinnung konfessionell gebundener katholischer Mitglieder sah die Partei offensichtlich weniger in der Religion als in dem vom Zentrum vermittelten politischen Bewußtsein. Kritische Katholiken waren ihr — was der überproportional hohe Anteil an „Altkatholiken“ zu belegen scheint — willkommen. „Zur Gewinnung der katholischen Arbeiter steht uns nicht ihr Glaube, sondern ihre Unaufgeklärtheit im Wege, und unser Kampf richtet sich nicht gegen die Religion, sondern *gegen diejenige Stelle, die die Arbeiter in dieser Unaufgeklärtheit zu erhalten bestrebt ist: das Zentrum*“.⁶³

Für diese Einstellung spricht auch das Verhältnis der Sozialdemokratie zu den christlichen Gewerkschaften, die in München bis zur Jahrhundertwende eine relativ starke Stellung einnahmen.⁶⁴ Einerseits waren die christlichen Gewerkschaften Widersacher der Freien Gewerkschaften, die versuchten, „die Arbeiter unter klerikaler Vorherrschaft zu erhalten“⁶⁵ und die Arbeiterschaft zu spalten. Andererseits zeigt die Entwicklung in München aber auch, daß die katholische Arbeiterbewegung zumindest partiell akzeptiert wurde, da auch sie Bestrebungen zur Verbesserung der Lage der Arbeiter förderte:⁶⁶ „Wir [Sozialdemokraten] wissen, daß sie die zurückgebliebensten Elemente in ihre Reihe aufnehmen, daß aber eine Zeit der Schulung diese Leute fortschrittlich macht. Weiter ist ein schlecht organisierter Arbeiter immer noch besser, als ein ganz indifferenter. Wir haben diese Leute nicht als Feinde, sondern als Irregeleitete zu betrachten und zu versuchen, sie durch Aufklärung zu gewinnen. Dabei hat die Religion vollständig aus dem Spiel zu bleiben. Die christlichen Gewerkschaften haben von uns [Sozialdemokraten] manches gelernt, sie sind schon in manchen Kämpfen an unserer Seite gestanden, und niemand weiß, ob nicht eine Zeit kommen kann, wo wir zu einer weiteren Verständigung mit den christlichen Gewerkschaften zu einer gemeinsamen Aktion gegen die Schläge der Reaktion genötigt sein werden“.

Unabhängig vom Urteil über den „Bewußtseinsstand“ der christlichen Gewerkschaften, wurden diese also — zumindest partiell — als Verbündete im Kampf gegen das Unternehmertum anerkannt. In bestimmten Bereichen, wie etwa bei den Beschäftigten der staatlichen Eisenbahnen, wo die Agitationsmöglichkeiten der Sozialdemokraten drastisch eingeschränkt

63 Münchner Post vom 13.10.1898 „Sozialdemokratie und Katholizismus“.

64 Hans Dieter Denk, Die Christliche Arbeiterbewegung in Bayern bis zum Ersten Weltkrieg, Mainz 1980, S.51f., und ders., Ein Keil in die Arbeiterbewegung?, in: ZBLG, Jg.44 (1981), S.543–569.

65 Münchner Post vom 5.5.1890.

66 Rede Adolf Müllers zum Thema: „Die Christliche Arbeiterbewegung“ am 25.4.1904, zitiert nach: Münchner Post vom 27.4.04. Vgl. auch Münchner Post vom 12. und 14.4.1900 „Die Christlichen Gewerkschaften“.

waren, hatten sie zudem eine Stärke erreicht, bei der es aus der Sicht der Freien Gewerkschaften höchst unklug war, sie und ihre Tätigkeit zu ignorieren. Wichtiger war jedoch, daß die Tätigkeit der christlichen Gewerkschaften häufig eine erste Möglichkeit für noch indifferente Arbeiter darstelle, Ansätze gewerkschaftlicher Arbeit kennenzulernen — gerade wenn sie noch deutliche Vorbehalte gegen die Sozialdemokratie hatten. Die christlichen Gewerkschaften nahmen daher bei der gewerkschaftlichen Organisierung in weiten Bereichen des platten Landes eine Vorreiterrolle ein. Ungewollt bildete die Organisation bei ihnen in vielen kleineren Orten Oberbayerns die Vorstufe für den Einbruch der Freien Gewerkschaften in ein ihnen bis dahin verschlossenes Potential der Bevölkerung.

In der praktischen Arbeit beider Organisationen klaffte also nicht immer eine unüberbrückbare Kluft, trotz scharfer und zum Teil handgreiflicher Auseinandersetzungen in den 90er Jahren. Münchner Sozialdemokraten und Freie Gewerkschaften waren, im Vergleich zum Reich, besonders reformorientiert, und die christliche Gewerkschaftsbewegung war in München im Vergleich zur Entwicklung im Reich insgesamt, zeitweise besonders gewerkschaftsfreundlich eingestellt.⁶⁷ Dies war eine Kombination, die in München die Chancen für eine partielle Kooperation erhöhte und nicht zuletzt auch eine zeitweise Annäherung von Zentrum und Sozialdemokratie begünstigte.

Damit unterschied sich die Entwicklung in Oberbayern entscheidend von der Situation z.B. in Ostwestfalen. Dort, in einer durch einen starken Pietismus geprägten Region, gelang es den Sozialdemokraten — im Gegensatz zu Oberbayern — bis 1914 nicht, Fuß zu fassen, obwohl auch hier die christlichen Gewerkschaften den Boden für eine gewerkschaftliche Tätigkeit vorbereitet hatten.⁶⁸ Offensichtlich bestand in Münchens Umgebung keine so tiefe Kluft zwischen christlichen und Freien Gewerkschaften, obwohl z.B. auch in Bielefeld die Freien Gewerkschaften stark reformorientiert waren und gemeinhin davon ausgegangen wird, daß die Kohäsionskraft des Protestantismus schwächer war als die des Katholizismus.

V.

Angesichts dieses „Ideenhaushaltes“ der Münchner Sozialdemokratie stellt sich die Frage, welche Schichten der Bevölkerung es waren, die einer „Arbeiterpartei“ mit solchen reformorientierten, mittelstands- und religionsfreundlichen Vorstellungen angehörten. Dank der für München vorliegenden Mitgliederstatistiken von Sozialdemokratischer Partei und Freien Gewerkschaften können hierzu einige Ergebnisse vorgelegt werden. Es erscheint jedoch sinnvoll zu sein, die soziale Schichtung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in den Kontext der gesamten Bevölkerung der bayerischen Landeshauptstadt zu stellen, um auf dieser Grundlage die eigenartige Struktur der Partei verständlicher machen zu können.

Die Wirtschaftsstruktur Münchens wurde vor allem dadurch gekennzeichnet, daß neben Industriearbeitern Staatsbeamte, Pensionäre, Touristen, Künstler und Wissenschaftler eine wichtige

67 Michael Berger, *Arbeiterbewegung und Demokratisierung. Die wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Gleichberechtigung des Arbeiters im Verständnis der katholischen Arbeiterbewegung im wilhelminischen Deutschland zwischen 1890 und 1914*, Phil. Diss., Freiburg 1971, S.34, und Michael Gasteiger, *Die christliche Arbeiterbewegung in Süddeutschland. Eine geschichtliche Darstellung*, München 1908, S.84. Vgl. auch das Flugblatt des Sozialdemokratischen Vereins München aus dem Jahre 1903 in: StA München, Pol. Dir. 4992.

68 Karl Ditt, *Industrialisierung, Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Bielefeld 1850–1914. Untersuchungen zur Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte*, Dortmund 1982.

Rolle spielten.⁶⁹ Bis 1907 waren nur 40% der Erwerbstätigen in Gewerbe und Industrie beschäftigt, in Nürnberg hingegen etwa 60%, in Berlin und Augsburg gut die Hälfte. Nur 55% des gesamten Gewerbeaufkommens resultierte aus dieser Sparte, aber immerhin 20% aus dem Einkommen der bei Staat, Land und Kommune Angestellten. Weitere 5% wurden von Rentnern und Pensionären beigesteuert. Industrie und Gewerbe waren zudem breit gefächert. Es gab — anders als etwa in Nürnberg, Augsburg oder Ludwigshafen — kein dominierendes Gewerbe. Das Handelsgewerbe beschäftigte insgesamt 40.000 Personen, Bau-, Bekleidungs- und Maschinen/Metallbranche je 20.000, Hotel-, Gast- und Schankgewerbe etwa 15.000 Personen. Auch die Größe der Betriebe scheint hinter der Entwicklung in anderen Teilen des Reiches deutlich zurückgeblieben zu sein. Ohne Übertreibung kann man sagen, daß das Schwergewicht bis zum Ersten Weltkrieg bei den Klein- und Mittelbetrieben lag. Sie stellten noch 1907 etwa 70% aller Beschäftigten. Insgesamt gab es zu diesem Zeitpunkt nur 279 Großbetriebe, d. h. Betriebe mit mehr als fünfzig Beschäftigten.

Auch das Verhältnis von Selbständigen, Angestellten und Arbeitern bestätigt den eigenartigen Charakter Münchens. Noch 1907 waren 22% aller Beschäftigten selbständig (40.000). Diese Zahl übertraf die Zahl aller Angestellten fast um das Doppelte und auch noch die Zahl der ungelernten Arbeiter erheblich (30.000). Die wichtige Unterscheidung in gelernte und ungelernte Arbeiter (wobei die Kriterien der Kategorisierung allerdings mehr als schwankend sind) weist München zudem als „Qualitätsstadt“ aus: Die Zahl der gelernten Arbeiter war mehr als doppelt so hoch wie die der ungelernten. Rechnet man nur die männlichen Arbeiter, war etwa ein knappes Viertel ungelernt, davon der Löwenanteil in der Baubranche (fast 8.000).

Diese Zahlen belegen, daß die besondere Bedeutung des Kleingewerbes und das Fehlen überwiegend großindustrieller Strukturen die Zusammensetzung der Münchner Arbeiterschaft erheblich beeinflussten. Das wird vor allem im Vergleich mit der ganz andersartig strukturierten Arbeiterschaft z.B. in Nürnberg, Bochum oder Bielefeld deutlich,⁷⁰ wo die ungelernten Arbeiter eine wichtige Rolle spielten. In München überwogen demgegenüber die Facharbeiter und Gesellen. Ihre Hauptarbeitsplätze fanden sich vor allem in der Metall- und Maschinenindustrie, der Bekleidungs- und Druckbranche, bei der Bau- und Holzindustrie sowie in der Lebensmittelbranche. Die Masse dieser gelernten Arbeiter wies zudem einen erheblichen Anteil von früheren Kleinmeistern auf und wurde z.T. durch zugewanderte Gesellen geprägt.⁷¹ Insofern war München wohl eine Industrie-, nicht aber eine proletarische Stadt. Wenn man die soziale Schichtung der Münchner Bevölkerung aufgrund der zu versteuernden Einkommen und Vermögen darstellt, bestätigt sich das Bild.⁷² Es wird aber auch an wesentlichen Punkten deutlich modifiziert. Im Gleichklang mit anderen Städten bewegte sich die für

69 Vgl. hierzu Statistisches Handbuch der Stadt München. Hrsg. vom Statistischem Amt der Stadt München, München 1928; Die Quellen des Münchner Wirtschaftslebens. Untersuchungen über die Wirtschaftsverhältnisse der Stadt München und ihre Beziehungen zur allgemeinen Volkswirtschaft, München 1930, und Carl Fritz, München als Industriestadt (künftig zitiert: Carl Fritz, München), Berlin 1913. Die folgenden Daten orientieren sich im wesentlichen an meiner Studie, München, S.47ff; dort auch weitere Literaturhinweise und Belege.

70 Zu Nürnberg vgl. Dieter Rossmeißl, Arbeiterschaft und Sozialdemokratie in Nürnberg 1890–1914 (künftig zitiert: Dieter Rossmeißl, Nürnberg) Nürnberg 1977; Klaus-Dieter Schwarz, Weltkrieg und Revolution in Nürnberg. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Stuttgart 1971, und Rainer Gömmel, Wachstum und Konjunktur der Nürnberger Wirtschaft (1815–1914), München 1978; zu Bochum vgl. vor allem David Crew, Bochum. Sozialgeschichte einer Industriestadt 1860–1914, Frankfurt a.M. 1980, S.93ff; zu Bielefeld Karl Ditt, Industrialisierung, S.216ff.

71 Carl Fritz, München, S.22.

72 Die folgenden Gedanken nach Stefan Bleek, Quartierbildung . . . , a.a.O., S.128f.

München festzustellende „Ungleichgewichtigkeit“ in der Einkommenstruktur. Mindestens ein Viertel aller Erwerbstätigen — in der Regel Mitglieder der Unterschicht — zahlte keine Steuern, die Hälfte der Münchner Steuerzahler, die den vier untersten Gruppen zugeordnet war, erzielte nur etwa ein Viertel des in der Stadt zur Steuer veranlagten Einkommens, während die drei Prozent der Steuerzahler, die in der Klasse mit über 4.200 Mark Jahreseinkommen eingruppiert waren, fast 20% der Steuern entrichteten. Das gibt das soziale Ungleichgewicht bei den Einkommen deutlich wieder. Trotzdem aber war die „soziale Schichtung“ der Stadt München im Verhältnis zu anderen Städten sozial eher noch „ausgeglichen“. Interessante Aspekte eröffnet jedoch die Auswertung der Verteilung der Vermögenserträge.⁷³ Über 60% der steuerlich erfaßten Vermögen, etwa 12.500 insgesamt, erbrachten nur einen jährlichen Gewinn von unter 1.000 Mark. Selbst wenn das zu versteuernde Einkommen aus fiskalischen Gründen bewußt niedrig angegeben war, wird deutlich, daß es in der „Rentnerstadt“ München offenbar nicht nur einzelne Rentner gab, die von ihren großen Vermögen sehr gut leben konnten, sondern eine große Mehrheit von Klein- und Kleinstrentnern, deren Einkommen an der Grenze des Lebensminimums lag. Es überschritt dieses nur dann, wenn es durch andere Einkünfte ergänzt wurde. Jede ernste wirtschaftliche Krise mußte in diesem Kreise der Rentner die Existenzgrundlage infrage stellen.

Die Analyse von Steueraufkommen und Vermögensaufteilung führt ebenfalls zu dem doch überraschenden Ergebnis, daß der größte Teil der Kleinhandwerker und Kleinhändler mit dem Jahresertrag ihres Gewerbes nicht besser als die Mehrzahl der Arbeiter gestellt war.⁷⁴ Fast 50% aller Münchner Gewerbebetriebe entfielen auf die unterste Steuerstufe. Eine solche Einstufung entsprach aber nach den Kriterien der Einkommenssteuer nur einer jährlichen Einnahme von etwa 750 Mark. „Der hohe Anteil der selbständigen Gewerbetreibenden in der Stadt, mit dem häufig die These von angeblich sozialen Vorzügen der wirtschaftlichen Struktur Münchens illustriert wird, verdeckt also den wahren Charakter der sozialen Verhältnisse der Stadt mehr, als daß er ihn erhellt. Eine wirtschaftlich rückständige Gewerbestruktur verhalf der Stadt zwar äußerlich zu einem ausnehmend kräftigen kleinstädtischen Anstrich, dahinter verbarg sich aber in der Regel eine der Arbeiterklasse zumeist materiell gleichgestellte soziale Existenz“. Ähnlich war die Situation der meisten Rentner.

Zusammenfassend läßt sich also feststellen, daß die Stadt München bis zum Ersten Weltkrieg nur eine relativ schwache Arbeiterschicht, demgegenüber aber eine relativ starke Mittel- und Oberschicht besessen hat. Vom sozialen Status her war das Verhältnis der einzelnen Schichten, insbesondere im Vergleich zu anderen Städten, relativ ausgewogen. Auffällig ist vor allem die Stabilität dieses Zustandes, der sich in den zwanzig Jahren vor dem Ersten Weltkrieg kaum veränderte. Auch die hohe Seßhaftigkeit der Bevölkerung sowie die Geschlossenheit des sozialen Milieus, aus dem die Bewohner stammten — nur zehn Prozent der Einwohner waren Nichtbayern — unterstreichen die Stabilität der Verhältnisse. Es muß aber berücksichtigt werden, daß der soziale Status bei einem großen Teil der Mittelschichten ökonomisch sehr instabil, z.T. auch schon „ausgehöhlt“ war. Insofern gab es trotz aller zentrifugalen Kräfte eine erheblich stärkere Polarität innerhalb der Stadt als auf den ersten Blick sichtbar wird.

73 A.a.O., S.133.

74 A.a.O., S.134; danach, S.135, auch das folgende Zitat.

Für die Münchner sozialdemokratische Arbeiterbewegung ergab sich daraus, daß sie nur in begrenztem Umfang auf „Arbeiter“ zurückgreifen konnte — wenn sie sich nicht von vornherein in das Ghetto einer ewigen Minderheitspartei begeben wollte. „Oberhalb“ der Schicht der Arbeiter gab es jedoch ein großes Potential, das von seiner ökonomischen Situation her ebenfalls zur Zielgruppe einer Partei gehörte, die sich als Anwalt aller Unterprivilegierten und Unterdrückten verstand. Nur der Einbruch in dieses Potential konnte die Sozialdemokratische Partei in München zu einem wichtigen politischen Faktor machen.

VI.

Auffällig ist bei der Analyse der Entwicklung sowie der sozialen Schichtung der Münchner Sozialdemokratie ihr gleichmäßiges Wachstum.⁷⁵ 1896 noch eine Kleingruppe von etwa 1.000 Mitgliedern, wuchs sie kontinuierlich von 1.550 Mitgliedern (1899), 2.473 (1900), 4.421 (1904), 6.704 (1906) über 9.112 (1908), 14.461 (1910) auf schließlich 16.800 Mitglieder im Jahre 1912. In keinem einzigen Jahr gab es einen Mitgliederschwund, sondern die Entwicklung der Partei stellte sich als eine Geschichte eines immerwährenden Aufschwungs dar, mit allerdings verschieden starken Zuwachsraten. Ohne in der Interpretation zu weit gehen zu wollen, wird man in dieser positiven Entwicklung sicher einen der Pfeiler des Optimismus sehen können, den die Münchner Parteiführung unerschütterlich besaß und der ihrer Politik des Reformismus den notwendigen Schub verlieh.

Die Aufwärtsentwicklung der Sozialdemokratischen Partei Münchens steht in deutlichem Gegensatz zu dem Wachstum der Freien Gewerkschaften, die in der Landeshauptstadt sehr eng mit der Partei kooperierten. Die Gewerkschaften besaßen zwar die deutlich breitere Mitgliederbasis, die zwischen 1897 (8.563 Mitglieder) über 17.537 (1903), 55.478 (1907) auf 69.208 (1912) anwuchs. Im Gegensatz zur Partei mußten die Gewerkschaften bei diesem enormen Aufschwung aber auch deutliche Rückschläge einstecken. Während die Partei ständig wuchs, war die Mitgliedschaft bei den Gewerkschaften erheblichen Schwankungen unterworfen und wies während der Wirtschaftskrisen sogar deutliche Verluste auf. Das gilt für die Jahre 1900/1901, 1907/1908 und 1912 bis 1914. Bereits 1913 war die Mitgliederzahl der Freien Gewerkschaften auf 63.594 gesunken.

Zieht man zum Einstieg in den Problemkreis der sozialen Gliederung von Sozialdemokratischer Partei und Freien Gewerkschaften die oft genannten Daten von Robert Michels⁷⁶ heran, so lassen sich bereits daraus eine Reihe von Schlüssen ziehen, die den stark bürgerlichen/kleinbürgerlichen Einfluß in der Zusammensetzung der Partei verdeutlichen. 1906 waren 22,6% der Mitglieder des sozialdemokratischen Vereins (insgesamt 6.704) dem Kleinbürgertum zuzurechnen. In Nürnberg waren es demgegenüber nur 9%, in Leipzig 8% und in Frankfurt a.M. 6%. Auch ein anderer Hinweis bestätigt den erheblichen Einfluß des Kleinbürgertums innerhalb der Münchner Parteiorganisation. Bei den Wahlen der Beisitzer bei Gewerbeberichten und dem Arbeitsamt errangen Kandidaten der Sozialdemokratischen Partei und der Freien Gewerkschaften auch bei den Arbeitgebern immer ein Viertel bis ein Drittel

⁷⁵ Daten nach Karl Heinrich Pohl, München, Anhang.

⁷⁶ Robert Michels, Die deutsche Sozialdemokratie (künftig zitiert: Robert Michels, Sozialdemokratie), in: ASS, Jg.23 (1906), S.471–556; besonders S.509ff. Diese Daten werden ausführlich von Mehringer diskutiert. Vgl. Hartmut Mehringer, Die bayerische Sozialdemokratie bis zum Ende des NS-Regimes. Vorgeschichte, Verfolgung, Widerstand, in: Bayern in der NS-Zeit. Bd.5. Hrsg. von Martin Broszat und Hartmut Mehringer, München und Wien 1983, S.287–418.

der Stimmen. 1896 brachte das Gewerkschaftskartell bei den Arbeitgebern sogar eine Mehrheit zustande — dies blieb allerdings eine einmalige Ausnahme.

Ein anhand des Kriteriums Berufstätigkeit erstelltes Schichtungsmodell⁷⁷ der männlichen Mitgliedschaft der Münchner Sozialdemokratischen Partei stützt den Befund, daß zwar die Partei in erster Linie, jedoch nicht ausschließlich eine Arbeiterpartei war.⁷⁸

Soziale Schichtung der SPD in München (nur Männer)

Jahr	Oberschicht	Mittelschicht			Unterschicht			Insgesamt	nicht zuzuordnen
		Obere MS	Untere MS	Insgesamt	Obere US	Mittlere US	Untere US		
1896	1,6	0,0	5,9	5,9	88,5	0,0	4,0	92,5	
1898	0,0	0,6	17,6	18,2	75,7	2,7	2,8	81,2	0,6
1904	0,7	0,7	22,1	22,8	66,9	2,0	3,3	72,2	4,4
1906	0,6	1,6	21,2	22,8	59,5	3,6	13,4	76,5	0,0
1909	0,5	0,5	15,5	16,8	62,7	4,2	16,5	83,4	0,0
1911	0,4	2,0	13,4	15,4	57,4	5,9	20,0	83,3	0,8
1912	0,4	0,4	16,4	16,8	59,1	6,0	17,6	82,7	0,0

Der Anteil der Arbeiter erreichte demnach 1896 92,5%, sank bis 1904 auf 72,2% ab und pegelte sich dann bis zum Ersten Weltkrieg bei etwa 83% ein. Eine gegenläufige Entwicklung nahm die Mittelschicht, die in der Münchner Sozialdemokratie vor allem die untere Mittelschicht umfaßte. Ihre Quote stieg von 6% 1896 auf knapp 23% 1904 und 1906 und stagnierte dann bei etwa 16%. Selbst 1904 war also die Münchner Sozialdemokratie zu gut 70% eine Arbeiterpartei. Seit 1898 gehörten aber immer mindestens auch ein Sechstel der Parteimitglieder zur unteren Mittelschicht. Dieser hohe Anteil von Mitgliedern aus der Mittelschicht übertrifft den aller bekannten örtlichen Parteiorganisationen im deutschen Reich. Zweifellos zeigte sich damit eine „soziale Offenheit“ der Partei gegenüber den bürgerlich-kleinbürgerlichen Mittelschichten Münchens.

Dieser Offenheit nach „oben“ entsprach die Durchlässigkeit nach „unten“, zur unteren Unterschicht. Es läßt sich für München — im Gegensatz zu anderen Städten des Reiches — nicht belegen, daß die ungelernten Arbeiter, die in der Regel der unteren Unterschicht zuzuordnen sind, von der organisierten Arbeiterbewegung ausgeschlossen wurden. Im Gegenteil, die Münchner Partei konnte im Laufe der Zeit die ungelernten Arbeiter verstärkt an sich binden, eine Tendenz, die auch für Nürnberg gilt.⁷⁹ Der Anteil der unteren Unterschichten in der Partei war etwa viermal stärker als im Gesamtspektrum der Stadt. Insofern war die Partei durchaus eine Interessenvertretung der Unterschichten.

77 Das Modell hat sicherlich eine Vielzahl von Schwächen, bietet aber aufgrund der von Schüren erstellten Kodierung die Grundlage für einen nationalen Vergleich. Trotz des gravierenden Mangels, daß die soziale Schichtung allein aus der Berufsangabe abgeleitet wird, überwiegen m.E. die Vorteile. Zur theoretischen Diskussion vgl. Heinz Reif, Theoretischer Kontext und Ziele, Methoden und Eingrenzung der Untersuchung, in: Familie und soziale Plazierung. Studien zum Verhältnis von Familie, sozialer Mobilität und Heiratsverhalten an westfälischen Beispielen im späten 18. und 19. Jahrhundert. Hrsg. von Jürgen Kocka, Köln 1980, S.20–66, sowie Reinhard Schüren, Soziale Mobilität, Muster, Veränderungen und Bedingungen im 19. und 20. Jahrhundert, St. Katharinen 1989. Dort auch eine soziale „Kodierung“ der vorkommenden Berufe. Diskussion dieses theoretischen Ansatzes und sinnvolle Anwendung des Verfahrens auf die eigene Arbeit bei Stefan Bleek, Quartierbildung . . . , a.a.O., S.357ff.

78 Tabelle nach Karl Heinrich Pohl, München, S.143.

79 Dieter Rossmeißl, Nürnberg, S.59.

Auffällig ist jedoch, daß sich in der Münchner „Arbeiterpartei“ Mittelschicht und untere Unterschicht quantitativ die Waage hielten. Wenn die Sozialdemokratie auch keine Partei des Mittelstandes war, so war sie doch auch nicht nur eine Vertretung der unteren Unterschichten. Sie war vor allem eine Partei der oberen Unterschicht, mit starken Minderheiten in der unteren Mittelschicht und der unteren Unterschicht. Qualitativ gesehen ist jedoch festzuhalten, daß die untere Unterschicht deutlich stärker als im Spektrum der Stadt vertreten war, die obere Unterschicht immerhin noch doppelt so stark, die untere Mittelschicht hingegen nur halb so stark. Die Partei wurde also eher dem Anspruch gerecht, eine Arbeiterpartei, als dem eine „Volkspartei“ zu sein. Dazu blieb ihre „Schlagseite“ hin zur Unterschicht zu groß. Bemerkenswert bleibt aber, in welch' hohem Maße sie das Potential von der mittleren Mittelschicht abwärts integrierte.

Insgesamt kann man konstatieren, daß innerhalb der Partei die meist in kleineren Betrieben beschäftigten gelernten Arbeiter die Masse der Mitglieder bildeten. Die Metallarbeiter stellten nach den Bauarbeitern in der Regel die zweitgrößte Berufsgruppe, knapp gefolgt von den Holzarbeitern, die in besonders großem Maße in Mittel- und Kleinbetrieben beschäftigt und in der Partei überproportional stark vertreten waren. Wenn es denn in München einen typischen Sozialdemokraten gab, so war es „der“ Facharbeiter, der im Kleinbetrieb der Holzbranche arbeitete. Insofern stützt das Ergebnis der Analyse den allgemeinen Befund der Forschung, wonach die Sozialdemokratie in erster Linie die qualifizierten und besser gestellten Arbeiter vertrat,⁸⁰ wobei in München allerdings untere Unter- und untere Mittelschicht beachtliche Minderheitenpositionen einnahmen.

Die hohe Integrationsleistung, die die Partei (und die mit ihr verbundenen Freien Gewerkschaften) für die untere Hälfte des sozialen Spektrums der Stadt erbrachte, soll durch einige Beispiele verdeutlicht werden. Im Jahre 1905 gab es in München etwa 80.000 gewerkschaftlich organisierbare Arbeiter.⁸¹ Davon waren immerhin bereits fast 5.000 in der Sozialdemokratischen Partei und etwa 36.500 bei den Freien Gewerkschaften organisiert, ein Organisationsgrad von knapp unter 50%. 1897 waren erst 25% (8.563), 1907 aber dann schon zwei Drittel aller Arbeiter organisiert. Darüber hinaus gelang es der Partei in einer Vielzahl von Fällen, in Berufsgruppen einzudringen, die seit der Analyse von Michels für Gewerkschaften und Partei als nur schwer zu gewinnen galten.⁸² Die Münchner Bäcker stellten z.B. eine solche Gruppe dar: In München waren im Jahre 1911 immerhin 3,4% aller Parteimitglieder Bäcker. Die organisationshemmenden Faktoren, wie die Möglichkeit, sich selbständig zu machen und die verstärkte Aufsicht durch die Meister wirkten offenbar in München nicht. Das hängt erstens damit zusammen, daß auch die „kleinen“ Meister in der Sozialdemokratie „ihre“ Partei sehen konnten — die Veränderung des Status vom Arbeiter zum Selbständigen also nicht notwendigerweise mit einem Parteiwechsel verbunden sein mußte — und zweitens, daß die Sozialdemokraten den kontrollierenden und disziplinierenden Einfluß partei- und gewerkschaftsfeindlicher Meister weitgehend durch ihre Kommunalpolitik paralysieren konnten.⁸³

80 Klaus Schönhoven, *Die Gewerkschaften als Massenbewegung im Wilhelminischen Kaiserreich 1890 bis 1918*, in: *Geschichte der deutschen Gewerkschaften von den Anfängen bis 1945*. Hrsg. von Ulrich Borsdorf, Köln 1987, S.167–278, hier: S.204f.

81 Vgl. die Ausführungen des Freiherrn von Freyberg im Münchner Magistrat vom 9.11.1910, zitiert nach: *Münchner Gemeindezeitung*, 1910, S.1753. Alle weiteren Daten nach Karl Heinrich Pohl, München, Anhang.

82 Robert Michels, *Sozialdemokratie*, S.515ff.

83 Vgl. Karl Heinrich Pohl, München, S.280ff.

Eine ähnliche Leistung erbrachte die Partei — wie bereits erwähnt — auch nach „unten“, zu den ungelerten Arbeitern hin: Der Anteil der unteren Unterschicht an der Gesamtmitgliedschaft der Partei wuchs ständig. 1904 betrug er nur 3,3%; 1911 erreichte er kurzfristig 20%, um sich dann bei etwa 18% einzupegeln. Damit wuchs der Anteil weit überproportional. Es deutete sich eine allmähliche strukturelle Veränderung und Umschichtung innerhalb der Partei an. Die untere Unterschicht veränderte zwar noch nicht das Gesicht der Partei, sie begann es aber deutlich mitzuprägen.

Diese Aussagen gewinnen an Schärfe, wenn man sie mit den Daten über die Freien Gewerkschaften vergleicht. Noch stärker als die Sozialdemokratische Partei zeigten sich die Freien Gewerkschaften als Vertreter der oberen und unteren Unterschicht, zu denen noch 1911 fast 95% aller gewerkschaftlich organisierten Arbeiter gehörten. Wie zu erwarten war, entpuppten sich die Gewerkschaften damit eindeutiger als die Sozialdemokratie als eine reine Vertretung der Arbeiter. Die erfolgreichen Bemühungen der Sozialdemokratischen Partei, aus dem „Arbeiterghetto“ nach „oben“ auszubrechen, gehen aus der gegenüber den Gewerkschaften sehr viel heterogeneren Struktur der Partei deutlich hervor. Deutlich zeigt sich aber auch, daß die Fortschritte der Sozialdemokratischen Partei bei der Organisation der unteren Unterschichten im Verhältnis zu den Gewerkschaften erst in den Anfängen begriffen waren. Der Quote von z.B. 3,2% Fabrik-, Land- und Hilfsarbeitern innerhalb der Partei stand ein gewerkschaftlicher Anteil von 9,5% (1911) gegenüber; 359 parteipolitisch eingebundenen Gemeinde- und Staatsarbeitern standen immerhin 2.806 gewerkschaftlich gebundene Arbeiter gegenüber und während es den Gewerkschaften gelang, 5.200 Ausgeher (= Gepäckträger) zu organisieren, fand sich in der Partei kein einziger. Im Baugewerbe, einer der tragenden Branchen in der Stadt München, konnten 1905 von 12.000 bis 13.000 organisierbaren Bauarbeitern immerhin etwa 8.200 bei den Freien Gewerkschaften eingebunden werden. Jedes fünfte Gewerkschaftsmitglied war also ein Bau- oder Bauhilfsarbeiter. Damit konnte die Partei nie Schritt halten. 1912 waren zwar von 16.200 Parteimitgliedern gut 2.000 Bauarbeiter, ihnen standen jedoch sechsmal so viele gewerkschaftlich organisierte Bauarbeiter gegenüber. Hier wird ganz deutlich, wie stark die Gewerkschaften eine Arbeitervertretung waren, und wie erheblich die Sozialdemokratische Partei zur „Arbeiterelite“ und zur unteren Mittelschicht tendierte.

VII.

Läßt man die Ergebnisse der Analyse der Vorstellungswelt der Münchner und oberbayerischen Sozialdemokraten sowie die soziale Schichtung der Münchner Sozialdemokratie Revue passieren, verfestigt sich der Eindruck, daß soziale Schichtung und Vorstellungswelt der bayerischen Arbeiterbewegung zwei Seiten einer Medaille darstellten und insofern eine Einheit bildeten und einander bedingten. Die soziale Schichtung der Partei förderte bestimmte, d.h. im wesentlichen reformorientierte, politische und soziale Vorstellungen, die wiederum auf die Mitgliedschaft der Partei zurückwirkten. Beide Faktoren zusammen haben daher zweifellos die Politik des sozialdemokratischen Reformismus in Bayern mitbestimmt und gefördert; sie sind allerdings nicht die einzigen Bedingungsfaktoren einer solchen Politik gewesen. Beide Faktoren bildeten aber eine wichtige Voraussetzung dafür, um die Politik, das Selbstverständnis und die Erfolge der Sozialdemokratie in Bayern angemessen erklären zu können. Sie sind Grundlagen für eine sozialgeschichtlich orientierte Parteigeschichte. Diese müßte allerdings, aufbauend auf den hier skizzierten Teilergebnissen aus der Region München, die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Rahmenbedingungen des gesamten Königreiches erarbeiten,

die anderen politischen Faktoren gebührend einbeziehen und nicht zuletzt mit der Mikroebene des einzelnen Arbeiterlebens in Verbindung bringen — also Makro- und Mikroebene miteinander verflechten.

Soviel sei als Prognose jedoch bereits jetzt gewagt: Die Geschichte der bayerischen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung wird sich wahrscheinlich als die Geschichte einer reformorientierten „Volkspartei“ mit starker „kleinbürgerlicher“ Prägung interpretieren lassen, die bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert — also fast vor einhundert Jahren — partiell erfolgreich die Bemühungen der deutschen Sozialdemokratie des „Godesberger Programmes“ vorweggenommen hat. Die bayerische Sozialdemokratie war eine reformorientierte Volkspartei, mit dem Schwerpunkt im unteren und mittleren sozialen Spektrum.

Das Bayern der Jahrhundertwende, das eine solche Entwicklung nicht nur ermöglichte, sondern auch förderte, entpuppt sich damit als eine Region des deutschen Reiches, die nicht nur durch ein politisch besonders gemäßigtes Klima gegenüber der Entwicklung in Preußen hervorragte, sondern auch als ein Ort, an dem das Parteiensystem so weit fortgeschritten war, daß sich dort bereits im Kaiserreich Formen demokratischer Volksparteien entwickelten, die im gesamten Deutschland erst nach 1945 entstanden. Die Entwicklung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in Bayern vor dem Ersten Weltkrieg ist unter diesen Gesichtspunkten ein Beispiel für die fortgeschrittene demokratische Kultur in diesem Land — ein Ergebnis, das aus der Perspektive der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts sicherlich so nicht zu erwarten gewesen wäre.

NACHTRÄGE, BETREFFEND AUFKLÄRUNG DER UMSTÄNDE, UNTER DENEN FRAU DR. ROSA LUXEMBURG DEN TOD GEFUNDEN HAT

Von Klaus Gietinger

„In einem System, das auf Lüge aufgebaut ist, lügen auch die Akten“:

Richard von Weizsäcker

„Mord bleibt Mord“:

Gustav Noske

EINLEITUNG

Die Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht wird von den Historikern, die sich mit der Geschichte der Arbeiterbewegung beschäftigen, als große Tragödie empfunden.¹ Gleichzeitig hat kaum ein politischer Mord so sehr die Gemüter bewegt und das politische Klima in Deutschland verändert, wie jener in der Nacht vom 15. auf den 16. Januar 1919 vor dem Berliner Hotel mit dem paradiesischen Namen Eden. — Über Jahre hinweg folgten Verdrehungen, Verdunklungen, Vorschubleistungen, falsche Verdächtigungen und Selbstbezeichnungen der Tat. Insbesondere der Prozeß vor dem Kriegsgericht der Garde-Kavallerie-Schützen-Division (künftig: GKSD), jener Division, der die Mörder angehörten, eine „Justizposse, die als einer der großen Justizskandale unseres Jahrhunderts bezeichnet werden

1 Z.B.: Ossip K. Flechtheim, Die KPD in der Weimarer Republik, Hamburg 1986 (zuerst: Offenbach 1948), S.106. Hermann Weber, Die Wandlung des deutschen Kommunismus, 2 Bde, Frankfurt a.M. 1969, Bd.1, S.14; Manfred Scharer, Die Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung, Stuttgart 1983, S.220.

muß“², machte aus der Tragödie eine Groteske, deren Mitwirkung sich mancher Sozialdemokrat nicht hatte verschließen wollen.

Als in den Zwanzigern das Eingeständnis eines Beteiligten und Ende der Zwanziger, Anfang der Dreißiger, mehrere Prozesse erstes Licht ins Dunkel brachten, war auch dies von juristischen Eiertänzen und politischen Rückzugsgefechten begleitet.

Und so mußte Ossip K. Flechtheim 1948 resigniert konstatieren: „Wie sich im einzelnen die politische, moralische oder juristische Verantwortung auf die verschiedenen Richtungen verteilte, wird wohl eindeutig nie mehr festgestellt werden können.“³ Doch da meldete sich, (1959) erst im kleinen Kreis und dann (1962) öffentlich, einer der Verantwortlichen zu Wort, plauderte Interna aus und ertete wütende Proteste wegen der Dreistheit seines Geständnisses, aber auch Zustimmung, z.B. von seiten der damaligen Bundesregierung. Als dann 1966 Josef Wulff⁴ die verloren geglaubten Akten des Kriegsgerichts der GKSD⁵ und weitere Akten der Staatsanwaltschaft aus den Jahren 1921 bis 1925⁶ entdeckte und sie Dieter Ertel⁷ zugänglich machte, wurde der bislang letzte Akt dieser Tragikomödie eingeläutet.⁸ Ertel studierte nicht nur die Akten, sondern interviewte auch jenen ominösen Verantwortlichen⁹ und verwertete alles in einem Dokumentarspiel, das genau 50 Jahre nach dem Mord gesendet wurde. Prompt bekam er Schwierigkeiten und sah sich in zwei denkwürdigen Prozessen vor Stuttgarter Gerichten (1970/71) demjenigen gegenüber, den er als Todesschützen Rosa Luxemburgs bezeichnet hatte. Ertel verlor, mußte widerrufen. Die Groteske hatte ihren letzten traurigen Höhepunkt erreicht. Ein Höhepunkt, der nur möglich war, weil in einer gigantischen juristischen Monokausalkette von über 50jähriger Länge sich die jeweils nachfolgenden Juristen auf das scheinbar logische und gesetzliche Handeln ihrer Vorgänger beriefen, wobei der Camouflageprozeß vor dem Kriegsgericht der GKSD immer den Ausgangspunkt bildete. Denn was von einem deutschen Gericht einmal mit Siegel und Stempel versehen worden ist, kann in der Logik der Nachfolgejuristen nicht unwahr sein.

2 Wolfram Wette, Gustav Noske, Düsseldorf 1987, S.309.

3 Ossip K. Flechtheim, Die KPD . . . , a.a.O., S.105.

4 Josef Wulff (1912–1974), Historiker.

5 Die Akten des Feldkriegsgerichts der GKSD sind noch in: Der Zentralrat der Deutschen sozialistischen Republik, 19.12.1918–8.4.1919. Vom ersten zum zweiten Rätekongreß. Bearb. von Eberhard Kolb, unter Mitwirkung von Reinhard Rürup (künftig: Eberhard Kolb und Reinhard Rürup, Der Zentralrat), Leiden 1968, als „inzwischen vernichtet“ (S.652, Anm.3) deklariert. Jedoch lagern sie im Militärarchiv in Freiburg. Es sind dies das Wortprotokoll der Hauptverhandlung vom 8.–14.5.1919, in: Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg (künftig: BA-MA), PH 8V/Bd.12–17 und Bd.5 (Zusammenfassung). — Ebenfalls existent sind die noch in: Der Mord an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht. Dokumentation eines politischen Verbrechens. Hrsg. von Elisabeth Hannover-Drück und Heinrich Hannover, Frankfurt a.M. 1967 (künftig: Der Mord), S.10f., fälschlicherweise als durch „Kriegseinwirkung“ verlorengegangen deklarierten Akten der Voruntersuchung, in: BA-MA, PH 8V/Bd.1–4 und Bd.11. Die Blattzahlen dieser Bände stimmen mit denen von Paul Levi in seiner Broschüre: Der Jorns-Prozeß, Berlin 1929 (künftig: Paul Levi, Jorns-Prozeß), S.7–21, angegebenen exakt überein! Zusätzlich lagern weitere wichtige Akten in Freiburg. Es sind dies zwei Nachtragsbände zur Auffindung der Leiche Rosa Luxemburgs: BA-MA, PH 8V/Bd.6 und 7, ein Band der Reichswehrbrigade III (Der Nachfolgebehörde der GKSD): BA-MA, PH 8V/Bd.8, die Strafvollstreckungsakten gegen Runge (1920–1928) mit zahlreichen Briefen Runges: BA-MA, PH 8V/Bd.9, die Untersuchungsakten der Staatsanwaltschaft beim Landgericht II Berlin, nach Auflösung der Militärgerichtsbarkeit (1920–1931): BA-MA, PH 8V/Bd.10, 23, 25, sowie die Akten betreffs der Verfolgung des Oberleutnant Vogel: BA-MA, PH 8V/Bd.19–22. Bd.19 stimmt exakt überein mit der von Levi als „Band I, Vogel“ bezeichneten Akte.

6 Landesarchiv Berlin (künftig: LAB), Rep.85, Nr.75.

7 Dieter Ertel. Damals Leiter der Abteilung Dokumentarfilm des Süddeutschen Rundfunks (künftig: SDR), später Fernsehdirektor des SWF, heute Vorsitzender des Hauses des Dokumentarfilms, Stuttgart.

8 Im Archiv des SDR lagert eine 1500seitige Dokumentation der Vor- und Nachgeschichte des Verfahrens Souchon gegen SDR/Bausch/Ertel (künftig: Dokumentation SDR). Für die Ermöglichung der Einsichtnahme danke ich Frau Margret Wittig-Terhardt.

9 Vgl. Anhang, Dokumente II–VII.

So ist noch heute die Verwirrung unter den Historikern groß, weiß Ernst Rudolf Huber zu berichten: „Auch spätere Bemühungen haben das Dunkel des Tathergangs nicht hinreichend erhellt“,¹⁰ spricht Helmut Trotnow von dem Schützen Runge,¹¹ Wolfram Wette von Oberleutnant Vogel,¹² der wiederum von Hagen Schulze als Mörder Liebknechts bezeichnet wird,¹³ macht die „Illustrierte Geschichte der deutschen Novemberrevolution“ noch 1978¹⁴ einen Vizefeldwebel Krull zum Mittäter, den Jakow Drabkin als Leutnant auf das Trittbrett des Wagens aufspringen läßt,¹⁵ in dem Rosa Luxemburg erschossen wird.

Während Leonidas Hill zu berichten weiß, daß Horst von Pflugk-Harttung nie vor ein Gericht gestellt worden ist,¹⁶ in der Zentralratsedition von Eberhard Kolb und Reinhard Rürup¹⁷ ein mysteriöser Matrose als „angeblicher“ Täter ins Spiel gebracht wird, hält es Sibylle Quack 1983 für „problematisch“, hier eine eindeutige Aussage zu treffen.¹⁸ — Neben der Uneinigkeit über den Täter und den Mutmaßungen über Hintermänner¹⁹ sind seit Jahrzehnten Gerüchte im Umlauf, die mit Regelmäßigkeit immer wieder auftauchen. So wird zum einen behauptet, Philipp Scheidemann habe Lösegeld auf den Kopf der beiden Sozialisten ausgesetzt,²⁰ zum anderen, Wilhelm Pieck habe als Judas jener Nacht „Karl und Rosa“ verraten.²¹ Im folgenden soll deshalb versucht werden, die politische, moralische und juristische Verantwortung für diesen Doppelmord im einzelnen auf die verschiedenen Richtungen zu verteilen.²² „Nachträge“ meint dabei hauptsächlich, die Darstellung bisher weniger bekannter Zusammenhänge. Der Biographie der Täter wird dabei mehr Beachtung als sonst geschenkt.

10 Ernst Rudolf Huber, Deutsche Verfassungsgeschichte, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1978, Bd.5, S.928.

11 Helmut Trotnow, Karl Liebknecht, München 1982 (zuerst: Köln 1980), S.369, Anm.342.

12 Wolfram Wette, Gustav Noske, S.309, Anm.221. Auf S.866 wird Runge als einer der Mörder genannt.

13 Das Kabinett Scheidemann, 13. Februar bis 20. Juni 1919. Bearb. von Hagen Schulze, Boppard 1971, Einleitung, S. L.

14 Illustrierte Geschichte der deutschen Novemberrevolution. Von einem Autorenkollektiv. Leitung Günther Hortzschansky, Berlin/DDR 1978, S.313.

15 Jakow S. Drabkin, Die Novemberrevolution 1918 in Deutschland, Berlin 1968, S.518.

16 Die Weizsäcker-Papiere 1900–1932. Hrsg. von Leonidas Hill, Berlin, Frankfurt a.M. und Wien 1982 (künftig: Die Weizsäcker-Papiere), S.614, Anm.6.

17 Eberhard Kolb und Reinhard Rürup, Der Zentralrat, S.678, Anm.22. Karl Friedrich Kaul weiß gar, daß sie Wasser in den Lungen hatte, also noch lebte, als man sie in den Landwehrkanal warf: Karl Friedrich Kaul, Prozesse, die Geschichte machten. Deutscher Pitaval von 1887 bis 1933, Berlin/DDR 1988, S.117.

18 Sibylle Quack, Geistig frei und niemandes Knecht. Paul Levi — Rosa Luxemburg. Politische Arbeit und persönliche Beziehung, Köln 1983, S.241, Anm.10.

19 Das u.a. von Willi Bredel verfaßte Szenario des stalinistischen Films „Ernst Thälmann — Sohn seiner Klasse“ (DEFA 1953), hat folgende Entlarvung parat: „Die eigentlichen Mörder sind Zinker und Alland. Hinter ihnen stehen Ebert und Noske, hinter diesen wiederum Hauck, hinter diesem Mc. Fuller und hinter diesem Präsident Wilson.“ Brief von Kurt Maetzig vom 26.1.1953, in: Kurt Maetzig, Filmarbeit. Hrsg. von Günter Agde, Berlin/DDR 1987, S.237.

20 So der jüngste Vorwurf in einem Leserbrief von Geert Platner an die Hessisch/Niedersächsische Allgemeine, Ausgabe Kassel vom 12.12.89, anläßlich des 50. Todestages von Philipp Scheidemann.

21 Jüngster Vorwurf in einem Leserbrief von Rainer Ziegowski an die Süddeutsche Zeitung vom 18.8.89.

22 Eine wichtige Quelle bildet dabei der Nachlaß von Waldemar Pabst, in: BA-MA, N 620, worin sich auch ein Memoirenfragment befindet: N 620/5 (künftig: Waldemar Pabst, Memoiren). Ein kleiner Teil seines Nachlasses lagert im Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung Berlin (künftig: IfGA), NL 35. Weiterhin stütze ich mich auf Gespräche, die Dieter Ertel unter Zeugen mit Pabst in den sechziger Jahren führte (siehe Anhang, Dokument III und IV), den Briefwechsel Ertel-Pabst (aus dem zwei wichtige Briefe hier vorgelegt werden, a.a.O., Dokument V und VI) sowie die umfangreiche übrige Nachkriegs-Korrespondenz des Major a.D. (drei Briefe daraus: a.a.O., Dokument I, II und VII). — Außerdem existiert ein Tonbandinterview, das der ehemalige Oberleutnant der Waffen-SS, Cerff 1966 (damals Geschäftsführer des Verbandes deutscher Ingenieure in Baden-Württemberg) mit Pabst führte, in dem dieser Teile seiner Memoiren referierte und mit zusätzlichen Bemerkungen versah, in: BA-MA, N 620/56 (künftig: Waldemar Pabst, Tonbandinterview). Soweit es noch möglich war, habe ich dies angereichert durch Interviews. Zu besonderem Dank verpflichtet bin ich dabei Prof. Dr. Johannes Erger, Herrn Dieter Ertel, Herrn Otto Kranzbühler, Herrn Dr. Günther Nollau sowie Prof. Dr. Karl Egbert Wenzel. Außerdem danke ich Susanne Lob, Leonore Poth, Martin Choroba und Arndt Schäfer.

I. DER UMSTAND „NOVEMBERREVOLUTION“

Der Schock der Revolte

Der Matrosenaufstand in Kiel und den Küstenstädten, Ausgangspunkt der Revolution 1918/19, überraschte die alten Gewalten nicht nur wegen des Zeitpunkts, sondern vor allem aufgrund seines Ursprungs: „Einem spontanen und elementaren Aufbegehren innerhalb der bewaffneten Macht selbst.“²³ Er versetzte die „Elite des Kaisers“, die Marineoffiziere, die sich bis dato als künftigen Ritterorden des Reiches gesehen hatten,²⁴ in einen Schockzustand: „Ich bin bei allem Grauen des Krieges mit sehr großer Selbstverständlichkeit und ohne eine Erschütterung, die mich in der letzten Tiefe der Seele gepackt hätte, hindurchgekommen. [. . .] die Erschütterung, die endlich die Grundfesten meines Wesens und Daseins ins Wanken brachte, [. . .] das war erst die Revolution, die kein Umbruch, sondern ein Zusammenbruch war! Damals versank mir eine Welt.“²⁵ Nachdem diese Offiziere ihre erste Lähmung überwunden hatten, gab es nur einen Gedanken: Rache. Rache für die „Schmach“, die „Erniedrigung“. Ihr Antrieb: Haß, tiefer Haß auf die „Massen“, auf die Revolte und die, die sie angeblich schürten: die USPD sowie Liebknecht und Luxemburg.²⁶ Es organisierten sich Offiziersbrigaden.

Einer der Rührigsten bei der Aufstellung solcher Truppen war ein junger Kapitänleutnant. Er schien alle und jeden zu kennen, ja imponierte auch Gustav Noske, so daß dieser ihn noch in Kiel zu seinem Verbindungsoffizier machte und somit zu einem wichtigen Knotenpunkt der Konterrevolution. Sein Name: Wilhelm Canaris.²⁷ Er hatte eine Vorliebe: das Agieren im Hintergrund, im Dunkeln. „Das Katz-und-Maus-Spiel mit dem Gegner lockte ihn. Schon als Kind hatte er mit unsichtbaren Tinten experimentiert und sich falsche Namen zugelegt: Er liebte das Mysteriöse, die halbe Andeutung, die Verschleierung.“²⁸ Auch er glaubte daran, daß die Matrosen nur verhetzt worden seien. „Der marxistisch-kommunistische Feind hatte die Flotte heimlich unterwandert und sie schließlich mit Hilfe seiner getarnten Helfershelfer an Bord ruiniert. Eine Lebenslüge war entstanden, die einer ganzen Generation deutscher Seeoffiziere erlaubte, im alten Geist weiterzumachen.“²⁹

Zu diesen Männern gehörte auch ein Freund Canaris', der einen relativ kleinen Seeoffiziersverband aufstellte. Einen „Stoßtrupp“,³⁰ der sich um die Jahreswende 1918/19 in der von „der

23 Ernst-Heinrich Schmidt, *Heimatheer und Revolution*, Stuttgart 1981, S.42.

24 Heinz Höhne, *Canaris*, München 1976, S.23. Siehe auch: Holger H. Herwig, *Das Elitekorps des Kaisers*, Hamburg 1977, S.59–84.

25 Martin Niemöller, *Vom U-Boot zur Kanzel*, Berlin 1934, S.210. Siehe auch Holger H. Herwig, *Das Elitekorps . . .*, S.98–207. Eine Ausnahme bildet Ernst von Weizsäcker, der die Revolution besser als seine Marinekameraden verkräftete. Siehe *Die Weizsäcker-Papiere*, S.314f.

26 Wilfried von Loewenfeld, *Das Freikorps von Loewenfeld*, in: *Deutsche Soldaten*. Hrsg. von Hans Roden, Leipzig 1935, S.149ff; Richard Frey, *Die Versenkung der deutschen Kriegsflotte bei Scapa Flow*, in: *Der Kampf um das Reich*. Hrsg. von Ernst Jünger, Essen 1929, S.52. Eine Ursache dieses Hasses liegt wohl auch in der Tatsache, daß sich so gut wie keiner der Offiziere den rebellierenden Matrosen widersetzt hatte.

27 Wilhelm Canaris (1887–1945), 1905 Kadett, 1909 Leutnant z. See, 1916 Oberleutnant z. See, 1916 Kapitänleutnant. Schon 1915 mit Spionage in Spanien beschäftigt, U-Boot-Fahrer, Mitbegründer mehrerer konterrevolutionärer Marinebrigaden. Adjutant Noskes. Richter im Prozeß vor dem Kriegsgericht der GKSD. Freund und Beschützer der angeklagten Offiziere bis zu seinem Tode. 1935–1944 Abwehrchef Hitlers. Kontakt zum Osterkreis. Am 20. Juli 1944 nicht beteiligt. Als im Truppenlager in Zossen in einem Panzerschrank Papiere gefunden werden, die seine früheren Kontakte zum Widerstand belegen, wird er verhaftet. Kurz vor Kriegsende im KZ Flossenbürg ermordet.

28 Heinz Höhne, *Canaris*, S.30.

29 A.a.O., S.59.

30 *Darstellungen aus den Nachkriegskämpfen deutscher Truppen und Freikorps*. Bd.6: *Die Wirren in der Reichshauptstadt und im nördlichen Deutschland 1918–1920 (künftig: Die Wirren)*, Berlin 1940, S.53; Hans von Kessel, *Handgranaten und rote Fahnen*, Berlin 1933, S.163.

roten Flut“ erfaßten Hauptstadt bildete.³¹ Man lagerte „In den Zelten Nr.4“³² und wurde zu „Sondereinsätzen herangezogen“.³³ Der Name des Anführers lautete Kapitänleutnant (künftig: Kaleu) Horst von Pflugk-Harttung.³⁴ Er und seine Marine-Eskadron unterstellten sich wiederum einer Division, die die entscheidende Rolle im „Kampf um das Reich“ spielen sollte. Faktisch wurde sie von einem Hauptmann, der auch Canaris bestens bekannt war, geführt: von Waldemar Pabst, dem I. Generalstabsoffizier der GKSD.³⁵

- 31 Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden (künftig: HStA), Spruchkammerakten Heinrich Stiege, Abt. 520 F/A 409499, Bl.18. Die genaue Bezeichnung der Formation lautete: Marineoffiziers Eskadron beim 5. Ulanenregiment. Siehe Tabelle in: Die Wirren, S.183 links unten, sowie a.a.O., S.185.
- 32 Dort steht heute die Berliner Kongreßhalle.
- 33 LAB, Rep.58, Nr.464, Akten des Landgerichts II, Berlin. Strafsache gegen Hermann W. Souchon, Bd.1, Bl.2. Die Akten unter dieser Nummer wurden erst im Laufe des Verfahrens Souchon gegen SDR/Bausch/Ertel 1969 entdeckt.
- 34 Horst von Pflugk-Harttung (1889–1967), Sohn des Archivrats Julius von Pflugk-Harttung, 1907 Kadett, 1910 Leutnant z. See, 1913 Oberleutnant z. See, 1918 Kapitänleutnant. Ab 1917 Kommandant eines Torpedobootes. Freund von Canaris. Nach der Revolution Anführer der oben erwähnten Marine-Eskadron. 1919 Flucht mit Hilfe von Canaris über Dänemark nach Schweden. Von dort aus weiterhin Kontakt zu Pabst. Von diesem als Vertreter der „Weißen Internationale“ in Schweden vorgesehen. Januar 1932 Ausweisung wegen illegaler Waffengeschäfte, nach Oslo, Norwegen. Dort Interview mit Norwegischer Zeitung. Diese verbreitet die Behauptung, Pflugk-Harttung habe den Befehl zur Tötung Liebknechts von Noske bekommen. Nach heftigem Protest Noskes bestreitet Pflugk-Harttung die Äußerung. Er spreche grundsätzlich nicht „über dieses Ereignis“. (Siehe IfGA, NL 56/7 Nachlaß Noske, Bl.14–19.) Trotz Unterstützung des Chefs des Stabes der Marineleitung, Admiral Raeder, des Konteradmirals von Levetzow, und des Vizeadmirals a.D. von Trotha (vgl. BA-Potsdam, 61 Sta, Nr.261, Bl.231ff), Ausweisung aus Norwegen. Flucht nach Dänemark. Dort für Canaris geheimdienstlich tätig. Als Chef der deutschen Auslandsspionage Nord 1938 in Dänemark verhaftet. Beim deutschen Einmarsch „befreit“. Im April 1946 in Irland als angeblicher Chef der „Werwölfe“ verhaftet. Zufällige Begegnung im Kriegsgefangenenlager mit dem Biographen Rosa Luxemburgs, Peter Nettel, der zu diesem Zeitpunkt englischer Offizier ist. Nach verschiedenen Lagern Entlassung. In den fünfziger Jahren Kaufmann in Hamburg. Von 1962 an bis zu seinem Tod erneut Kontakt zu Pabst.
- 35 Waldemar Pabst (1881–1970), Sohn eines Museumsdirektors. Nach dem Abitur 1894–1899 Kadettenanstalt u.a. in Lichterfelde. Seit 1899 Berufsoffizier. I. Generalstabsoffizier der GKSD. Faktisch Befehlshaber dieser Truppe. Nach dem 24.12.1918 Umwandlung der GKSD in ein schwerbewaffnetes Freikorps mit Propagandaabteilung und Geheimdienst. Initiator des terroristischen Schießbefehls Noskes vom 9. März 1919. Inszeniert zu dessen Vorbereitung und mit Hilfe Dr. Fritz Grabowskys über das Wolffsche Telegraphenbüro (künftig: WTB) die Falschmeldung von den Lichtenberger Greuelmorden, was ihm die Gelegenheit gibt, Noske den Schießbefehl vorzulegen. Verschärft diesen noch eigenhändig für die GKSD. Ab März 1919 Ausbau der GKSD zu einem Korps von 40 000 Mann. Im Juni 1919 Vorschlag an Noske zu einer Militärdiktatur unter dessen Oberbefehl. Noske lehnt ab und betreibt Entflechtung der GKSD. Daraufhin versuchter Staatsstreich Pabsts, der nur durch das Eingreifen von von Lüttwitz und Maercker verhindert wird. Ausscheiden Pabsts aus dem aktiven Dienst. Zusammen mit Grabowsky und Kapp Gründung der „Nationalen Vereinigung“ zur Vorbereitung des Staatsstreiches (Juni 1919–März 1920). Maßgebliche Beteiligung am Kapp-Putsch. Nach dessen Scheitern Flucht unter dem Namen Peters nach Innsbruck. Dort von 1920 bis 1930 Initiator der österreichischen Heimwehren und deren militärischer Kopf. Ziel die „Wiederherstellung einer starken Staatsgewalt [. . .] im rücksichtslosen und schärfsten Kampfe gegen die Sozialdemokratie und ihre Handlanger, die jüdische Demokratie.“ (Vgl. IfGA, NL 35/4 Nachlaß Pabst, Bl.11, Brief vom 28.1.1924). Trotz Hindenburg-Amnestie von 1925, die ihn vor einer Verfolgung wegen des Kapp-Putsches schützt, keine Rückkehr nach Deutschland wegen seiner Verwicklung in den Mordfall Luxemburg/Liebknecht. 1928 leugnet Pabst vor seinem Förderer, Bundeskanzler Seipel, die Beteiligung, und gibt an, mit Noske noch in Kontakt zu stehen. Danach meint Seipel im Parlament zu den Heimwehraktivitäten Pabsts, dieser habe seine Taktik von Noske gelernt. Noske bestreitet daraufhin, daß er noch mit Pabst in Verbindung stehe. Er habe ihn seit Anfang 1920 nicht gesehen (vgl. IfGA, NL 56/7, Bl.1–13). 1929 gerät Pabst, der die österreichische Staatsbürgerschaft nicht besitzt, dafür aber eine deutsche Offizierspension erhält und gleichzeitig der militärisch mächtigste Mann in Österreich ist, erneut unter Druck. Im November 1929 ergeht in Deutschland Strafanzeige gegen ihn wegen Mordes an Luxemburg und Liebknecht. Das Verfahren wird im März 1930 eingestellt. Die Totalamnestie des Reichstages im selben Jahr (mit den Stimmen der NSDAP, der übrigen Rechtsparteien und der KPD) ermöglicht ihm die Rückkehr nach Berlin. 1931–1940 Direktor der Rheinmetall Borsig AG. Leiter der Wehr- und Waffenabteilung. Zuständig für Waffenlieferungen ins Ausland. 1932 Versuch der Gründung einer Weißen „faschistischen“ Internationale. Im selben Jahr Gründung der „Gesellschaft zum Studium des Faschismus“, die die Übernahme des italienischen Faschismus auf deutsche Verhältnisse „prüfen“ soll. Kontakt zu Hermann Göring. Entgeht 1934 nur durch Zufall dem Mordkommando, das schon Kurt von Schleicher im Zuge des „Röhm-Putsches“ liquidiert hatte, weil er in Wilhelmshaven zusammen mit Canaris dem Stapellauf eines Panzerschiffes

Der „kleine Napoleon“

Die GKSD, ursprünglich eine kaiserliche Elitetruppe unter dem Kommando des Generalleutnants Heinrich von Hofmann, war 1918 an der Westfront eingesetzt worden.³⁶ Da von Hofmann jedoch herzkrank war, geriet sie sehr schnell unter die Führung Pabsts, der im März 1918 auf Befehl Erich Ludendorffs zur GKSD kam.³⁷ Pabst, klein, eitel, ehrgeizig und machthungrig, war eine der berühmtesten Figuren der Revolution 1918/19. Sein Einfluß und vor allem seine militärische Machtposition sind in der Vergangenheit eher unterschätzt worden. Dem „bemerkenswerten“ Pabst³⁸ unterstand mit der GKSD die stärkste konterrevolutionäre militärische Formation, das „Rückgrat aller eingesetzten Truppen“,³⁹ auf die sich Noske stützte.⁴⁰ Kaum hatte ihn die Nachricht von der Revolution erreicht, trieb Pabst die GKSD in „Eilmärschen der Heimat zu“, in der Absicht, mit „der Herrschaft der Minderwertigen“⁴¹ aufzuräumen. Am 30.11.1918 erreichte die GKSD den Bahnhof Wildpark bei Potsdam. Pabst hatte dort die erste Begegnung mit dem „roten Berlin“. Der Volksbeauftragte (künftig: VB) Emil Barth⁴² erwartete ihn, stellte sich ihm als sein Vorgesetzter vor und wurde alsbald vom Bahnsteig vertrieben.⁴³ Die GKSD bezog in Nikolassee, unweit des Wannsees, ihr Divisionsquartier und „traf Vorkehrungen, daß keine ungebetenen Gäste kommen konnten.“⁴⁴ Kurz danach, am 10.12.1918, ritt Pabst an der Spitze der GKSD durchs Brandenburger Tor nach Berlin. Gleichwohl scheiterte der geplante Putschversuch der Obersten Heeresleitung (künftig: OHL) gegen die Arbeiter- und Soldatenräte.⁴⁵ Die schimmernde Wehr löste sich auf. Berlin schien in der Hand der Massen. Einzig Pabst gelang es, die GKSD wenigstens einigermaßen zusammenzuhalten.⁴⁶ Er schottete sie gegen alle Einflüsse von außen ab und

[Forts. Anm.35] beiwohnt. Dort Verhaftung. Freilassung durch Göring, auf Wilhelm Canaris' und Franz von Papens Fürsprache. Nennt sich daraufhin in einem Brief an Reinhard Heydrich einen „ehrliehen und aufrichtigen Befaher des nationalsozialistischen Staates“. (Vgl. IfGA, NL 35/9, Bl.27.) 1939 Offizier im Generalstab. Entlassung angeblich auf Hitlers persönlichen Wunsch. 1943 kehrt Pabst von einer Geschäftsreise in die Schweiz auf Anraten des Generals Thomas und des Admirals Canaris nicht nach Deutschland zurück, da ihm die Verhaftung droht. Auch in der Schweiz hervorragende Kontakte zu den Behörden, was ihm einen Aufenthalt dort auch über das Kriegsende hinaus ermöglicht.

Pabst kehrt erst 1955, nachdem die BRD teilsouverän geworden ist, zurück, da er nun seine Auslieferung durch die Alliierten an die UdSSR nicht mehr befürchtet. Lebt 1955 in Düsseldorf. Dort später Mitherausgeber einer NPD-nahen Zeitschrift: „Das Deutsche Wort“. Hervorragende Kontakte zum Bundespresseamt und zum „Laden Blank“, dem Verteidigungsministerium. Bis zu seinem Tod wieder im Waffengeschäft mit Formosa, Indien und Spanien. In der BRD niemals strafrechtlich verfolgt.

36 Ernst Rudolf Huber, *Deutsche Verfassungsgeschichte*, Bd.5, S.901, Anm.34.

37 Gedächtnisprotokoll der zweiten Begegnung mit Waldemar Pabst, am 5.5.1966, von Dieter Ertel und Dr. Gustav Strübel (künftig: Protokoll Ertel/Strübel vom 5.5.66), in: *Dokumentation SDR*, Bl.59.

38 Hagen Schulze, *Freikorps und Republik* (künftig: Hagen Schulze, *Freikorps*), Boppard 1969, S.29, Anm.125.

39 Vgl. Die Wirren, S.36, siehe auch Tabelle, in: a.a.O., S.182ff.

40 IfGA, NL 56/7, Bl.11–13, Brief Noskes an den österreichischen Bundeskanzler Seipel vom 10.10.1928.

41 Waldemar Pabst, „Spartakus“, in: *Deutscher Aufstand*. Hrsg. von Kurt Hotzel, Stuttgart 1934, S.28. Zum Rückmarsch siehe auch Waldemar Pabst, *Memoiren*, S.3ff.

42 Emil Barth (1879–1941), Vorsitzender der Berliner Revolutionären Obleute, Volksbeauftragter vom 10.11.–29.12.1918.

43 Waldemar Pabst, *Memoiren* S.12–15. Pabst traf am 8.12.1918 noch einmal mit Barth zusammen, vgl. dazu die leicht abweichenden Darstellungen in: Emil Barth, *Aus der Werkstatt der deutschen Revolution*, Berlin o.J. [1919], S.75, und Waldemar Pabst, *Memoiren* S.22–24. Kluges unrichtige Annahme (vgl. Ulrich Kluge, *Soldatenräte und Revolution*, Göttingen 1975, S.443, Anm.171), Pabst habe Barth darüber aufgeklärt, daß er keine konterrevolutionären Absichten habe, geht wohl auf die zynische Beschreibung der Begegnung in: *Die Wirren*, S.32, zurück.

44 Protokoll Ertel/Strübel vom 5.5.66, in: *Dokumentation SDR*, Bl.58.

45 Ulrich Kluge, *Soldatenräte* . . . , S.233ff.

46 Waldemar Pabst, *Memoiren*, S.28f. Siehe auf die Aufzeichnungen über eine geheime Besprechung der OHL am 26.12.1919, in: *Zwischen Revolution und Kapp-Putsch. Militär und Innenpolitik 1918–1920*. Bearb. von Heinz Hürten, Düsseldorf 1977, S.32f. Der fälschlicherweise mit von Pape bezeichnete Offizier ist Pabst.

betrieb ständige „Aufklärung“ durch Schulung in seinem Sinne. So blieb die GKSD einer der wenigen alten, noch kampffähigen Verbände.

Am 24.12.1918 leitete Pabst den von Friedrich Ebert befohlenen Angriff auf die Volksmarine-division im Schloß⁴⁷ und zögerte dabei nicht, beim Artillerieangriff auch Gasgranaten einzusetzen:⁴⁸ „Doch das Donnern der Geschütze war nicht ungehört verhallt. ‚Gegenrevolution der Offiziere!‘ hieß das Echo, das es erzeugte. Von Mund zu Mund flog es fort, von den Fabriksirenen ward es aufgenommen, und aufreizend wirkte es fort bis in den letzten Winkel des Häusermeeres Berlins. Und ‚wunderbar‘ ging die Drachensaat auf, die in den letzten Wochen gesät war [. . .] in rasender Wut stürzte sich die losgelassene Meute [. . .] auf unsere Truppe.“⁴⁹ Die Massen erzwangen den Abbruch des Unternehmens.⁵⁰

Am eigenen Leibe hatte Pabst die Kraft der „Masse“ erlebt und ihre demoralisierende Wirkung auf das, was sein Leben war: die Truppe. Die „Drachensaat“ Rosa Luxemburgs war aufgegangen.⁵¹ Es gab keine kaiserliche Armee mehr. — Doch Pabst gab nicht auf. Er zog sich mit den Resten seiner Truppe wieder an den Rand Berlins zurück, entließ die „spartakistisch verseuchten“ Elemente und machte durch Freiwillige in kürzester Zeit eine schlagkräftige, wie er, unter hoher Spannung stehende Truppe daraus. Er selbst besuchte sodann in Zivil Versammlungen, in denen Liebknecht sprach. Er kam zu der Auffassung, daß er hier seinen gefährlichsten Gegner vor sich hatte.⁵² Vollends überzeugt von der „Gefahr“, die von den Spartakisten ausging, war er, als ihn einer seiner eigenen Offiziere bat, Rosa Luxemburg zur Truppe sprechen zu lassen. Der Offizier, ein katholischer Adliger, hatte eine Rede Rosa Luxemburgs gehört und „hielt sie für eine Heilige, einen neuen Messias“ mit ungeheurem Sendungsbewußtsein.⁵³ „In diesem Augenblick erkannte ich die ganze Gefährlichkeit der Frau Luxemburg. Sie war gefährlicher als alle anderen, auch die mit der Waffe.“ Er beschloß, sie zu beseitigen. Als dann der Januarputsch ausbrach, war es soweit.⁵⁴ Im Luisenstift in Dahlem bot er dem VB Gustav Noske seine Dienste an und wurde „einer der rührigsten“ Helfer,⁵⁵ begierig, den „Volksverhetzern“ ein für allemal den Garaus zu machen.⁵⁶

47 Die Regierung der Volksbeauftragten 1918/19. Eingel. von Erich Matthias. Bearb. von Susanne Miller unter Mitwirkung von Heinrich Potthoff, 2 Bde, Düsseldorf 1969, Bd.2, Nr.70–72, 77, 78. BA-MA, NL 620/2, Bericht Pabst vom 25.12.1918.

48 Rudolf Rotheit, Das Berliner Schloß im Zeichen der Novemberrevolution, Berlin 1923, S.88.

49 Waldemar Pabst, „Spartakus“. S.34f.

50 Die Wirren, S.42.

51 Es spielt dabei gar keine Rolle, daß an den Weihnachtskämpfen weder Luxemburg noch Liebknecht noch sonst ein „Spartakist“ beteiligt war, im Kopf Pabsts war Spartakus ein Synonym für die „revolutionäre Masse“.

52 Waldemar Pabst, Memoiren, S.66.

53 Siehe Anhang, Dokument III.

54 Daß dieser Aufstand für die Freikorps und dem in den Vororten Berlins angehäuften gigantischen militärischen Apparat gerade „recht“ kam, belegt auch die Enttäuschung „der Truppe“ über den schwächlichen Widerstand von „Spartakus“.

55 Gustav Noske, Von Kiel bis Kapp. Zur Geschichte der deutschen Revolution, Berlin 1920 (künftig: Gustav Noske, Kiel bis Kapp), S.72.

56 Rosa Luxemburgs ambivalente Stellung zum Januarputsch spielt hier keine Rolle, da sie Pabst nicht bekannt war. Für ihn war sie die Drahtzieherin des „Spartakusaufstandes“. Auf die phantastisch-mythisch-psychische Bedrohung für den „soldatischen“ Mann, die von Rosa Luxemburg als Polin/Jüdin/Sozialistin und aktiver Frau ausging, kann hier nicht weiter eingegangen werden. Es wird auf die nach wie vor von Historikern zu wenig beachtete Arbeit von Klaus Theweleit, Männerphantasien, 2 Bde., Basel und Frankfurt a.M. 1977, verwiesen.

II. DIE NÄHEREN UMSTÄNDE

Die Verhaftung

Am Vormittag des 15. Januar 1919 — alle strategisch wichtigen Punkte Berlins waren längst in Hand der Freikorps, der Widerstand der Aufständischen erloschen, die ersten „Erschiesungen auf der Flucht“ praktiziert —, bezog die GKSD das im Jahre 1912 erbaute Nobelhotel Eden und machte es zu ihrem Stabsquartier.⁵⁷ Trotzdem beherbergte das Hotel auch noch zivile Gäste, wie z.B. den Reichskanzler a.D., Bernhard Fürst von Bülow. Pabsts GKSD erhielt ihren Sold nicht nur von der OHL,⁵⁸ sondern sie wurde von den Industriellen Hugo Stinnes⁵⁹ und Friedrich Minoux⁶⁰ direkt finanziell unterstützt.⁶¹ Pabst pflegte auch beste Kontakte zum Berliner Reichsbürgerrat und seinem Vorsitzenden, dem Bankier und Millionär Marx.⁶² Schließlich stand Pabst auch in Verbindung mit dem von der Großindustrie reichlich ausgestatteten Vorsitzenden der Anti-Bolschewistischen Liga, Eduard Stadtler.⁶³ Der GKSD waren zu diesem Zeitpunkt u.a. auch das Regiment Reinhard, die Marine-Eskadron Pflugk-Hartung und die Einwohnerwehren unterstellt.⁶⁴ Pabst selbst hatte sich maßgeblich um den Aufbau dieser Wehren gekümmert.⁶⁵

Schon in Dahlem hatte Noske Leutnant Friedrich W. von Oertzen den Befehl zur Überwachung des Liebkechtschen Telefons gegeben.⁶⁶ Gleichzeitig ließen Noske und Pabst gemeinsam die Post Liebkechts überwachen.⁶⁷ In der ganzen Stadt suchten Freischärler-Organisationen und Wehren Liebkecht und Luxemburg. Niemand sorgte sich um die Legalität dieses Unterfangens. Zahlreiche Spitzeldienste diverser „staatstragender Verbände“, entwickelten (zum Teil in Konkurrenz miteinander) einen fieberhaften Aktionismus.⁶⁸ Die wichtigsten waren dabei die „Spionageabteilungen“ (Pabst) der GKSD,⁶⁹ die der Kommandantur des Anton Fischer⁷⁰

57 Waldemar Pabst, *Memoiren*, S.64. Das Edenhotel stand zwischen dem Straßendreieck Kurfürstendamm (heute: Budapester Straße), Kurfürstenstraße und Nürnberger Straße, direkt gegenüber dem Zoo. Es wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört und nicht wieder aufgebaut. Baupläne des Edenhotels von 1912–19 in: LAB, Rep.202, Nr.4835–40.

58 Interview Pabsts, in: *Der Spiegel*, Nr.16/1962, S.38.

59 Hugo Stinnes (1870–1924), Großindustrieller.

60 Friedrich Minoux (1877–1946), Industrieller.

61 Waldemar Pabst, *Memoiren*, S.30.

62 Ebda.

63 Eduard Stadtler, *Als Antibolschewist 1918/19*, Düsseldorf 1936, S.48.

64 Die Wirren, a.a.O., Tabellen S.183ff.

65 Brief Pabsts an Ertel vom 3.3.1967, in: Dokumentation SDR, Bl.110. Siehe auch BA-MA, PH 8V/27.

66 Friedrich W. von Oertzen, *Die deutschen Freikorps*, München 1936, S.284.

67 BA-Potsdam, Reichspostministerium 47.01, Nr.4818, Bl.326, Geheimmeldung der Kaiserlichen [sic!] Ober-Postdirektion III B vom 16.1.1919: „Der Volksbeauftragte, Oberbefehlshaber Noske und der Hauptmann Pabst von der Kavallerie-Schützen-Division in Berlin-Dahlem haben einen Kriminalbeamten schriftlich beauftragt, beim Postamt Berlin Steglitz die Postsendungen des Rechtsanwalts Karl Liebkecht Bismarckstraße 75 zum Zwecke der Ermittlung des jetzigen Aufenthaltsortes desselben, zu überwachen.“

68 Richard Müller, *Der Bürgerkrieg in Deutschland*, Nachdruck Berlin 1974, S.171.

69 Eine ebensolche Spitzelorganisation war die „fliegende Kraftfahrstaffel [Eugen] Kessel“ des Obersten Reinhard. Im Januar noch im Aufbau, wurde sie im März 1919 Pabst unterstellt. Aus ihr gingen der Mörder von Leo Jogiches und Heinrich Dorrenbach, Ernst Tamschick, sowie der 30fache Matrosenmörder Oberleutnant Otto Marloh hervor. Später wurde sie, die Sicherheitspolizei (Sipo) des Preußischen Justizministers Wolfgang Heine (1861–1944), MSPD, komplett übernommen. BA-MA, PH 8V/Bd.22, Bl.7. Brief Pabsts an Ertel vom 16.1.67, in: Dokumentation SDR, Bl. 101. Hans von Kessel, *Handgranaten . . .*, S.222. Wilhelm Reinhard, 1918/19. Die Wehren der Republik, Berlin 1933, S.77.

70 Anton Fischer. Stadtkommandant vom 23.12.18–7.1.19, MSPD. Fischer wurde wie die GKSD vom Reichsbürgerrat des Bankiers Marx unterstützt, der im Beirat der Kommandantur saß. Aufschluß über die Kommando- und Finanzverhältnisse der Kommandantur gibt die Auflistung eines Anwalts im Prozeß Scheidemann/Prinz, in: LAB, Rep.58, Nr.2072, Bd.3, Bl.67–75. Ein Spitzel bekam danach 15 Mark am Tag plus Spesen und 200–300 Mark pro Nachricht.

und des Regiments Reichstag.⁷¹ Diese Spitzelorganisationen hatten Verbindung zu den Staatsanwälten Robert Weismann⁷² und Zumbroich.⁷³

Schon im Dezember 1918 waren Liebknecht, Luxemburg und Paul Levi von einer Abteilung des Regiments Reichstag unter dem Kommando des geistesgestörten Bauleiters Hasso von Tyszka mit dem Tode bedroht worden.⁷⁴ Pabst gibt an, daß er zum Zeitpunkt des Umzugs von Dahlem ins Eden-Hotel noch nicht genau wußte, wo sich Luxemburg und Liebknecht aufhielten, er aber Hinweise erhalten hatte, daß sie im Berliner Westen seien.⁷⁵

Am Abend des 15. Januar 1919 betraten fünf Mitglieder der Wilmersdorfer Bürgerwehr das Lokal Ecke Mannheimer/Berliner Straße, das an das Haus Mannheimer Straße 43 angrenzte.⁷⁶ Es waren dies der Kaufmann Bruno Lindner, der Destillateur Wilhelm Moering und drei weitere uniformierte Bürger mit Namen Jurczek (ebenfalls Kaufmann), Schwarz und Jantz.⁷⁷ Sie erkundigten sich beim Wirt des Lokals über die im Nebenhaus gelegene Wohnung eines gewissen Marcusson.⁷⁸ Dort, so gaben sie später an, vermuteten sie eine spartakistische Zusammenkunft und Waffen, tatsächlich hatten sie aber Liebknecht und Luxemburg gesucht.⁷⁹ Wer ihnen den „Wink“ gab, ist bis heute nicht bekannt. Ohne irgendeinen Auftrag zu haben, drangen sie in die Wohnung Marcusson ein.⁸⁰

„Einen Herrn, der sich im Zimmer befand und sich bei ihrer Ankunft entfernen wollte, hätten sie angehalten und auf Papiere durchsucht. Dabei hätten sie Legitimationskarten auf den Namen Liebknecht und seine Photographie gefunden. Lindner und Moering hätten ihn dann,

71 Finanziell versorgt wurde diese Organisation von den Gebrüdern Sklarz, zwei Schieberfiguren. Siehe hierzu Bundesarchiv Koblenz, R 43 I 1239, sowie LAB, Rep.58, Nr.408–410, und Nr.433.

72 Dr. Robert Weismann. Staatsanwalt, gab allen Verhaftungsaktionen der Fischerschen Kommandantur durch seinen Beistand den Anschein der Rechtmäßigkeit. Im Februar 1919 ermittelnder Beamter gegen Radek. 1920–23 Staatskommissar für Öffentliche Ordnung. 1927 angeblich in eine Bestechungsaffäre verwickelt (vgl. LAB, Rep.58, Nr.6021). 1928 Staatssekretär in Preußen und rechte Hand Otto Brauns.

73 Zumbroich, Staatsanwalt im Prozeß gegen Ledebour. Vertrat dort die Auffassung, der Januarputsch sei kein Hochverrat. In die Vertuschung der Matrosenmorde des Oberleutnant Marloh verwickelt. Selbst Hochverräter, als er sich während des Kapp-Putsches zum Justizminister ernennen ließ.

74 Die Spartakusführer wurden von einer Abteilung der Sicherheitswehr Emil Eichhorns unter Führung einer dubiosen Revolutionsfigur mit Namen Prinz „befreit“. Erich Prinz, ein „Kunstmaler“, behauptete später, Scheidemann und Georg Sklarz hätten zusammen 100 000 Mark auf den Kopf Liebknechts und Luxemburgs ausgesetzt. Die Unterschriften unter dieses „Dokument“ waren jedoch von Prinz gefälscht, das Dokument selbst (es existiert noch in: LAB, Rep.58, Nr.2072, Bd.1, Bl.8a) von dessen Freundin Hilde Plaumann — sie beging später Selbstmord mit Kokain (LAB, Rep.58, Nr.2072, Bd.3, Bl.145) — angefertigt worden. Scheidemann hat zu keiner Zeit einen solchen Kopfgeld-Brief unterschrieben. Scheidemann hat auch keine entsprechenden mündlichen „Befehle“ gegeben, wie von Sebastian Haffner noch 1979 (vgl. Sebastian Haffner, Die Deutsche Revolution 1918/19, München 1979, S.153) kolportiert. Richtig ist jedoch, daß der Schwiegersohn Scheidemanns, Fritz Henck, Mitbegründer des Regiments Reichstag, in unverantwortlicher Weise behauptet hatte, den Befehl gebe es. Siehe Urteil im Prozeß Scheidemann/Prinz, in: LAB, Rep.58, Nr.2072, Bd.3, Bl.150–177. Scheidemann mußte sich durch das törichte Verhalten seines Schwiegersohnes jahrzehntelang immer wieder diese Vorwürfe anhören. So verwahrte er sich auch während des ersten Jorns-Prozesses schriftlich gegen dort erneut aufgetauchte Behauptungen. Siehe auch Anhang, Dokument I.

75 Protokoll Ertel/Strübel vom 5.5.66, in: Dokumentation SDR, Bl.58f.

76 Das Haus, jetzt Mannheimer Straße 27, existiert noch. Siehe auch Heinz Knobloch, Meine liebste Mathilde, Berlin 1986, S.188.

77 Folgende Angaben nach dem Bericht des Staatsanwalts Ortmann an den Preußischen Justizminister Wolfgang Heine vom 5.2. und 24.2.1919, in: BA-Potsdam, Nachlaß Heine, Nr.144, Bl.3–7 und Bl.10–14 (künftig: Bericht Ortmann). Die unter die Zivilgerichtsbarkeit fallenden Mitglieder der Bürgerwehr wurden nach den Ereignissen des 15. Januar, vermutlich erst auf Druck Heines (LAB, Rep.58, Nr.59, Bd.1, Bl.106), von der Staatsanwaltschaft vernommen, während die Hauptbeteiligten jener Nacht Militärpersonen waren und so der Militärgerichtsbarkeit „unterstanden“ bzw. ihren Schutz genossen.

78 Siegfried Marcusson. Kaufmann, Mitglied der USPD und des Arbeiter- und Soldatenrates Wilmersdorf. Frau Marcusson war eine Freundin Rosa Luxemburgs. Siehe Aussage Frau Marcusson, BA-MA, PH 8V/Bd.6, Bl.28.

79 BA-MA, PH 8V/Bd.13, S.214, Aussage Lindner.

80 Ortmann ermittelte sogar gegen Lindner und Moering wegen Freiheitsberaubung, vgl. Bericht Ortmann, Bl.10. Das Verfahren verlief im Sande.

da er sich Marcusson nannte, diese Angabe ihnen aber nicht glaubhaft erschien, zwecks Feststellung seiner Persönlichkeit im Auto nach dem Hauptquartier in der Cecilienschule gebracht.“⁸¹ Chauffiert wurde das Auto von einem Mann namens Güttinger, der Beifahrer hieß Probst. Während man Liebknecht zur Cecilienschule fuhr, verblieben Jurczek, Schwartz und Jantz in der Wohnung, um „weitere Feststellungen“ vorzunehmen. Eine dort „verdächtig auffallende“ Frau, Rosa Luxemburg, wurde festgesetzt,⁸² ebenso ein Mann, der gegen 21 Uhr das Haus betrat. Er wollte angeblich Liebknecht und Luxemburg fremde Ausweispapiere bringen und „wurde beim Betreten der Wohnung von den Soldaten festgenommen und durchsucht.“ Es war das Mitglied der Zentrale der KPD, Wilhelm Pieck.⁸³ An der Verhaftung von Luxemburg und Pieck beteiligte sich auch ein Mann Namens Sebelin, der sich, nach eigenen Angaben, vor der Verhaftung Luxemburgs an das zuständige Polizei-Revier (Nr.8 Berlin-Schöneberg) gewandt hatte und zwei uniformierte Schutzleute zur Unterstützung erhielt. Von der Cecilienschule aus teilte man zur gleichen Zeit in einem merkwürdigen Aufruf der Reichskanzlei die Verhaftung Liebknechts mit. Den Anruf nahm der stellvertretende Pressechef der Reichskanzlei, Robert Breuer,⁸⁴ entgegen. Breuer wies, nach eigenen Angaben, den Anrufer, das Mitglied der Bürgerwehr, Pollmann, darauf hin, daß die Verhaftung ohne Haftbefehl widerrechtlich sei, gleichzeitig wollte Breuer die Nachricht „der zuständigen Stelle“ weitergegeben haben.⁸⁵ Wen Breuer damit meinte, seinen Chef Ulrich Rauscher⁸⁶ oder gar den VB Otto Landsberg,⁸⁷ ist unklar. Daß die zuständige Stelle nicht weiter reagierte, erklärte sich Breuer damit, „daß in den damaligen Tagen von unzuständigen Stellen täglich die wildesten Gerüchte uns mitgeteilt wurden, ganz besonders Nachrichten von Verhaftungen.“⁸⁸ Der Vorsitzende des Bürgerrats von Wilmersdorf, Fabian, gab allerdings an, Sinn und Zweck des Anrufs von Pollmann in der Reichskanzlei sei es gewesen, zu erfahren, was man mit Liebknecht tun solle. Breuer habe ihm geantwortet, er werde darüber in fünf Minuten Bescheid erhalten. Die Bürgerwehr habe daraufhin eine halbe Stunde vergeblich auf den Rückruf gewartet.⁸⁹ So wurde Liebknecht gegen 21 Uhr 30 durch Güttinger, Probst, Lindner und Moering von der Cecilienschule zum Eden-Hotel zur „Vorgesetzten Behörde“, der GKSD, transportiert. Die vier fuhren von dort aus zur Mannheimer Straße zurück und holten Luxemburg und Pieck ab. Beide wurden wie Liebknecht ins Eden-Hotel gebracht (ca. 22 Uhr). Pabst bekundete später, er habe von der Festnahme der Spartakusführer erst erfahren, als sie ihm „sozusagen frei Haus geliefert“ worden waren.⁹⁰ Ein jeder der an der Aktion Beteiligten, erhielt durch den Vorsitzenden des Bürgerrats, Fabian, für den

81 Bericht Ortmann, Bl.3. Die Schule liegt am Nikolsburger Platz. Die Bürgerwehr war am 10.1.1919 gegründet worden, siehe Berliner-Börsen-Courier vom 11.1.1919; Heinz Knobloch, *Meine Liebste Mathilde*, S.132. Ihre „vorgesetzte Behörde“ war die GKSD. BA-MA, PH 8V/Bd.27, Bl.1.

82 „Fräulein Luxemburg sagte, sie sei nicht Fräulein Luxemburg sondern Frau Luxemburg“, BA-MA, PH 8V/Bd.13, Bl.211, Aussage Lindner.

83 Wilhelm Pieck, in: Karl und Rosa. *Erinnerungen*, Berlin 1971, S.194f.

84 Breuer war gleichzeitig Mitglied des Wilmersdorfer Sozialdemokratischen Wahlvereins!

85 BA-Koblenz, R 43 I 2676, Bl.10. Bericht Breuer vom 2.4.1919, auch enthalten in: BA-Potsdam, Mikrofilm Reichskanzlei 19190 (dieser Mikrofilm ist identisch mit BA-Koblenz R 43 I 2676).

86 Ulrich Rauscher (1884–1930), Journalist, 1919/20 Pressechef der Regierung, MSPD. Nach Angaben Pabsts Alkoholiker.

87 Otto Landsberg (1869–1957), Rechtsanwalt. Volksbeauftragter. 1919 Justizminister.

88 Bericht Ortmann, Bl.4. Die Verhaftung Piecks kommt in den Vernehmungen Ortmanns nicht vor. Sie wurde von den Mitgliedern der Bürgerwehr nicht angegeben.

89 Ein Rückruf Breuers hätte vermutlich Luxemburg und Liebknecht das Leben gerettet. BA-Koblenz, R 43 I 2676 Bl.6f. Bericht Staatsanwalt Hagemann.

90 Siehe Anhang, Dokument IV.

Fang die damals enorme Geldsumme von 1700 Mark.⁹¹ Später ließen sich Uniformierte (vermutlich die Mitglieder der Bürgerwehr) vor dem Haus Mannheimer Str. 43 fotografieren.⁹²

Das Eden-Hotel

Etwa gegen 21 Uhr 30 führte man Liebknecht durch das Hauptportal und die Halle in den ersten Stock des Eden-Hotels.⁹³ Dort hatte Pabst sein Hauptquartier in zwei großen Räumen. Es waren dies der sogen. „kleine Saal“, das ehemalige Casino, und der sogen. „kleine Salon“, das eigentliche Arbeitszimmer Pabsts.⁹⁴ Liebknecht wurde in den „kleinen Salon“ gebracht und Pabst vorgeführt.⁹⁵ Die Nachricht von der Ankunft des Spartakusführers löste unter den Hotelgästen und den anwesenden Offizieren und Mannschaften⁹⁶ der GKSD Pogromstimmung aus. Nach der sehr anschaulichen Schilderung des Verteidigers der Angeklagten im Prozeß um die Ermordung Liebknechts und Luxemburgs, Fritz Grünspach,⁹⁷ brach eine Art Fieber aus, das er, die Tageszeitung „Republik“ zitierend, als „deutsches Fieber“ bezeichnete:⁹⁸ Ein kollektiver Erregungszustand durchzitterte das Nobelhotel. — Im „kleinen Salon“ Pabsts, wohl wissend, was ihm bevorstand, gab sich Liebknecht immer noch als Marcusson aus, wurde aber an den Initialen seiner Kleidung identifiziert.⁹⁹ Pabst begab sich in den „kleinen Saal“ nebenan und beriet sich mit seinem Adjutanten Hauptmann von Pflugk-Harttung¹⁰⁰ — vermutlich war sein Stellvertreter, Hauptmann Rühle von Lilienstern, auch dabei.¹⁰¹ Man beschloß zur weiteren „Behandlung“ Liebknechts, die schon erwähnte Marine-Eskadron des Kaleu Pflugk-Harttung aus dem Quartier „In den Zelten“ zu holen.¹⁰² Mit einem offenen NSU, dem selben Wagen, mit dem Liebknecht später abtransportiert werden sollte, fuhr Hauptmann Pflugk-Harttung dorthin und kehrte mit seinem Bruder und vier jungen Offizieren zurück. Es waren dies der Oberleutnant zur See Ulrich von Ritgen,¹⁰³

91 Bericht Ortmann, Bl.4. Es ergeben sich bei acht daran beteiligten Bürgerwehrmännern (darunter drei Kaufleuten) zusammen 13 600 Mark. Der Bürgerrat von Wilmersdorf war eine Unterabteilung des schon erwähnten Reichsbürgerrats des Bankiers Marx, von dem diese „Förderung des Mittelstandes“ ausging.

92 Fotos in: Heinz Knobloch, Meine Liebste Mathilde, S.189/191. Revolution und Fotografie Berlin 1918/19. Ausstellungskatalog, Berlin 1989, S.264

93 Diese und die nachfolgenden Zeitangaben lassen sich nur mühsam aus der Jörnsschen „Voruntersuchung“, und den Aussagen im Prozeß ermitteln, wobei den Angaben von Zivilisten größere Glaubwürdigkeit geschenkt wird.

94 BA-MA, PH 8V/Bd.12, S.48, und Bd.15, S.764, Aussagen Pflugk-Harttung; Bd.12, S.129, Aussage Liepmann.

95 BA-MA, PH 8V/Bd.13, S.193, Aussage Pabst.

96 Die Offiziere waren im 4. Stock einquartiert. Das im Erdgeschoß befindliche Café diente als Wachlokal.

97 Dr. Fritz Grünspach. Rechtsanwalt, Verteidiger aller Angeklagten im Prozeß, vertrat Pabst auch wegen seiner Verfolgung nach dem Kapp-Putsch 1920. Ebenso Anwalt von Georg Sklarz. Übergab Runge später 3000 Mark Bestechungsgeld. In den 20ern gestorben.

98 BA-MA, PH 8V/Bd.17, S.990, Plädoyer Grünspach.

99 Siehe Anhang, Dokument III.

100 Heinz von Pflugk-Harttung (1890–1920), Bruder des Kaleu Horst von Pflugk-Harttung. Beim Kampfbombergeschwader I Beobachter eines Bombers im Ersten Weltkrieg. Über einen Bomberkameraden Kontakt zu Eduard Stadtler. Adjutant und 2. Ordonnanzoffizier im Stabe Waldemar Pabsts. Verursacher der „Panne“ des NSU im Tiergarten. Mitverschwörer. Gründete im Sommer 1919 die Tarnorganisationen „Landbund“ und „Ferienkinder“, um die Nichtauslieferung deutscher Kriegsverbrecher des Ersten Weltkriegs zu verhindern. Am Kapp-Putsch aktiv in Friedrichshagen bei Berlin beteiligt. Dort durch Bombe oder Handgranaten unter seinem Auto am 26.3.1920 getötet. Vermutlich Attentat.

101 Rühle von Lilienstern (1884–1966), Am 15.1.1919 Hauptmann und 1. Ordonnanzoffizier Pabsts. Mitverschwörer. Bringt es im Dritten Reich bis zum Generalleutnant. Nach dem Krieg Kaufmann in Karlsruhe und erneuter Kontakt zu Pabst. Weitere Daten nicht bekannt.

102 BA-MA, PH 8V/Bd.12, S.194, Aussage Pabst.

103 Ulrich von Ritgen (1894–1969), Sohn des Geheimen Baurats von Wetzlar, Hugo von Ritgen. 1913 Kadett, 1915 Leutnant z. See, 1917 Oberleutnant z. See. Mitglied der Marine-Eskadron Pflugk-Harttung. Beteiligt am Transport Liebknechts. In den 20er Jahren im sogen. Ruhrabwehrkampf Fälscher französischer Banknoten. 1931 Mitglied in Pabsts „Gesellschaft zur Erforschung des Faschismus“. 1946 aufgrund einer Anzeige seines eigenen Schwiegervaters (wegen angeblicher Beteiligung am Rathenau-Mord!) Haussuchung durch amerikanischen CIC. Es werden Hinweise auf seine Beteiligung an der Ermordung Liebknechts gefunden. Daraufhin Verhaftung

der Leutnant zur See Heinrich Stiege,¹⁰⁴ der Leutnant zur See Bruno Schulze¹⁰⁵ und der Leutnant zur See Hermann W. Souchon,¹⁰⁶ allesamt Hünen mit Gardemaß von 1,90 m. Gegen 21 Uhr 45 traf dieses in Mannschaftsuniform gekleidete Kommando im Eden-Hotel ein. Etwa gegen 22 Uhr 45 wurde Liebknecht von diesen Männern aus dem „kleinen Salon“ abgeführt. Angeblich war es kurz zuvor noch zu einer kurzen und heftigen politischen Diskussion gekommen.¹⁰⁷ Unter Beschimpfungen und bespuckt von Hotelgästen und Uniformierten, wurde Liebknecht die Treppe hinunter zum Nebenausgang des Hotels geführt. Vor dem Hotel, das weiträumig abgesperrt war,¹⁰⁸ standen einige Soldaten Spalier.¹⁰⁹ Liebknecht und seine Bewacher setzten sich in das Auto.¹¹⁰ Liebknecht saß hinten, neben ihm Stiege, vor ihm Kaleu Pflugk-Harttung. Schulze stand auf dem rechten, der Jäger Friedrich auf dem linken Trittbrett. Vorn plazierten sich Hauptmann Pflugk-Harttung und der Fahrer Peschel. Leutnant Rudolf Liepmann,¹¹¹ ebenfalls Ordonnanzoffizier Pabsts, aber nicht zu den Marineoffizieren gehörig, stieg auch zu, hielt sich für den Transportführer, da alle außer ihm Mannschaftsmäntel trugen, wurde aber von Kaleu Pflugk-Harttung eines Besseren belehrt.¹¹²

[Forts. Anm.103] durch die deutsche Polizei. Im Zuchthaus als „Freiheitsheld“ behandelt und sehr bald in letzter Instanz vom OLG Kassel freigesprochen. Danach Furcht vor möglicher „Ostzonen-Verhaftung“. Kommentar wenige Monate vor seinem Tod 1969 zu Ertels Fernsehspiel: „Der Autor hat es im Großen und Ganzen richtig geschildert.“

104 Heinrich Stiege (1895–1968), Sohn des Konteradmirals Oskar Stiege. 1913 Kadett, 1915 Leutnant z. See. Mitglied der Marine-Eskadron Pflugk-Harttung. Beteiligt am Transport Liebknechts. 1920 in Hamburg als Kaufmann. 1929 Geschäftsführer der Deutschen Gesellschaft zur Schädlingsbekämpfung (Degesch, dem Hersteller von Zyklon B; das Mittel wurde allerdings erst ab 1942 in den Vernichtungslagern eingesetzt). 1932 auch Handlungsbevollmächtigter der Degesch. Seit 1934 Prokurist. 1936 Abteilungsdirektor der Deutschen Gold- und Silberscheideanstalt, Degussa, deren Tochter die Degesch war. Beide Firmen gehörten zum IG-Farben-Konzern. Da Stieges Großmutter Jüdin war, wird ihm als „Mischling zweiten Grades“ der Eintritt in den Aufsichtsrat der Degussa verwehrt. Um trotz seiner „nichtarischen“ Großmutter wieder bei der Marine Karriere machen zu können, renommiert er in einem Brief an Admiral Erich Raeder, am 15.1.1919 im Tiergarten dabei gewesen zu sein. 1939 bei Kriegseintritt Kapitänleutnant. 1944 Korvettenkapitän. 1945 als „nicht betroffen“ eingestuft. Will 1946 wieder bei Degussa arbeiten. Doch einem Betriebsrat fällt sein Brief an Raeder in die Hände. Stiege leitet daraufhin gegen sich selbst ein Spruchkammerverfahren wegen der Beteiligung an der Erschießung Liebknechts ein. (HStA, Abt. 520 F/A 409499). Das Verfahren wird eingestellt, da trotz intensiver Bemühungen keine neuen Beweismittel erschlossen werden können und das Urteil von 1919 als gültig eingestuft wird. Arbeitet in den fünfziger Jahren wieder bei der Degussa in Frankfurt a. M. Lebt 1967 als Pensionär im Allgäu. Dort Besuch von Dieter Ertel. Als dieser ihm seine Aussage vor dem Kriegsgesicht der GKSD vorliest („Wohin haben Sie gezielt?“) Stiege: Auf den Körper, vielleicht auf das Kreuz, wenn man davon sprechen kann.“ BA-MA, PH 8V/Bd.12, S.106 kurz vor Herzanfall.

105 Bruno Schulze (1895–19??) 1914 Seekadett, 1916 Leutnant z. See. Mitglied der Marine-Eskadron Pflugk-Harttung. Am Transport Liebknechts beteiligt, gab aber keinen Schuß ab. Weitere Daten nicht bekannt.

106 Hermann W. Souchon (1894–1982), Neffe des Kriegshelden und Admirals Wilhelm Souchon, der Gouverneur von Kiel, im November 1918 mit den revoltierenden Matrosen hatte verhandeln müssen und dann von Noske von seinem Posten abgelöst wurde. 1915 Leutnant z. See. Mitglied der Marine-Eskadron Pflugk-Harttung und Kronzeuge im Prozeß vor dem Feldkriegsgericht der GKSD für die „Unschuld“ der Offiziere. Im Mai 1919 in Zossen beim Sturmbataillon Schmidt. 1920 Flucht nach Finnland. Dort als Bankkaufmann tätig. 1932 erneuter Kontakt zu Pabst. Als Vertreter dessen Weißer Internationale in Finnland vorgesehen. 1935 Rückkehr nach Deutschland. Im Zweiten Weltkrieg Oberst der Luftwaffe. Kläger und Gewinner des Verfahrens Souchon gegen SDR/Bausch/Ertel vor Stuttgarter Gerichten 1969–71.

107 BA-MA, PH 8V/Bd.12, S.50, Aussage Pflugk-Harttung.

108 BA-MA, PH 8V/Bd.1, S.109, Brief des Ingenieurs Otto Wiener.

109 BA-MA, PH 8V/Bd.13, S.330, Aussage des Kellners Krupp.

110 Nach den Aussagen der Offiziere BA-MA, PH 8V/Bd.12, Bl.46ff, 92ff, 101ff, 116ff, 122ff, 143ff.

111 Rudolf Liepmann (1894–19??), Sohn des geheimen Justizrats Dr. Paul Liepmann. Leutnant der Reserve. Seit 1914 bei der GKSD. Ordonnanzoffizier Pabsts im Stab der GKSD. Zuständig für die Einwohnerwehren. Weil Jude, antisemitischen Angriffen seiner Kameraden ausgesetzt. Beteiligt am Transport Liebknechts. Vor Prozeßende vorsorglich ebenfalls mit einem falschen Paß auf den Namen „Lohmann“ ausgestattet. Im Jahre 1924 Dissertation: „Die polizeilichen Aufgaben der deutschen Wehrmacht“, in der er sich auch mit dem Waffengebrauch gegen Fliehende beschäftigte. 1929 wichtige Aussagen im ersten Jorns-Prozeß. Schon damals schwer an Rückenmarkstuberkulose leidend. Emil J. Gumbel berichtet von einem Besuch Liepmanns, der an schweren Depressionen leide. (Vorwärts vom 18.4.1929). Weitere Daten nicht ermittelt.

112 Aussage Liepmann im ersten Jorns-Prozeß, nach Vossische Zeitung vom 21.4.1929. BA-MA, PH 8V/Bd.12, S.56, Aussage Pflugk-Harttung.

Auch ein anderer Uniformierter fühlte sich genarrt, der Jäger Otto Wilhelm Runge,¹¹³ der am Hauptportal rechts neben der Drehtür Wache stand. Denn der Hauptmann Petri, ein ebenfalls im Eden-Hotel anwesender Offizier,¹¹⁴ der von den „Beschlüssen“ oben im ersten Stock nichts wußte, hatte Runge bestochen, aus Angst, Liebknecht könnte das Hotel lebend verlassen.¹¹⁵ Runge erkannte durch das Glas der Drehtüre, daß Liebknecht zum Seitenausgang geführt wurde. Er lief zusammen mit dem Chauffeur Güttinger außen um das Eden-Hotel und erreichte den Wagen gerade, als Liebknecht dort zwischen den getarnten Offizieren Platz nahm. Runge versetzte ihm einen Schlag mit dem Kolben. Schwer getroffen wich Liebknecht, sich instinktiv duckend, dem zweiten Schlag aus. Dabei lief Blut auf die Hose Stieges. Liebknecht sagte: „Es blutet!“ Das Auto fuhr an.¹¹⁶ Ein Mann mit Matrosenmütze und Fliegerpelz, Edwin von Rzewuski,¹¹⁷ sprang noch auf, schlug Liebknecht mit der Faust ins Gesicht und sprang wieder ab.

Kurz nach 22 Uhr waren Rosa Luxemburg und Wilhelm Pieck eingeliefert und ebenfalls durchs Hauptportal und die Halle, umgeben von geifernden Hotelgästen und Uniformierten — Rosa Luxemburg wurde dabei als Hure beschimpft —, in den ersten Stock gebracht worden. Pieck mußte sich, schwer bewacht, vor den beiden Räumen Pabsts in einer Ausbuchtung aufstellen, während Rosa Luxemburg Pabst im „kleinen Saal“ vorgeführt wurde. Liebknecht befand sich zu diesem Zeitpunkt noch eine Tür weiter im „kleinen Salon“. Pabst: „Sind Sie Frau Rosa Luxemburg? Darauf sagte sie: Entscheiden Sie bitte selber. Da sagte ich, nach dem Bilde müßten Sie es sein. Darauf entgegnete sie mir: Wenn Sie es sagen! Ich war also genauso schlau wie vorher.“¹¹⁸ Kurz danach, Liebknecht war soeben aus dem „kleinen Salon“ abtransportiert worden, brachte man vermutlich auch sie durch die Zwischentür dorthin. In Anwesenheit Pabsts, dessen eigentliches Arbeitszimmer dieser Raum war, nähte sie sich ihren beim Transport beschädigten Rocksaum an¹¹⁹ und las in Goethes Faust.¹²⁰

Um 23 Uhr 15 wurde Liebknecht an der Rettungswache am Zoo, direkt gegenüber dem Eden-Hotel, als unbekannter Toter eingeliefert. Die Marineoffiziere kehrten zurück und erstatteten

113 Otto Wilhelm Runge (1875–1945), Schweißer. Gab nach Bestechung durch Hauptmann Petri die Kolbenschläge auf Liebknecht und Luxemburg ab, die beide aber nicht töteten. 1919 auf Betreiben Pabsts Flucht an dänische Grenze unter dem Namen Dünnwald. Unterstützung durch Bestechungsgelder. Verbüßt als einziger von 1919–1921 seine Strafe. Zahllose Bekennerbriefe aus der Haft, die z.T. der Wahrheit sehr nahekommen. (z.B. BA-MA, PH 8V/Bd.8, Bl.125, „Die Befehle kommen von Hauptmann Pabst“), aber zynisch von der Militärjustiz nicht beachtet werden. (Siehe Ablehnung seiner Wiederaufnahme, a.a.O., Bl.189). Lebt nach Entlassung unter dem Namen Radolf. Trotzdem wird er 1931 von Kommunisten erkannt und auf offener Straße verprügelt. 1933 Zuwendungen des Nationalsozialistischen Staates. Bettelbriefe u.a. an Pabst und an Wilhelm II. in Holland. Im Mai 1945 von Kommunisten verhaftet. Nach letztem Verhör trotz Protest seiner Fänger, die einen Schauprozess bevorzugt hätten (vgl. IfGA, NL 40/2, Brief Schoenbeck an Walter Ulbricht, Bl.1, 8, 9), vom Oberstaatsanwalt von Groß-Berlin, Max Berger, an die Sowjetische Kommandantur Prenzlauer Allee 173 übergeben (IfGA, NL 1/18, Bl.52a, Brief Berger an W. Pieck vom 31.12.50). Dort vermutlich umgebracht.

114 Petri war Eisenbahnoffizier Pabsts und beging später Selbstmord, F.W. von Oertzen, Die deutschen Freikorps, S.502, Anm.87.

115 Waldemar Pabst, Memoiren S.68. Protokoll Ertel/Strübel vom 5.5.66, in: Dokumentation SDR, S.60. Sowie Waldemar Pabst, Tonbandinterview.

116 Auf die Idee, Liebknecht zur gegenüberliegenden Rettungsstation zu bringen, kamen die Offiziere erst, als er tot war und sie aus dem Tiergarten zurückkamen.

117 Edwin von Rzewuski, Maschinenschlosser. Mitglied der Wilmersdorfer Bürgerwehr. Oberheizer a.D. (der „Matrose“). Er steht auf dem berühmten Bild „Das Zechgelage der Mörder“, das am nächsten Tag vom Fotografen Fritz Eichner (BA-MA, PH 8V/Bd.15, S.784f.) im Eden-Hotel aufgenommen wurde, rechts neben der Bedienung Gertrud Zöllner (a.a.O., S.786f.) und hält mit ihr das Tablett. Foto in Die Rote Fahne vom 13.2.1919, auch in: Revolution und Fotografie 1918/19, Ausstellungskatalog, S.271.

118 BA-MA, PH 8V/Bd.13, S.195, auch abgedruckt in: Der Mord, a.a.O., S.67.

119 Waldemar Pabst, „Spartakus“, a.a.O., S.38.

120 Persönliche Mitteilung von Günther Nollau. Siehe auch Der Spiegel, Nr.1/1970, S.49, bzw. Dokumentation SDR, S.429.

im „kleinen Saal“ Pabst Meldung. Dann wurde Rosa Luxemburg abtransportiert (23 Uhr 40). Der zum Transportführer bestimmte Oberleutnant a.D. Kurt Vogel¹²¹ holte sie ab und führte sie durch die Halle zum Hauptausgang. Dort wartete — was schon bei Liebknechts Abtransport nicht in der Regie Pabsts vorgesehen war — Runge, der sich die Belohnung des Hauptmanns Petri gründlich verdienen wollte. Runge hatte deswegen seine Wachablösung um 23 Uhr abgelehnt.¹²² Vogel ließ Rosa Luxemburg durch die eingehakte Drehtüre vorausgehen. Runge versetzte ihr einen heftigen Schlag mit dem Kolben. Bewußtlos stürzte sie nach hinten über, verlor einen Schuh¹²³ und ihre Handtasche.¹²⁴ Am Boden liegend erhielt sie einen zweiten Schlag Runges. Erst danach sah sich Vogel genötigt, „einzuschreiten“. Sie wurde zum Auto geschleppt und „hineingeschmissen“. ¹²⁵ Links neben ihr auf den Rücksitz setzte sich der Jäger Max Weber, rechts neben sie der Jäger Willy Grantke. Auf dem linken Trittbrett stand noch der Jäger Hermann Poppe.¹²⁶ Vorn saßen der Fahrer Hermann Janschkow (das Lenkrad war rechts) und der Beifahrer Richard Hall. Auch Vogel stieg zu. Während das offene Auto, Marke „Priamus“, die Hotelauffahrt hinunterrollte, sprang erneut von Rzewuski auf und versetzte der Bewußtlosen noch zwei Schläge ins Gesicht. Dann sprang er wieder ab. Der Wagen fuhr Richtung Cornelius-Brücke. Auf der Höhe der Nürnberger Straße, ca. 40 m vom Haupteingang des Hotels entfernt, fiel ein Schuß, „der links vor dem Ohr eintrat und auf der gegenüberliegenden Seite etwas tiefer austrat,“ aus unmittelbarer Nähe abgefeuert wurde und zu einer „Sprengung der Schädelgrundfläche“ und einer „Durchtrennung des Unterkiefers“ führte.¹²⁷ Rosa Luxemburg war sofort tot. Es war 23 Uhr 45 am 15.1.1919.

121 Kurt Vogel (1889-1957), Fliegeroffizier. Am 15.1.1919 schon Oberleutnant a.D. Verbindungsmann des Eden-Hotels zur Wilmsdorfer Bürgerwehr. Nicht zum Stabe der GKSD gehörig. Von Pabst in einem nachträglichen „Dokument“ als zur GKSD deklariert, um ihn der Staatsanwaltschaft zu entziehen und der Militärgerichtsbarkeit zu unterstellen. Im Prozeß nur wegen „Wachvergehen und Beiseiteschaffung einer Leiche“ verurteilt. Drei Tage nach Urteilsverkündung mit Hilfe des Stabes der Division Flucht nach Holland. Dort Internierung. Am 23.12.1920 vom Landgericht Berlin aufgrund des Amnestiegesetzes vom 4.8.20 amnestiert, welches alle Straftaten, die der Abwehr eines „hochverräterischen Unternehmens gegen das Reich“ dienten, außer Verfolgung setzte. Das Gesetz schloß allerdings alle gegen das Leben gerichteten Verbrechen von der Straffreiheit aus. Das Landgericht nahm also an, Rosa Luxemburg habe ein hochverräterisches Unternehmen gegen das Reich begangen und Vogel habe sie bei der „Abwehr“ nicht erschossen. Nach heftigem Protest in der Öffentlichkeit erhebt Staatsanwalt Ortmann Einspruch. Daraufhin Aufhebung der Amnestierung vom Oberlandesgericht — unter Ausklammerung der Täterschaft Vogels — da die „Januarbewegung des Jahres 1919 nicht als hochverräterisch angesehen werden könne“ (So Die Freiheit vom 30.1.21). Vogel kann zur gleichen Zeit sein Internierungslager verlassen. 1925 scheitert ein zweiter Amnestieversuch. 1928 wird das Urteil gegen Vogel endgültig aufgehoben. Vogel erpreßt seine Offizierskameraden, insbesondere Pabst aus dem Exil. 1933 auf ausdrücklichen Wunsch des Reichsarbeitsministers „Heimholung“ nach Deutschland. Vogel renommiert in Berlin des öfteren mit seiner Teilnahme am Mord an Luxemburg und [!] Liebknecht. Dort auch zufällige Begegnung mit dem späteren Leiter des Instituts für Zeitgeschichte München, Helmut Krausnick.

122 Die Freiheit, Nr.54 vom 28.2.1920, Aussage Franz Flick.

123 Den nahm der Soldat Kurt Becker als „Trophäe“ an sich. BA-MA, PH 8V/Bd.15, S.760, Aussage des Liftboys Köhler; S.778, Aussage der Wäschenäherin Anna Wandinger.

124 Einer der Wachoffiziere, Albrecht Freiherr von Wechmar, später militärischer Berater bei Ertels Fernsehspiel, stahl daraus einen Brief von Clara Zetkin an Rosa Luxemburg, den er 1969 an Hermann Weber verkaufte.

125 BA-MA, PH 8V/Bd.13, S.329, Aussage Pauline Baumgärtner.

126 Folgendes nach den Aussagen der Begleitmannschaften, BA-MA, PH 8V/Bd.14, S.571ff, Bd.16, S.609ff und S.680ff. Über Max Weber (1893-1957), Willy Grantke (1900-19??) und Hermann Poppe (1899-19??) sind biographische Daten nicht mehr ermittelbar. Im Verfahren Souchon gegen SDR/Bausch/Ertel 1969, wurde von letzteren vergeblich nach ihnen gesucht.

127 BA-MA, PH 8V/Bd.6, Bl.43, Obduktionsbefund des Geheimen Medizinalrats Dr. Strassmann. Strassmann erlaubte sich noch zu bemerken, daß es „überhaupt seltsam erscheint, daß ein Schuß unter diesen Umständen, unter denen er für die Transportmannschaften doch auch eine erhebliche Gefährdung bedeutete, abgegeben worden ist.“ A.a.O., Bl.44.

Der Tag danach

Noch in der Nacht, ca. gegen 3 Uhr, weckte Pabst seinen Kommandeur Generalleutnant von Hofmann und unterrichtete ihn wahrheitsgemäß über Ereignisse der Nacht. Von Hofmann, der spätere Gerichtsherr im Mordprozeß, meinte, er hätte dies sicherlich so nicht befohlen, stellte sich aber dann hinter Pabst und übernahm die „Verantwortung“.¹²⁸ In den folgenden Stunden stand Pabsts Telefon nicht mehr still. Er meldete seiner Kommandobehörde, der Abteilung Lüttwitz: Liebknecht sei auf der Flucht erschossen, Luxemburg von der Menge getötet worden. Hauptmann Kurt von Schleicher,¹²⁹ der den Anruf entgegennahm, beglückwünschte Pabst zur Tat. Pabst jedoch verwahrte sich gegen die „Unterstellungen“ von Schleichers. Gegen 6 Uhr erhielt Pabst den Anruf Rauschers, Pabst habe sich am Morgen in der Reichskanzlei einzufinden, um Bericht zu erstatten. Pabst lehnte ab. Doch wenige Minuten später meldete sich erneut von Schleicher und befahl Pabst im Namen Paul von Hindenburgs, sich in der Reichskanzlei einzufinden. Gleichzeitig gab er Pabst den persönlichen Rat, den Abschied zu nehmen und ein Verfahren gegen sich selbst einzuleiten. Der Weg in die Reichskanzlei blieb Pabst somit nicht erspart. Pabst gibt an, am Morgen des 16.1.1919 in der Reichskanzlei eine Unterredung mit den Volksbeauftragten gehabt zu haben.¹³⁰ Daß sie stattgefunden hat, bestätigte der Kriegsgerichtsrat (künftig: KGR) Kurtzig im ersten Jorns-Prozeß.¹³¹ Nach seinen Angaben war Pabst hierfür gut gerüstet. Zunächst habe er die GKSD in Alarmbereitschaft versetzt, dann sei er, begleitet von mehreren schwerbewaffneten LKWs und 50 seiner „besten“ Leute, darunter auch den Tätern, in der Wilhelmstraße vorgefahren. Er habe den Befehl gegeben, die Reichskanzlei zu besetzen, falls er oder sein Kommandeur von Hofmann bis zu einem bestimmten Zeitpunkt nicht wieder herauskommen würden.¹³² An der Versammlung in der Reichskanzlei nahmen außer den Volksbeauftragten auch General Walther von Lüttwitz, Generalleutnant von Hofmann sowie der KGR Kurtzig teil.¹³³ Pabst stellt die Sitzung folgendermaßen dar: Am schärfsten sei Landsberg gegen ihn eingestellt gewesen. Er habe sofortige Verhaftungen verlangt. Schon moderater hätten sich Ebert und Noske verhalten, die ihm beide die Hand gedrückt hätten. Um dem zu erwartenden Entrüstungssturm zu entgehen, habe man sich schließlich auf die Einleitung eines Ermittlungsverfahrens geeinigt, allerdings durch das Kriegsgericht der Division selbst. Wiederum rächte sich hier die völlige Unbesorgtheit der MSPD-Führung gegenüber dem alten Militärapparat. Vergessen war auch die Forderung aller SPD-Parteitage nach unabhängigen Gerichten. Leutselig stimmte man damit zu, daß die Kameraden der Täter über diese zu Gericht saßen.¹³⁴

128 Folgendes nach Waldemar Pabst, Memoiren S.70ff. Sowie ders., Tonbandinterview. Siehe auch Protokoll Ertel/Strübel vom 3.5.66, in: Dokumentation SDR, Bl.59f. Vgl. Anhang, Dokument III.

129 Kurt von Schleicher (1882–1934), 1919 Major im Generalstab der OHL. 1932/33 Reichskanzler. 1934 beim „Röhm-Putsch“ ermordet.

130 In seinen Memoiren gibt Pabst fälschlicherweise den 17.1. an. Waldemar Pabst, Memoiren S.70.

131 Aussage Kurtzig im ersten Jorns-Prozeß, nach Berliner Tageblatt vom 20.4.29. Siehe auch Paul Levi, Der Jorns-Prozeß, S.24. Noch detaillierter ist Kurtzigs Aussage im zweiten Jorns-Prozeß, siehe Vorwärts vom 31.1.1930.

132 Dies wäre kein Problem gewesen, denn die Wache der Reichskanzlei wurde zu diesem Zeitpunkt von der sogenannten Suppe-Truppe gestellt, die dem Regiment Reinhard unterstand, was wiederum Teil der GKSD war.

133 Es existiert kein Protokoll der Sitzung, siehe Eberhard Kolb und Reinhard Rürup, Der Zentralrat, Nr.55. Nach Pabsts und Kurtzigs Angaben fand sie kurz vor 8 Uhr morgens statt. Walter Oehme (Walter Oehme, Damals in der Reichskanzlei, Berlin/DDR 1958, S.312ff) berichtet nichts davon. Sein Bericht beginnt aber erst um 9 Uhr. Die gemeinsame Sitzung mit dem Zentralrat hat nach WTB um 13 Uhr stattgefunden.

134 Allerdings hatte der Rat der Volksbeauftragten es schon zu Zeiten der USPD-Beteiligung versäumt, die Militärgerichtsbarkeit abzuschaffen.

Es mutet geradezu grotesk an, wenn Kurtzig, der zunächst mit der Untersuchung betraut war, später berichtete, daß von Hofmann es war, der vorschlug, auch Mitglieder des Vollzugsrates und des Zentralrates an der Untersuchung zu beteiligen.¹³⁵ Pabst konnte auf jeden Fall zufrieden sein, als er mit seinen beiden Vorgesetzten von Hofmann und Lüttwitz die Reichskanzlei verließ. Noch am selben Tag befahl von Hofmann die Einleitung eines kriegsgerichtlichen Verfahrens¹³⁶ und ließ Lüttwitz den Transportführer Oberleutnant Vogel verhaften, „weil hinreichender Verdacht besteht, das [sic!] Erforderliche zum Schutz der Festgenommenen verabsäumt ist.“¹³⁷ Eine Verlautbarung der Regierung vom selben Tag versprach „strenge Untersuchung“ und, falls Vorschriften verletzt worden seien, „in der schärfsten Weise“ einzugreifen.¹³⁸

Zur gleichen Zeit berichtete die gesamte Berliner Presse, treuherzig einer Meldung des Wolffschen Telegraphenbüros (künftig: WTB) folgend, über den Tod der Spartakusführer. Die Meldung des WTB war wortgleich mit der „amtlichen Darstellung“ des Propagandachefs der GKSD, Dr. Fritz Grabowsky,¹³⁹ der diese noch in der Nacht hatte anfertigen lassen und die der Hoteldirektor Ott dem Personal des Eden-Hotels am Morgen des 16.1. vorlas, mit der Bemerkung: „So ist es gewesen“.¹⁴⁰ Grabowsky verfügte über hervorragende Verbindungen zum WTB. Somit stand ihm ein Apparat zur Verfügung, mit dem er noch des öfteren im Auftrag Pabsts Falschmeldungen, Gerüchte und Pogromstimmung verbreiten konnte.

Die „amtliche Darstellung“, lautete folgendermaßen:¹⁴¹ Liebknecht sei im Eden-Hotel kurz verhört worden, dann hätte er nach Moabit transportiert werden sollen.¹⁴² Vor dem Hotel habe sich aber, aufgrund der Nachricht von der Verhaftung, sehr schnell eine große Menschenansammlung gebildet. Die Menge sei sogar bis in die Vorhalle eingedrungen. Deswegen habe man Liebknecht durch den Nebenausgang Kurfürstenstraße abtransportiert. Doch auch hier sei eine große Menschenmenge versammelt gewesen. Nur mühsam habe man sich den Weg bahnen können. Als Liebknecht im Wagen Platz genommen habe, sei aus der Menge heraus auf ihn eingeschlagen worden. Das Auto sei dann schnell durch den Tiergarten Richtung Moabit gefahren. Am Neuen See sei der Wagen stehengeblieben. Panne. Man sei dann mit Liebknecht zu Fuß weitergegangen. Der habe sich losgerissen, auf mehrfaches Rufen nicht reagiert und sei von der Begleitmannschaft erschossen worden.

135 Siehe Anm.131.

136 BA-MA, PH 8V/Bd.1, Bl.4.

137 BA-MA, PH 8V/Bd.1, Bl.90.

138 Hermann Müller, *Die Novemberrevolution*, Berlin 1928, S.272.

139 Dr. Fritz Grabowsky (1886–1957), Leutnant im Ersten Weltkrieg. Verbindung zu Eduard Stadtler. Jurist und Kaufmann. Kontakt zu Waldemar Pabst, Freund von Canaris. Ab Dezember 1918 Propaganda-Chef und Leiter der Presseabteilung der GKSD. „Aufklärungs“-Vorträge. Auf Wunsch Pabsts immer in Zivil, um als Jude die antisemitischen Offiziere des Stabes nicht zu „kompromittieren“. Verantwortlicher des Lügenkommunikes vom 16.1.1919. Hervorragende Kontakte zur Berliner Presse, insbesondere dem WTB. Organisator der „Technischen Abteilung“ (später „Technische Nothilfe“), einer Streikbrechertruppe, die auch illegal Telefone abhörte (Abhörprotokolle in: IfGA, NL 35/2, Bl.44–54). Maßgebliche Tätigkeit in Pabsts „Nationaler Vereinigung“, Beteiligung am Kapp-Putsch. 1931/32 Leiter des Montagsblattes Kapitän Ehrhardts, des ehemaligen Befehlshabers der Marine- und Putschbrigade Ehrhardt. 1938 von den Nazis ins KZ Oranienburg eingesperrt. Dort nach 9 Tagen durch Admiral Canaris befreit. Auf dessen Betreiben Ausreise nach Dänemark und wie Kaleu Pflugk-Hartung in der Auslandsspionage tätig. Wiederum auf Betreiben von Canaris mit Sonderausweis nach Frankreich. Wohnt dort 1942–1944 im Hotel Majestic und anderen von Deutschen requirierten Hotels. Vermutlich auch hier nachrichtendienstlich für Canaris tätig. Nach dessen Verhaftung 1944 untergetaucht. Nach dem Krieg wohnhaft in Aachen. Erneut Kontakt zu Waldemar Pabst.

140 BA-MA, PH 8V/Bd.13, S.334f., Bd.15, S.796. Gegen Ott lief deswegen sogar ein Verfahren der Staatsanwaltschaft wegen Falschaussage. Vgl. Bericht Ortman, Bl.3. Das Verfahren wurde, wie immer im Fall Liebknecht/Luxemburg, eingestellt.

141 BA-MA, PH 8V/Bd.1, Bl.Iff, auch abgedruckt in: *Der Mord*, a.a.O., S.36–39.

142 Siehe auch den „offiziellen“ Befehl Pabsts, BA-MA, PH 8V/Bd.1, Bl.102.

Beim Abtransport der Frau Luxemburg durch den Haupteingang habe die Menge eine drohende Haltung gegen Frau Luxemburg eingenommen. Die Begleitmannschaft habe sich so in einem „erregten Menschenknäuel“ befunden, und in diesem Moment „schlug die Menschenmenge auf Rosa Luxemburg ein.“¹⁴³ Dann sei sie ins Auto gebracht worden. Der Wagen wäre losgefahren. Da „sprang ein Mann aus der Menge auf das Trittbrett und gab auf Frau Luxemburg einen Pistolenschuß ab.“ Der Wagen sei dann am Kanal erneut von einer Menschenmenge aufgehalten worden. Diese habe der Begleitmannschaft Frau Luxemburg entrisen.¹⁴⁴

Strengste Untersuchung

Schon nach wenigen Tagen ergaben sich erhebliche Zweifel an der Grabowsky-Version. Zeugen sagten aus, daß sich weder Zivilisten noch eine große Menschenmenge zur fraglichen Zeit vor dem Eden-Hotel befunden hatte, da dieses weiträumig abgesperrt gewesen war.¹⁴⁵ KGR Kurtzig von der GKSD, offensichtlich ehrlich um Aufklärung bemüht,¹⁴⁶ hatte am Abend des 16.1. den Transportführer Kaleu Pflugk-Harttung verhört und noch in der Nacht verhaften lassen.¹⁴⁷ Doch nun wurde Kurtzig „zur Unterstützung“ ein KGR beigegeben, der sich in China und „Deutsch-Südwest“ seine Sporen verdient hatte und der nun den Fall Luxemburg untersuchen sollte, KGR Paul Jorns.¹⁴⁸ Jorns erreichte sehr schnell beim Gerichtsherrn von Hofmann, daß Kurtzig abgelöst wurde und er allein beide Fälle weiter bearbeitete.¹⁴⁹ — Tatsächlich steckte hinter dieser Umsetzung wiederum Pabst, dem der widerborstige KGR Kurtzig zu korrekt war.¹⁵⁰ — Als erstes ließ Jorns die Hauptverdächtigen Vogel und Kaleu Pflugk-Harttung frei, obwohl Verdunklungsgefahr bestand.¹⁵¹

Der NSU, der die Panne im Tiergarten hatte, wurde erst sechs Tage nach der Tat einem Offizier zur „Begutachtung“ übergeben.¹⁵² Der „Priamus“, das Auto, in dem Rosa Luxemburg erschossen worden war, wurde überhaupt nicht überprüft.

Die Untersuchungsführung geriet von Anfang an unter heftigste Kritik der Öffentlichkeit. Insbesondere die „Freiheit“ — „Die Rote Fahne“ war verboten — und die Mitglieder des Vollzugsrates der Arbeiter- und Soldatenräte von Groß-Berlin, aber auch der MSPD-Zentralrat

143 Zum Topos der „bedrohlichen Menge“ in der Freikorpsliteratur siehe Klaus Theweleit, *Männerphantasien*, Bd.2, S.10–109.

144 Diese völlig unglaubwürdige Erfindung wurde gewählt, da Vogel die Leiche gegen den Befehl Pabsts in den Landwehrkanal geworfen hatte. Handschriftliche Randnotiz von Pabst zur eidesstattlichen Erklärung Beuthner vom 19.12.1968, BA-MA, N 620/46. Siehe auch Anhang, Dokument III.

145 BA-MA, PH 8V/Bd.1, Bl.109, Brief Otto Wiener, Bl.139, Brief Sergeant Alker. Siehe auch *Die Freiheit* vom 17.1.1919.

146 Haase hatte ihm im Vorwärts vom 18.1.1919 das Vertrauen ausgesprochen.

147 BA-MA, PH 8V/Bd.1, Bl.13a. R. Kurtzig gab später an, er habe den dringenden Verdacht gehabt, daß sich die Offiziere eines schweren Verbrechens schuldig gemacht hätten. Siehe *Berliner Tageblatt* vom 20.4.1929 und *Vorwärts* vom 30.1.1930.

148 Paul Jorns (1871–1942), 1900 Preußischer KGR im Heeresjustizdienst. 1906–1909 als solcher in „Deutsch-Südwest-Afrika“. 1920 bei der Reichsanwaltschaft in Leipzig. 1925 Reichsanwalt. 1931 Vertreter der Anklage im Landesverratsprozeß gegen Carl von Ossietzky. (Dessen Verurteilung ist immer noch gültig und deren Aufhebung möchte der jetzige Generalbundesanwalt von Stahl verhindert wissen.) Seit 1933 Mitglied der NSDAP. 1936 Leitender Staatsanwalt an Freislers Volksgerichtshof. 1937 Ruhestand. September 1939 freiwillige Rückmeldung an den Volksgerichtshof. Dort bis Dezember 1941 als Oberreichsanwalt in Diensten der Nazi-Terrorjustiz.

149 Brief Hofmanns an die Reichsregierung vom 21.1.19, BA-Potsdam, Akten der Reichskanzlei (künftig: RK) Nr. 2494/15, Bl.6.

150 Siehe Anhang, Dokument III.

151 BA-MA, PH 8V/Bd.1, Bl.90/90R. Paul Levi, *Der Jorns-Prozeß*, S.8 und S.26.

152 BA-MA, PH 8V/Bd.14, S.464, Aussage des „Sachverständigen“ Leutnant Herbst. *Die Reparaturrechnung* (!) des „Pannen-NSU“: BA-MA, PH 8V/Bd.5, Bl.18f.

der Sozialistischen Republik hatten erhebliche Zweifel an der Unbefangenheit des Gerichts. Protestresolutionen von Arbeiterversammlungen häuften sich. Ein unabhängiges Gericht bzw. eine Sonderkommission wurde gefordert.¹⁵³ Ein ziviles Gericht zu beauftragen, wäre auch formaljuristisch für die Regierung möglich gewesen. Aber die MSPD-Volksbeauftragten vertrauten den Militärs weiterhin unumschränkt. Die Begründung dieser Haltung ist lesenswert: „Da an der Zuständigkeit des nach der Militärstraßgerichtsordnung berufenen Gerichts nichts geändert wird, wird niemand seinem gesetzlichen Richter entzogen.“¹⁵⁴

Das einzige Zugeständnis waren die von von Hofmann vorgeschlagenen Beisitzer vom Vollzugs- und Zentralrat.¹⁵⁵ Jorns setzte diesen Männern erheblichen Widerstand entgegen, ließ sie Fragen an Zeugen erst gar nicht und später nur nach einem umständlichen *Procedere* stellen. Die Anregungen der Beisitzer wurden nicht beachtet, vorgeschlagene Verhöre wichtiger Zeugen erfolgten nicht oder verspätet. Anträge auf Verhaftungen Verdächtiger wurden mißachtet. Nach Ansicht der Beisitzer führte Jorns die Verhöre in einer Form, die bei ihnen größtes Mißtrauen hervorrief.¹⁵⁶

KGR Jorns konnte auch des Jägers Runge, der beide Opfer mit dem Kolben schwer verletzt hatte, trotz „umgehend eingeleiteter Fahndung“ nicht habhaft werden. Dies lag daran, daß *alle* Verfügungen und *aller* Schriftverkehr von Jorns über den Stab der GKSD nach draußen gingen. Jorns hatte sich deswegen sogar als Nachbar Pabsts im Eden einquartiert (im zweiten Stock über dem Café). Einer der Hauptverdächtigen, Hauptmann Pflugk-Harttung, bearbeitete diese Verfügungen. Dann landeten sie auf dem Schreibtisch Pabsts und erst dann gingen sie an Regierung, Kriegsministerium oder andere Behörden.¹⁵⁷

KGR Jorns wird zum Jagen getragen

Erst ein Brief des ehemaligen VB Hugo Haase ließ Jorns zögernd aktiv werden.¹⁵⁸ Haase belegte, daß die Leiche Rosa Luxemburgs von Uniformierten in den Landwehrkanal geworfen worden war und benannte die Wachtruppen an der Lichtensteinbrücke, die dies beobachtet hatten. Jorns verzögerte weiter. Um zu vertuschen, daß Vogel die Leiche Luxemburgs in den Landwehrkanal hatte befördern lassen, fälschte Jorns sogar eine Aussage und machte aus „einer Viertelstunde“ in einem Bericht an die Regierung „vierundzwanzig Stunden“.¹⁵⁹ Einen Antrag der Beisitzer auf Verhaftung Vogels lehnte er ohne Begründung ab.¹⁶⁰

153 Protesttelegramm Theodor Liebknechts vom 17.1.19, BA-Potsdam, RK Nr.2494/14, Bl.14. Brief Richard Müllers vom 22.1.19 an die Regierung, a.a.O., Bl.24/25. Müller forderte im Namen des Vollzugsrates eine Sonderkommission, wie die zur Untersuchung der Vorgänge am 6.12.1918; Antrag des Vollzugsrates an Justizminister Landsberg auf Einsetzung einer Sonderkommission vom 23.1.19, a.a.O., Bl.30. Siehe auch Die Freiheit vom 17.1.–24.1.1919. Der Zentralrat stellte den Antrag auf Überweisung an ein Zivilgericht erst am 28.2.1919, siehe Eberhard Kolb und Reinhard Rüpp, Der Zentralrat, Nr. 90, Nr.92 und Nr.94.

154 Brief der Reichsregierung an den Vollzugsrat. BA-Potsdam, RK Nr.2494/14. In einem Brief der Regierung vom 27.1.19 an die SPD-Emden ist von „völlig objektiven Juristen“ die Rede, es sei „selbstverständlich, daß alle feststellbaren Schuldigen mit der ganzen Strenge bestraft werden.“ A.a.O., Bl.23. Siehe auch die Ausreden von Landsberg in seiner Aussage im ersten Jorns-Prozeß, nach Berliner Tageblatt vom 18.4.1929.

155 Oskar Rusch, Hugo Struve, Hermann Wäger für den Zentralrat. Zu den Personen siehe Eberhard Kolb und Reinhard Rüpp, Der Zentralrat, Einleitung. Für den Vollzugsrat wurde Paul Wegmann entsandt. Zur Arbeit der Beisitzer siehe auch BA-MA, PH 8V/Bd.1, Bl.26f., 56, 59, 78, 91, 172ff, Bd.2, Bl.4, 23ff, 66, 92, 94, Bd.4, Bl.101, Bd.5, Bl.31, 42.

156 Aussagen von Struve und Wegmann im ersten Jorns-Prozeß, nach Frankfurter Zeitung und Berliner Tageblatt vom 21.4.1929.

157 Berliner Tageblatt vom 26.5.1929. Paul Levi, Der Jorns-Prozeß, S.40.

158 BA-MA, PH 8V/Bd.1, Bl.161–164, vom 23.1.1919; teilweise abgedruckt bei Der Mord, a.a.O., S.50.

159 Vgl. BA-MA, PH 8V/Bd.1, Bl.133R und Bl.180. Später begründete er dies mit einem Schreibfehler des Protokollanten. Vgl. Paul Levi, Der Jorns-Prozeß, S.10.

160 Wiederum schob Jorns es dem Protokollanten in die Schuhe, daß er in einem Antwortbrief an die Beisitzer Vogel nicht erwähnt hatte. Ebd.

Vermutlich wäre das Ermittlungsverfahren an diesem Punkt im Sande verlaufen, und es wäre nie zu einer Gerichtsverhandlung gekommen, hatte nicht ein Artikel von Leo Jogiches in der „Roten Fahne“ am 12.2.1919, der in verblüffender Weise den tatsächlichen Geschehnissen nahekam, die Öffentlichkeit aufgeschreckt.¹⁶¹ Als Jorns daraufhin immer noch keine Verhaftungen vornahm, ja die GKSD durch Grabowsky und das WTB verlautbaren ließ, die „Rote Fahne“ resümiere nichts anderes als das Ergebnis der Ermittlungen¹⁶² und eine Beratung der Beisitzer mit der Reichsregierung in Weimar ergebnislos verlief,¹⁶³ traten diese von ihrem Amt zurück und ließen eine scharfe Resolution verbreiten.¹⁶⁴

Der preußische Justizminister Wolfgang Heine (MSPD) sah sich nun bemüßigt, im „Vorwärts“¹⁶⁵ die Militärgerichtsbarkeit gegen die Anwürfe seiner Parteigenossen in Schutz zu nehmen. Gleichzeitig schien er aber seinen eigenen Argumenten nicht zu trauen, denn am selben Tag verlangte er von Staatsanwalt Ortmann, der die Ermittlungen gegen die an der Tat beteiligten Zivilpersonen leitete, einen neuen Bericht,¹⁶⁶ und am 19.2. beschwerte er sich in scharfer Form in einem Brief an Landsberg, Noske und das Kriegsministerium über die Art, in der Jorns die Ermittlungen führte.¹⁶⁷

Noch ein anderer wurde durch den Artikel in der „Roten Fahne“ aufgeschreckt. Der Stadtrat Grützner,¹⁶⁸ der einen Tag nach dem Mord die Wache im Café des Eden-Hotels übernommen hatte, meldete sich bei Jorns. Er berichtete, er sei von einem Leutnant — mit Berufung auf Pabst — gebeten worden, auf die Mannschaften einzuwirken, daß sie „über den Vorfall mit Rosa Luxemburg günstig aussagten.“¹⁶⁹ — Die erste konkrete Spur zum eigentlichen Drahtzieher Pabst! Jorns will daraufhin ernstlich eine Verhaftung Pabsts erwogen und, vermutlich um seinen Ruf zu wahren, beim Gerichtsherrn von Hofmann vorgesprochen haben. Als dieser aber ablehnte, dachte sich Jorns nichts weiter und ließ wie zuvor seine Verfügungen über den Tisch Pabsts laufen.¹⁷⁰

Am 18.2. gab Vogel zu, daß er Rosa Luxemburg in den Landwehrkanal hatte werfen lassen, trotzdem wurde „von einer Verhaftung abgesehen“ und Vogel „auferlegt“, mit den Fahrern Janschkow und Hall „vor ihrer Vernehmung nicht zu sprechen“.¹⁷¹ Erst auf Druck Heines erfolgte am 20.2. die Verhaftung Vogels „wegen Verletzung seiner Pflicht als Transportführer“.¹⁷² Zur gleichen Zeit war dem VB Landsberg aufgrund andauernder öffentlicher Proteste nicht mehr ganz wohl in seiner Haut. Zwar hatte auch er nach dem Austritt der Beisitzer

161 Vogel wird hier zum ersten Mal als Mörder Rosa Luxemburgs bezeichnet.

162 BA-MA, PH 8V/Bd.1, Bl.46.

163 Die Beisitzer trafen sich am 12.2.19 mit Noske, Landsberg und Scheidemann im Weimarer Schloß.

164 Text in: Die Freiheit und Republik vom 16.2.19 sowie in: Eberhard Kolb und Reinhard Rürup, Der Zentralrat, Nr.89. Wäger blieb als Beisitzer, da er glaubte, mit einem Austritt sei „nichts erreicht“. BA-Koblenz, Handakte Wäger 454-3, Bl.30. Er erreichte allerdings damit, daß 1970/71 die Richter am Landgericht wie am Oberlandesgericht Stuttgart das Verbleiben Wägers als Argument dafür anführten, daß bei den Untersuchungen von Jorns alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Siehe Urteil des Landgerichts (künftig: LG) Stuttgart vom 12.2.1970, S.33, Urteil des Oberlandesgerichts (künftig: OLG) Stuttgart vom 20.1.1971, S.77, in: Dokumentation SDR, S.977 und S.1408.

165 Vorwärts vom 18.2.19.

166 Bericht Ortmann, Bl.10: „Auftrag vom 17. Februar 1919.“

167 Teilweise abgedruckt in: Vossische Zeitung vom 18.4.29.

168 Grützner wurde später Regierungspräsident in Merseburg und trat der SPD bei. Siehe Paul Levi, Der Verdacht Pabst, in: Arbeiterzeitung, Wien, Nr.136, vom 17.5.1929.

169 BA-MA, PH 8V/Bd.1, Bl.40–44.

170 Siehe auch Briefwechsel Pabst/Ertel vom 16.12.67 und vom 19.12.67, in: Dokumentation SDR, S.155–158.

171 BA-MA, PH 8V/Bd.1, Bl.83, Notiz Jorns' vom 18.2.1919.

172 Aussage Heine, zweiter Jorns-Prozeß, nach Vorwärts, Nr.57 vom 7.2.30.

die Militärgerichtsbarkeit im „Vorwärts“ verteidigt,¹⁷³ nun aber beorderte er Jorns zu sich nach Weimar. Als dieser ihm hinter der Bühne des Nationaltheaters die dürftigen Ermittlungsergebnisse vortrug, bekam Landsberg einen cholerischen Anfall.¹⁷⁴

Jorns, der die wichtigsten Ergebnisse verschwiegen hatte,¹⁷⁵ versprach, Pflugk-Harttung und die an der Erschießung Liebnechts beteiligten Offiziere zu verhaften, was er aber erst nach acht Tagen tat. Pabst erzählte später auch warum. Am 28.2. feierte er nämlich Hochzeit und sein Kommandeur, von Hofmann, hatte ihm versprochen, bis dahin niemand aus dem Kommando, das Liebnecht abtransportiert hatte, verhaften zu lassen.¹⁷⁶ Allerdings: Noch kurz vor dessen Verhaftung gingen die Jorns'schen Ermittlungen über den Tisch von Hauptmann Pflugk-Harttung.

Nachdem Runge, den es auf Betreiben Pabsts¹⁷⁷ unter dem Namen „Krankenwärter Dünnwald“¹⁷⁸ an die dänische Grenze „verschlagen“ hatte, endlich im April 1919 durch Hinweis eines anderen Truppenteils verhaftet worden war, unterhielt sich Jorns erst einmal „privat“ mit ihm. Als Runge ihm erzählte, er habe Geld bekommen, erwiderte der Untersuchungsrichter: „Also, da sehen Sie, Sie brauchen keine Angst zu haben“. Im Protokoll stand später: Geld habe Runge von niemandem erhalten.¹⁷⁹

Das Verhalten des KGR Jorns ist mit bloßer Sympathie für Pabst und seine Offiziere nicht erklärbar. Wie schön von Paul Levi im ersten Jorns-Prozeß vermutete, mußte Jorns in irgendeiner Weise mit den Offizieren unter einer Decke stecken:¹⁸⁰ Dies bestätigte Pabst im Jahre

173 Vorwärts, Nr.49 vom 20.2.19.

174 Aussage Landsberg, erster Jorns-Prozeß, nach Berliner Tageblatt vom 18.4.29.

175 Siehe den Wortwechsel Levi/Landsberg/Jorns im ersten Jorns-Prozeß, nach Berliner Tageblatt vom 18.4.29.

176 Waldemar Pabst, Memoiren S.74. Tatsächlich sind die Haftbefehle erst am 28.2.19 ausgestellt: BA-MA, PH 8V/Bd.2, Bl.174. Im Laufe dieses schwerbewachten Jubelfestes erreichte das Brautpaar ein Glückwunschtelegramm: „Seiner treuen Stütze und dessen junger Gemahlin sendet die herzlichsten Glückwünsche Reichswehrminister Noske nebst Chef des Stabes Major von Gilsa“. Die Freiheit (vom 18.3.19) meldet: „Der Bräutigam verlas das Telegramm und triumphierte: ‚Der lernt ja schon Manieren, na, haben wir ihn nicht gut erzogen?‘“. Am selben Tag noch schreibt Pabst an Noske und erklärt, die angegebene Äußerung sei selbstverständlich nicht gefallen. „Ich verbleibe Herr Minister als ihr Ihnen ganz ergebener W. Pabst.“ IfGA, NL 56/3, Bl.5.

177 Pabst: „Den hab ich weggeschickt!“; Waldemar Pabst, Tonbandinterview.

178 Die falschen Pässe in: BA-MA, PH 8V/Bd.4, Bl.56.

179 BA-MA, PH 8V/Bd.4, Bl.57. Siehe auch Runge's berühmten Brief vom 6.1.1920, BA-MA, PH 8V/Bd.8, Bl.123–130, leicht abgeändert abgedruckt in: Die Freiheit, Nr.13 vom 9.1.21.

180 1928/29 hatte Jorns einen Beleidigungsprozeß gegen die Zeitschrift Das Tagebuch und seinen Mitherausgeber Josef Bornstein (1899–1952) angestrengt. Jorns war dort in einem anonymen Artikel (vgl. Das Tagebuch, Jg.9, 1. Halbjahr 1928, S.471–473), Autor: Berthold Jacob Salomon (1898–1944) — zum Schicksal Jacobs siehe Jost Nikolaus Willi, Der Fall Jacob-Wesemann, Diss., Basel 1972, S.6–51 — u.a. beschuldigt worden, den Mördern Vorschub geleistet zu haben. Paul Levi übernahm Bornsteins Verteidigung, bekam dadurch Einsicht in die Akten (siehe Anm.2) und konnte Jorns tatsächlich Vorschubleistung der Täter nachweisen. Zweimal passierte dem Staatsanwalt das Mißgeschick, daß er den Nebenkläger und Reichsanwalt Jorns mit „Angeklagter“ ansprach. (Vgl. Berliner Tageblatt vom 20.4.29, und Josef Bornstein, Mit Reichsanwalt Jorns vor Gericht, in: Das Tagebuch, Jg.10, 1. Halbjahr 1929, S.676). Das Gericht schloß sich den Ausführungen Levis an, sah den Beweis für die Behauptung, Jorns habe als Untersuchungsrichter den Mördern Rosa Luxemburgs Vorschub geleistet, als erbracht. Prozeß und Urteil erregten großes Aufsehen in der Öffentlichkeit. Jorns aber ließ dagegen Berufung einlegen. (LAB, Rep.58, Nr.59, Bd.2, Bl.110ff.) Der Beleidigungsprozeß ging am 27.1.30 vor der dritten großen Strafkammer des Landgerichts I in die zweite Runde. Wieder übernahm Levi die Verteidigung, erkrankte aber sehr bald und starb. Bornstein verteidigte sich fortan selbst. Die Staatsanwaltschaft, die sich der Berufung Jorns' nicht angeschlossen hatte, beantragte Freispruch für Bornstein. Jorns beleidigte daraufhin seinen Kollegen. So ergab sich, daß es zwischen dem Nebenkläger Jorns und dem Hauptkläger, dem Oberstaatsanwalt, zu heftigen Auseinandersetzungen kam. Dies gipfelte im Ausspruch des letzteren: Jorns habe es aus politischen Motiven heraus gewagt, die Ehre der Justiz zu vernichten (vgl. Leipziger Volkszeitung vom 14.2.30). Das Gericht entschied auch hier, daß der Beweis für die Vorschubleistung von Jorns erbracht sei. Jorns wurde ein zweites Mal blamiert. Doch dieser wandte sich nun an die höchstinstanzliche Vertreterin der Gerechtigkeit: Das Reichsgericht in Leipzig. Dieses gab sich viel Mühe und fand zu dem Rechtsgrundsatz, daß der Nachweis bewußten Vorschubleistens noch nicht ausreichte, um den Wahrheitsbeweis für den gegen einen Untersuchungsbeamten erhobenen Vorwurf zu erbringen, er habe dem Beschuldigten Vorschub geleistet. (Siehe Dokumentation SDR,

1966:¹⁸¹ Er sei quasi selbst Gerichtsherr von Jorns gewesen und habe sogar an Zeugenvernehmungen teilgenommen. Jorns aber habe den Auftrag gehabt, durch ein „Zurechtdrehen“ der Zeugenaussagen einen Prozeß zu verhindern und sich auch redlich darum bemüht. „Er hat seine schwierige Aufgabe glänzend gelöst.“

Der Prozeß

Am 8. Mai 1919 begann einer der schamlosesten Lügenprozesse der deutschen Rechtsgeschichte. Starke Einheiten der GKSD hatten das Kriminalgericht in Berlin-Moabit abgeriegelt, für Einlaßkarten waren hohe Schwarzmarktpreise geboten worden.¹⁸² Durch die gleiche Türe wie die Richter betraten die Angeklagten den Saal, dessen Kopfende ein riesiges Bild Kaiser Wilhelms II. zierte und zeigten sich während der folgenden Tage guter Dinge. Sie unterhielten sich sogar in den Verhandlungspausen mit ihren Verwandten im Zuschauerraum.¹⁸³ Der Prozeß zeichnete sich vor allen Dingen dadurch aus, daß so gut wie alle Uniformierten Lügen aufstischten, „daß sich die Balken bogen“.¹⁸⁴ Man kann sogar sagen: Je höher der Dienstgrad, um so dreister waren die Lügen. Dem stand das stark eingeschüchterte Personal des Eden-Hotels¹⁸⁵ gegenüber, von dem einzelne trotzdem, so das Stubenmädchen Anna Belger und die beiden 17 Jahre alten Kellner Mistelski und Krupp, den Mut aufbrachten, das zu berichten, was sie gesehen hatten und auch darauf zu beharren.¹⁸⁶ Die Unabhängigkeit des Gerichts unterstreicht die Tatsache, daß der Freund Pabsts und des Angeklagten Kaleu Pflugk-Harttung, Canaris, zu einem der Richter bestimmt worden war.¹⁸⁷ Pabst gab später zu: Die

[Forts. Anm.180] S.1168, sowie Berliner Tageblatt, vom 8./9./25.7.30, Vorwärts vom 8.7.30, Montag Morgen vom 14.7.30, Der Mord, a.a.O., S.169.) Nach diesem Rechtsgrundsatz mußte erneut vor einem Landgericht in Berlin verhandelt werden. Nun wurde Jorns erwartungsgemäß der Schreibfehler des Protokollanten abgenommen, der aus „1/4 Stunde“, „24 Stunden“ gemacht hatte. Auch wurde z.B. die Tatsache, daß Jorns Erlasse von dem am Liebknechtmord beteiligten Hauptmann Pflugk-Harttung bearbeiten ließ, als völlig in Ordnung angesehen, da dieser kein „Interesse zur Sache“ gehabt habe. (BA-MA, PH 8V/Bd.24, Urteil S.211.) Das Ergebnis: Die objektive Mangelhaftigkeit der Amtsführung von Jorns zu verbergen „wollte auch der 4. großen Strafkammer nicht gelingen.“ (So Dr. Wenzel, in: Dokumentation SDR, S.1169) Aber sie stellte fest, daß sich Jorns „subjektiv tadelnfrei“ verhalten habe. Somit war Jorns von jeder Schuld befreit. Logischerweise berief sich 1970 der Richter am LG Stuttgart im Verfahren Souchon gegen SDR/Bausch/Ertel genau auf diese „Reinwaschung“, um Jorns zu beschönigen, „daß keine Anhaltspunkte für Verfälschung oder Entstellung von protokollierten Zeugenaussagen oder Beeinflussung von Zeugen vorhanden sind.“ (Urteil LG Stuttgart, S.107, in: Dokumentation SDR, S.1051.) Die Urteile der drei Jorns-Prozesse und weiteres Material sind enthalten in: LAB, Rep.58, Nr.59, 7 Bde, siehe auch BA-MA, PH 8V/Bd.24. Aufschlußreich auch die Zeitungsausschnittsammlungen des Reichsgerichts vom Februar–Juli 1930, Gen. Akten II 147 b, BA-Potsdam und des Stahlhelm, BA-Potsdam, 61 Sta 1, Nr.2040. Es existieren auch illegal aufgenommene Fotos aus dem Gerichtssaal des zweiten Jorns-Prozesses; vgl. Blick in die Welt vom 8.2.30, in: IfGA, NL 1/19, Bl.117f. Eine sehr gute Einführung ist die Sammlung in: Der Mord, S.133–178.

181 Siehe Anhang, Dokument III.

182 Original Einlaßkarte in: IfGA, NL 1/18, Bl.2.

183 Was der Vorsitzende Ehrhardt bestätigte, BA-MA, PH 8V/Bd.13, S.180.

184 Ausdruck von Paul Levi, den Günther Nollau in seiner Zeugenaussage vor dem LG Stuttgart 1970 wieder aufgriff. Paul Levi, Der Jorns-Prozeß, S.45; Protokoll der Aussage Nollau vor dem LG Stuttgart am 12.12.1969, in: Dokumentation SDR, S.844.

185 Nach der Aussage von Wegmann herrschte unter diesen erhebliche Angst. Sie hätten gesagt, daß sie sich vor der „Korona da unten fürchteten“. Wegmann erinnerte in diesem Zusammenhang auch an die Fememorde. Nach Berliner Tageblatt vom 20.4.29. Die wichtigen Aufzeichnungen der Beisitzer verschwanden bei einer Haus-suchung im Vollzugsrat. Vgl. Vorwärts vom 21.4.29. Diese Haussuchung dürfte Pabst gleichzeitig mit der Verhaftung des Vollzugsrates anläßlich des Eisenbahnerstreiks am 27. Juni 1919 durchgeführt haben. Siehe Walde-mar Pabst, Memoiren S.126.

186 Belger hatte gehört wie Offiziere von einer „Begrüßung“ Liebknechts im Tiergarten gesprochen hatten. Die Kellner identifizierten den Anstifter Runges als Hauptmann Petri, der nicht einmal als Zeuge, geschweige denn als Angeklagter geladen war. BA-MA, PH 8V/Bd.13, S.229ff, S.329ff und 345ff.

187 BA-MA, PH 8V/Bd.4, Bl.117. Canaris äußerte sich 1931 dienstlich dazu, indem er angab, er sei zum Richter bestellt worden weil, „ihm die Beteiligten ihr Vertrauen entgegenbrachten.“ Telefonnotiz Korvettenkapitän Fliess vom 31.1.31, in: BA-MA, RM 6/267, Handakte Canaris, Bl.38. Mit „Beteiligten“ wird er kaum die Hinterbliebenen der Opfer gemeint haben.

Fäden im Prozeß, der eine ziemlich armselige Sache gewesen sei, irgendwie unter seinem „Niveau“, habe Canaris im Einvernehmen mit ihm und Jorns gezogen.¹⁸⁸ Der Vorsitzende Ehrhardt, „ein etwas zu weicher Mensch“,¹⁸⁹ war wohl nicht bis ins Letzte eingeweiht worden, mauerte aber kräftig mit, um jeden Verdacht von seiner Division abzuweisen.¹⁹⁰ Deshalb wurde die völlig unglaubliche Darstellung der Gebrüder Pflugk-Harttung und der Marine-Eskadron von der Panne im Tiergarten, dem Fluchtversuch des schwerverletzten Liebknecht, der so dumm gewesen sein sollte, mit blutendem Schädel vor ihnen davonzulaufen, für bare Münze genommen und die Schützen, Pflugk-Harttung, Stiege, Schulze und von Ritgen wurden freigesprochen.¹⁹¹

Hätte ein anderer junger Marineoffizier, Ernst von Weizsäcker mit Namen, der Wahrheit die Ehre gegeben, er hätte dem Gericht mitteilen müssen, was er seinem Tagebuch am 16.1.1919 anvertraute: „Kapitänleutnant von Pflugk-Harttung war heute im Mar[ine] Kabinett (jetzt Personalamt) und erzählte gegen die Verpflichtung absoluter Geheimhaltung, daß er bei der Überführung Liebknechts in das Gefängnis eine Autopanne im Tiergarten fingierte, Liebknecht dann am Arm nahm, um ihn zu führen, ihn absichtlich losließ, um ihm die Gelegenheit zu einem Fluchtversuch zu geben und nach kurzem Abwenden hinter L[iebknecht] herschoß; Liebknecht wurde getroffen und von mehreren Schüssen getötet. Ich rate Pflugk zur Flucht.“¹⁹² — Der Mord an Liebknecht wäre, zumindest was seine Ausführung betrifft, aufgeklärt gewesen.

Im Fall Luxemburg sorgten dagegen die Aussagen der uniformierten Zeugen für große Verwirrung.¹⁹³ Die Begleitmannschaften Weber und Grantke sagten aus, Vogel habe auf dem Trittbrett gestanden und habe Rosa Luxemburg erschossen. Der Jäger Poppe, der auf dem Trittbrett mitgefahren war, wollte sich nicht genau festlegen, glaubte aber Vogel im Innern des Wagens gesehen zu haben. Der Fahrer Janschkow und sein Beifahrer Hall, die Vogel von der Bürgerwehr her kannten, behaupteten jedoch, Vogel habe auf der Rückenlehne des Vordersitzes gestanden, sich auf sie beide gestützt und mit ihnen gesprochen, während der Schuß gefallen sei. Hinzu kommt etwas sehr Seltsames: Sowohl die Begleitmannschaften als auch Vogel sprachen von einer unbekannten Person, einem angeblichen Marineoffizier in Mannschaftsuniform, der mit dageigewesen sein sollte und den aufzufinden sich Jorns außerstande gesehen hatte, obwohl Janschkow ihn am Tag nach dem Mord im Eden-Hotel wiedergetroffen hatte und ihm noch ein zweites Mal auf der Elektrischen begegnet sein wollte. Vogel hatte zur Identität desselben die Aussage verweigert.¹⁹⁴ Trotz der intensiven Kontakte von Jorns zu Pabst ließ sich der Marineoffizier nicht finden. Trotzdem ging Jorns davon aus, daß Vogel geschossen hatte.

188 Siehe Anhang, Dokument III.

189 A.a.O.

190 So wurden z.B. die wichtigen zeitlichen Zusammenhänge der Einlieferung von Liebknecht/Luxemburg und ihrer Transporte völlig vernachlässigt.

191 Jorns hatte, um sein Gesicht zu wahren, für die Schützen wegen unerlaubten Waffengebrauchs die Todesstrafe verlangt. Pabst, der Jorns eingeweiht hatte, siehe Protokoll Ertel/Strübel vom 5.5.66, in: Dokumentation SDR, S.60, ließ ihm insofern freie Hand. Vgl. Brief Pabst an Ertel, vom 28.10.68, in: Dokumentation SDR, S.184, siehe auch den leicht abweichenden handschriftlichen Entwurf dazu in: BA-MA, N 620/21.

192 Tagebucheintragung Ernst von Weizsäcker, in: Die Weizsäcker-Papiere, S.325.

193 BA-MA, PH 8V/Bd.14, S.571–598, Bd.15, S.609–703, 730–759.

194 BA-MA, PH 8V/Bd.15, S.743f., Aussage Janschkow, S.657, Aussage Vogel.

Da man aber Rosa Luxemburgs Leiche zu diesem Zeitpunkt noch nicht gefunden hatte¹⁹⁵ und die Todesursache (Kolbenschläge Runge oder der Schuß) nicht eindeutig feststellbar war, konnte Jorns in seinem Plädoyer einen klassischen juristischen Eiertanz aufführen: „Wir stehen also hier vor der eigentümlichen Sachlage, daß durch die Handlung eines der beiden Angeklagten zweifellos der Tod der Frau Rosa Luxemburg herbeigeführt worden ist, daß wir aber nicht sagen können, wer von den beiden dies ausgeführt hat. Bei Runge würde hier also nur Versuch vorliegen und man wird auch den Oberleutnant Vogel nur wegen Versuch einer strafbaren Handlung verurteilen können, und zwar wegen Versuchs am untauglichen Objekt, wie der terminus technicus [sic!] hierfür lautet.“¹⁹⁶

Somit gab es zwar eine tote Rosa Luxemburg, die noch irgendwo im Landwehrkanal trieb, aber es gab keinen Mörder, sondern nur zwei, die einen Mordversuch begangen hatten. Das Kameradengericht war hier noch weitaus radikaler. Es sprach Vogel auch vom Mordversuch frei, da es annahm, jener unbekannte Marineoffizier, der „siebte Mann“ im oder am Wagen, habe die Schüsse abgegeben.¹⁹⁷ Dadurch konnte man im Fall Luxemburg milde Urteile fällen: Runge bekam u.a. wegen versuchten Totschlags zwei Jahre Gefängnis. Vogel wurde vom Vorwurf des versuchten Totschlags freigesprochen und u.a. wegen Beiseiteschaffung einer Leiche zu zwei Jahren und vier Monaten Gefängnis verurteilt.¹⁹⁸

Die Flucht des Oberleutnant a.D. Vogel und seine „Verfolgung“

Am 19. Mai 1919, wenige Tage nach Prozeßende, meldete die „BZ am Mittag“, daß es Oberleutnant Vogel gelungen sei, „unter noch näher aufzuklärender Mitwirkung eines Offiziers aus der Haft zu entkommen“. Einen Tag später wurde bekannt, daß ein Leutnant Lindemann am 17. Mai im Zellengefängnis in Moabit erschienen war und eine Bescheinigung, die die „sorgfältig gefälschte“ Unterschrift des KGR Jorns und den Stempel der GKSD trug, vorzeigte.¹⁹⁹ Daraufhin wurde ihm Vogel ausgeliefert.²⁰⁰ Beide Offiziere bestiegen ein Auto und verschwanden. Da „im Weichbilde von Groß-Berlin die strengste Automobilkontrolle“ bestand, herrschte großes Rätselraten darüber, wie das Fahrzeug entkommen konnte.²⁰¹ Dies mußte um so mehr verwundern als auch bekannt wurde, daß der Abgeordnete Oskar Cohn²⁰² am 14. Mai sich mit dem Hinweis ans Kriegsministerium und an die Reichskanzlei gewandt hatte, es seien falsche Pässe zur Flucht des Oberleutnant Vogel bereitgestellt worden.²⁰³

195 Der wackere Taucher Alfred Kock, der erst durch den Hinweis Hugo Haases von Jorns zum Absuchen des Landwehrkanals eingesetzt worden war, hatte zwar auf der ca. 400 m langen Strecke zwischen S-Bahn- und Lichtensteinbrücke drei Leichen (zwei weibliche und eine männliche), sowie 70 Gewehre aus dem trüben Wasser gefischt, die Leiche Rosa Luxemburgs aber nicht gefunden. BA-MA, PH 8V/Bd.4, Bl.185f., Bd.15, S.783.

196 BA-MA, PH 8V/Bd.17, S.955, Jorns folgte hier streng der Auffassung des Reichsgerichts, wonach der, der auf eine Leiche schoß, wegen Mordversuchs anzuklagen war.

197 BA-MA, PH 8V/Bd.17, S.1036ff.

198 BA-MA, PH 8V/Bd.17, S.1035.

199 Das Dokument, das tatsächlich die täuschend echt gefälschte Unterschrift von Jorns trägt, existiert noch. BA-MA, PH 8V/Bd.19, Bl.3. In seinen unveröffentlichten Lebenserinnerungen und einem Tonbandinterview aus den 60er Jahren gibt Ulrich von Ritgen an, daß er die Unterschrift gefälscht habe. Für die Einsichtnahme in dieses Material, danke ich seiner Witwe, Frau Elisabeth von Ritgen.

200 Siehe Meldung Rühle von Lilienstern vom 18.5.19, BA-MA, PH 8V-Bd.19, Bl.1f., den in wesentlichen Teilen erlogenen Bericht Pabsts vom 21.5.19, a.a.O., Bl.38, sowie die Aussage des Vertreters des Gefängnis-Kommandanten von Moabit, von Zitzewitz, Oskar Heidemann, a.a.O., Bl.18–20. Siehe auch Berliner Volkszeitung (künftig: BVZ) vom 19.5.19.

201 BVZ vom 20.5.19.

202 Dr. Oskar Cohn (1869–1934), Rechtsanwalt, USPD.

203 BA-MA, PH 8V/Bd.19, Bl.119f. Erklärung Cohns vor der Staatsanwaltschaft. Cohn hatte von einem Bekannten erfahren, daß zwei Pässe für Holland „besorgt seien“. Am selben Tag erließ Noske einen Befehl an das Reichswehrgruppenkommando I — Abteilung Lüttwitz, dem die GKSD unterstand —, in dem er darauf drang,

Noske zitierte Pabst zu sich und setzte ihn von den Warnungen Cohns in Kenntnis. Pabst wurde von großer Sorge befallen und „ordnete noch vom Vorzimmer des Ministers aus telefonisch und nachher nochmals schriftlich“ die Überführung Vogels in die nördliche Arrestanstalt an. Doch diese war überfüllt und außerdem von Läusen befallen, was man dem Gefangenen nicht zumuten wollte. So mußte die Entlassung erst abgewartet werden.²⁰⁴ Dummerweise entflohen Vogel während dieser Zeit.

Extrem um die Wiederhabhaftwerdung Vogels bemüht, setzte die GKSD eine Belohnung von 3000 Mark aus.²⁰⁵ Doch die Ermittlungen dieser unabhängigen Gerichtsbarkeit blieben wie immer von geringem Erfolg begleitet. Auch der Wechsel in der Untersuchungsführung — Jorns hatte sich anderen Aufgaben zugewandt und war von einem KGR namens Spatz abgelöst worden — hatte da nicht geholfen. Denn auch Spatz gehörte zur GKSD und sah sich nicht in der Lage, den Aufenthalt Vogels und die Umstände der Flucht genauer zu eruieren. Wie Jorns eine Perle des deutschen Militärjustizwesens, ließ er Zeugen en masse verhören, machte Stempel- und Schreibmaschinenproben und legte vier dicke Aktenbände an.²⁰⁶ Vor allem mit einem geizte Spatz nicht, wenn es darauf ankam — mit Zeit: Er erließ in aller Ruhe (9 Tage nach der Flucht) einen Haftbefehl gegen Vogel und sandte ihn an die deutsche Gesandtschaft in Kopenhagen.²⁰⁷ Er mußte erst aus der Presse erfahren, wo sich Vogel wirklich befand.

Am 28.5.1919 erschien ein Artikel in der „Freiheit“, worin u.a. behauptet wurde: 1. Vogel sei in Holland. 2. Ihm sei von der Paßstelle des Kriegsministeriums ein Paß auf den Namen Kurt Velsen ausgestellt worden. 3. Das Automobil, das die beiden Offiziere so mühelos durch das Weichbild von Berlin chauffiert hatten, stamme aus dem Besitz von Hermann Janschkow, der auch das Auto gefahren hatte, in dem Rosa Luxemburg erschossen worden war. Das Fahrzeug sei ihm danach vom GKSD abgekauft worden. Die Hauptverantwortlichen seien Pabst und Grabowsky.²⁰⁸ Auch dem „Vorwärts“ wurde es jetzt zu bunt: Von einem Skandal sondergleichen war zu lesen. „Eine Regierung, die sich von einer zuchtlosen Handvoll Offiziere eine derartige Verhöhnung der Rechtspflege gefallen ließe, müßte jede Autorität im Lande einbüßen“, und wörtlich wird von ihr gefordert, daß „sie nunmehr mit eisernem Griff dieser Clique den Hals umdreht“.²⁰⁹

Doch die Regierung Scheidemann war trotz ehrlichen Bemühens²¹⁰ nicht fähig, sich aus dem Netz der Militärjustiz zu befreien. Zwar forderte Scheidemann, „sämtliche Angaben der ‚Freiheit‘ müßten aufs sorgfältigste mit größter Beschleunigung nachgeprüft werden.“²¹¹ Doch man dachte nicht daran, die zivile Staatsanwaltschaft damit zu betrauen. Im Gegenteil, in unendlichem Vertrauen ließ man sich von der GKSD weiter an der Nase herumführen.

[Forts. Anm.203] „daß keinerlei Freiheit für die Angeklagten zugelassen wird“. Vgl. BVZ vom 21.5.19, siehe auch Bericht Pabst vom 21.5.19, BA-MA, PH 8V/Bd.19, Bl.57.

204 Befehl Pabst BA-MA, PH 8V/Bd.4, Bl.234, siehe auch Aussage Heidemann, BA-MA, PH 8V/Bd.19, Bl.19, sowie Urteil im dritten Jorns-Prozeß, LAB, Rep.58, Nr.59, Bd.IV, S.316.

205 Auf dem Originalplakat, unterzeichnet mit „Gericht des Garde-Kav. (Schützen)-Korps“, wird, wenige Tage nach Vogels Freispruch vom Vorwurf des versuchten Totschlags, behauptet, Vogel sei „wegen Mordes an Frau Rosa Luxemburg“ in U-Haft gewesen. BA-MA, PH 8V/Bd.4, Bl.217; siehe auch BVZ vom 19.5.19.

206 BA-MA, PH 8V/Bd.19–22.

207 BA-Potsdam, Auswärtiges Amt, Akten betreffend die strafrechtliche Verfolgung des Oberleutnant Vogel (künftig: AA-Vogel), Nr.27402/1, Bl.2, Haftbefehl vom 26.5.19.

208 Die Freiheit vom 28.5.19.

209 Vorwärts vom 29.5.19.

210 Brief Scheidemann an seine Kinder vom 26.1.19, in: Philipp Scheidemann-Archiv.

211 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.18, Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der Reichsregierung vom 31.5.19.

Nachdem die GKSD endlich auch in der deutschen Gesandtschaft in Holland nach Vogel gefragt hatte,²¹² antwortete der tatsächlich ahnungslose Gesandte Friedrich Rosen²¹³ zunächst, „vom Aufenthalt Vogels in Holland [sei] nichts bekannt.“²¹⁴ Während damit für die GKSD alles erledigt war, schreckten „Die Freiheit“ vom 31.5. und der „Berliner Lokalanzeiger“ vom 5.6. durch neue Informationen. Am 13.5.1919 sei beim Auswärtigen Amt (künftig: AA) ein Herr erschienen, der einen vom Polizeipräsidium auf den Namen Kurt Velsen ausgestellten Paß (Ausstellungsdatum 3.5.) vorgelegt habe. Die Person gab sich als Beauftragter der Waffenstillstandskommission (künftig: WAKO) Matthias Erzbergers aus und legte dar, daß Herr Kurt Velsen auch im Auftrag dieser Kommission arbeitete und deswegen nach Holland reisen müsse.²¹⁵ Das Holländische Generalkonsulat hatte parallel dazu den zusätzlich erforderlichen Sichtvermerk erteilt. Es stellte sich bald heraus, daß diese Meldung der Wahrheit entsprach, jedoch das Polizeipräsidium niemals einen solchen Paß, der Vorbedingung zum Auslandspaß war, ausgestellt hatte. Der von der geheimnisvollen Person vorgelegte „Polizeipräsidiumpass“ (vom 3.5.), muß also — da keiner Behörde aufgefallen — eine exzellente Fälschung gewesen sein.²¹⁶ Schon am 1. Juni schrieb Rosen, indem er eine Meldung des holländischen „Telegraaf“ zitierte, ans AA:²¹⁷ „In diesem Fall trifft das Ministerium keine Schuld. Denn der Paß wurde ihm zwecks Visum von einer Person vorgelegt, die als vollkommen zuverlässig gelten mußte.“ Wo diese „vollkommen zuverlässige Person“ zu suchen sei, verkündete das „Algemeen Handelsblad“ schon am 31.5. Es gebe nur eine Behörde, die kriegsbedingt und „um der Spionage willen über die nötigen technischen Hilfsmittel“ verfüge, um Pässe perfekt fälschen zu können: der Generalstab in Berlin. Kurz darauf nannte der frühere VB Hugo Haase dem Pressechef der Reichskanzlei, Rauscher,²¹⁸ auch den Namen des Mannes, der seiner Überzeugung nach „Fluchthilfe geleistet“ habe: Kaleu Canaris, Richter im Luxemburg/Liebknicht-Prozeß, Mitglied des Stabes der GKSD und Adjutant bei Noske. Canaris wurde daraufhin auf Insistieren Scheidemanns (unter Umgehung Noskes) von General Lüttwitz am 10.6. festgesetzt und von diesem drei Tage später — mangels Beweisen und verbunden mit einer unverhohlenen Putschdrohung an Scheidemann — wieder freigelassen.²¹⁹ Mit der weiteren Untersuchung der „Paßangelegenheit“

212 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Telegramm vom 28.5.19.

213 Friedrich Rosen, Gesandter in Haag, 1921 Außenminister.

214 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.13, Telegramm vom 29.5.19.

215 Tatsächlich war zusätzlich ein Paß der WAKO vom 31.1.19 mit der Unterschrift „Erzberger“ vorgelegt worden. BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.65, Aussage des Konsularsekretärs Ernst, sowie Bl.66. Erzberger selbst kam dadurch ins Gerede. In einer Sitzung der Reichskanzlei machte Minister Erzberger „vertrauliche Mitteilungen über die Persönlichkeit, die nach seinen Informationen einen Teil der Paßfälschung begangen habe.“ BA Koblenz, R 43 I 2676, Bl.55, Protokoll der Sitzung der Reichsregierung vom 29.5.19. Der Name wird im Protokoll nicht genannt, vermutlich war es aber nicht Canaris, denn Scheidemann schritt zu dessen Verhaftung erst auf Drängen Haases am 10.6. und erwähnte auch die Mitteilungen Erzbergers in seiner Aussage vor KGR Spatz am 10.11.19, nicht. BA-MA, PH 8V/Bd.21, Bl.34f. Liepmann, der ebenfalls einen falschen Paß auf den Namen Lohmann erhalten hatte, gab jedoch im zweiten Jorns-Prozeß an, Erzberger habe von der Verwendung des WAKO-Passes gewußt. Vgl. Vorwärts, Nr.47 vom 6.2.30, Welt am Abend vom 4.2.30. Canaris behauptete in einer schriftlichen Stellungnahme zum dritten Jorns-Prozeß 1931 sogar, Erzberger habe den Ausweis bewußt zum Zweck der Flucht der Angeklagten zur Verfügung gestellt. BA-MA, RM 6/267, Handakte Canaris, Bl.50. Fast identisch: Grabowsky, a.a.O. Bl.22. Gleiches gibt Pabst an: Waldemar Pabst, Memoiren, S.81f.

216 Dies wird bestätigt durch Mitteilungen der zuständigen Beamten an Staatsanwalt Weismann. BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.65–67 u. Bl.70–73.

217 Da man noch nicht Zeit gehabt hatte, sich neues Briefpapier zuzulegen, ist das „Kaiserliche“ über „Deutsche Gesandtschaft“ sauber mit der Schreibmaschine durchgestrichen.

218 BA-MA, PH 8V/Bd.21, Bl.36f., Aussage Rauscher. Siehe auch Brief Haase an GKSD vom 21.7.19, BA-MA, PH 8V/Bd.20, Bl.125.

219 Brief von Lüttwitz an Scheidemann vom 13.6.19. BA-Koblenz, R 43 I 2676, Bl.63f. Canaris war übrigens das Ungeziefer des Moabiter Gefängnisses erspart geblieben. Man hatte ihn 4 Tage im Stadtschloß bei der

Canaris wurde wiederum, entgegen der Beteuerung der Reichsregierung,²²⁰ das Gericht der GKSD, also Kamerad Spatz, beauftragt. Dieser veranstaltete erneut eine aufwendige Untersuchung²²¹ und ließ sich schließlich, allzuerne, ein zweifelhaftes Alibi auftischen: Canaris habe sich am Tag der Vogel-Flucht in Pforzheim mit Erika Waag verlobt. Das Verfahren wurde darauf erwartungsgemäß eingestellt.²²² Auf die Idee, eine Gegenüberstellung von Canaris mit dem Wachhabenden im Moabiter Gefängnis, der „Lindemann“ gesehen hatte, zu arrangieren, war Spatz selbstredend nicht gekommen. Niemand trug es ihm nach.

Sieben Jahre später ereignete sich am 23.1.1926 im Untersuchungsausschuß, der die „Ursachen des deutschen Zusammenbruchs im Jahre 1918“ zu untersuchen hatte, ein denkwürdiger Eklat.²²³ Canaris war vom Reichswehrminister Otto Geßler (künftig: RWM) als Gutachter bestellt worden. Als bekannt wurde, daß er identisch war mit jenem „Canaris, der im Prozeß gegen die Mörder Liebnechts und Rosa Luxemburgs als Beisitzer tätig [gewesen] war und dem man in die Schuhe schiebt, daß er am meisten dazu tätig gewesen ist, daß Vogel damals entflohen ist,“ kam es zum Tumult. Canaris antwortete: „Ich habe zu diesen persönlichen Sachen, die hier vorgebracht sind, nichts zu sagen. Ich bin hier als Vertreter der Marineleitung und beuge mich nicht auf das persönliche Gebiet.“

Erst nach einer Weile konnte sich der Abgeordnete Arthur Rosenberg²²⁴ Gehör verschaffen: „Es ist ein beispielloser Vorgang, wie ich sagte, daß hier im Ausschuß bei einer so schwierigen historischen und Rechtsfrage Herr Reichswehrminister Dr. Geßler es für gut findet, einen Vertreter herzuschicken, gegen den schwerste Vorwürfe krimineller Art erhoben werden. Die Erklärung, die Korvettenkapitän Canaris abgegeben hat, ist für jeden objektiv denkenden Menschen die Bestätigung der Anschuldigung.“

Kurz darauf verließ Canaris den Saal, mit den Worten, daß die völlig ungerechtfertigten Angriffe gegen ihn durch eine Anfrage an seine vorgesetzte Behörde ohne weiteres geklärt werden könnten. Herr Geßler von der „vorgesetzten Behörde“ antwortete einige Tage später: Der Vorwurf gegen Canaris, „daß er an der Entweichung des Oberleutnants Vogel beteiligt gewesen sei, ist völlig unbegründet, wie durch ein von meinem Herrn Amtsvorgänger veranlaßtes gerichtliches Verfahren festgestellt ist.“²²⁵ Hier schließt sich der Kreis. Das von Noske veranlaßte gerichtliche Verfahren war jenes, das der Kamerad und KGR Spatz so scharfsinnig, aber seltsamerweise ohne irgendein Ermittlungsergebnis, geleitet hatte.

1931, im dritten Jorns-Prozeß zeigte sich, wie wenig der Stellungnahme des RWM Geßler zu trauen war, denn der Vorsitzende des Nationalverbands der Offiziere, Paul Bredereck, sagte aus, daß 30 000 Mark für die Flucht der Pflugk-Harttungs zur Verfügung gestanden hätten. Bei der Übergabe von Geldern an die Schwester der Brüder war Canaris dabeigewesen.²²⁶

[Forts. Anm.219] Marine-Brigade Loewenfeld, der er selbstverständlich auch angehörte, „inhaftiert“. BA-MA, RM 6/267, Handakte Canaris, Bl.38.

220 Protokoll der Sitzung der Reichsregierung vom 29.5.19, BA-Koblenz, R 43 I 2676, Bl.55.

221 Spatz verhörte sogar Scheidemann persönlich (siehe Anm.215), für den er umständlich eine Aussagegenehmigung Eberts erwirkte und arrangierte eine ergebnislose Gegenüberstellung von Canaris mit dem Beamten Ernst vom AA. BA-MA, PH 8V/Bd.19, Bl.167f.

222 Am 23.12.19. BA-MA, PH 8V/Bd.21, Bl.187ff.

223 Folgende Zitate nach: Das Werk des Untersuchungsausschusses der verfassungsgebenden deutschen Nationalversammlung und des deutschen Reichstages 1919–1926, 4.Reihe: Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs im Jahre 1918. Hrsg. von Albrecht Philipp, Berlin 1928 (künftig: WUA), Bd.9,I, S.139ff.

224 Arthur Rosenberg (1889–1943), Historiker, Mitglied der KPD.

225 WUA, Bd.9,I, S.165.

226 Aussage Bredereck im dritten Jorns-Prozeß, nach Vorwärts vom 23.1.31. Siehe dazu auch die Auskünfte von Canaris. BA-MA, RM 6/267, Handakte Canaris, Bl.50f. Auf die Frage, warum er (als Richter!) die Angeklagten im Gefängnis besucht habe, gab Canaris an, er habe mit Pflugk-Harttung über die Einwohnerwehren sprechen müssen. A.a.O. Bl.22.

Dies führte wiederum zu einem Dementi des RWM Wilhelm Groener, das im Kern von Grabowsky vorformuliert worden war!²²⁷

Erst 47 Jahre nach der Tat bestätigte Waldemar Pabst die jahrzehntelangen Vermutungen: Canaris war nicht nur derjenige gewesen, der den gefälschten Paß für Vogel besorgt, sondern war auch mit jenem ominösen Leutnant Lindemann identisch, der Vogel aus dem Gefängnis herausgeholt hatte.²²⁸ Pabst gab an, daß ihn wenige Tage nach dem für ihn so erfolgreichen Prozeßtheater der Kommandant des Moabiter Gefängnisses, von Zitzewitz, angerufen und mitgeteilt hätte, Vogel wolle eine erneute Aussage machen und zwar die, er habe auf Befehl gehandelt. Nun war zu befürchten, daß Vogel, der entsetzliche Angst hatte, von den Spartakisten aus dem Gefängnis geholt zu werden,²²⁹ die Wahrheit an den Tag bringen würde. Also mußte er verschwinden. Pabst verständigte sich mit Canaris, wie dies zu bewerkstelligen sei.²³⁰ So kam es zu einem bis dahin wohl beispiellosen Vorgang in der deutschen Rechtsgeschichte: Ein Richter verhalf dem Angeklagten zur Flucht und besorgte ihm auch noch die Papiere dafür.

Doch zurück zur Verfolgung Vogels: Rosen, redlich um Aufklärung bemüht, ließ nach Vogel in Holland fahnden und berichtete fast täglich ans AA. Am 6. Juni wurde bekannt, daß sich Vogel tatsächlich in Holland, und zwar bei der deutschen Auslandsstelle in Den Haag, befand.²³¹ Während zur gleichen Zeit KGR Spatz nicht so recht vorankam,²³² ließ Scheidemann an Rosen drahten, man solle Vogel veranlassen, in Begleitung eines Beamten nach Berlin zu kommen. Im Falle seiner Weigerung würde weiteres wegen seiner Auslieferung veranlaßt.²³³ Am 8. Juni wußte Rosen zu berichten, daß Vogel sich in einem Internierungslager befinde, wo ihn die holländischen Behörden nach seinem Auftauchen festgesetzt hätten. Rosen war nun der Meinung, da Vogel seine Bewegungsfreiheit verloren habe, „dürfte der mir erteilte Auftrag, ihn zur freiwilligen Rückkehr nach Deutschland zu veranlassen, als erledigt anzusehen sein.“²³⁴ Damit ruhte die ganze Angelegenheit. Fünf Wochen später, am 21.6.1919, ließ der soeben ernannte Reichskanzler Gustav Bauer beim AA nachfragen, ob man ihm etwas über „den Stand der Bemühungen zur Auslieferung“ mitteilen könnte. Man antwortete ihm: „Das Gericht der GKSD hat die Übersendung der zur Begründung des Auslieferungsantrages bei der Niederländischen Regierung erforderlichen Papiere *in nahe Aussicht gestellt*.“²³⁵

Wieder passierte nichts, außer daß Rosen einen Brief von einem Herrn Husborg aus Kopenhagen bekam, der um Rat bat: „Mir sind von verschiedenen dänischen und schwedischen Familien Geldmittel zugegangen, um sie dem deutschen Oberleutnant, Herrn Kurt Vogel,

227 BA-MA, RM 6/267, Handakte Canaris, Bl.22f. und Bl.48f.

228 Siehe Anhang, Dokument III. Dies wurde auch vom ehemaligen Leiter des Instituts für Zeitgeschichte, Helmut Krausnick, bestätigt, der in den dreißiger Jahren im selben Haus wie Vogel, in der Waltraudstraße in Berlin-Zehlendorf gewohnt hatte. Persönliche Auskunft von Heinz Höhne. Siehe auch Heinz Höhne, Canaris, S.576, Anm.123.

229 Siehe Anhang, Dokument III. Aus dieser phantastischen Bolschewistenfurcht heraus waren die gefangenen Offiziere schon mit schweren Waffen ausgestattet worden. Siehe auch Aussage Liepmann, dritter Jorns-Prozeß, BA-MA, PH 8V/Bd.24, oder LAB, Rep.58 Nr.59, Bd.IV. Auch abgedruckt in: Der Mord, S.177. Das Moabiter Gefängnis und sein Kommandant von Zitzewitz unterstanden dem Freikorps Reinhard, das wiederum einen Teil der GKSD bildete. Reinhard (1869–1955) wurde später SS-Offizier.

230 Waldemar Pabst, Tonbandinterview.

231 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.33.

232 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.38 und 43.

233 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.46a, Telegramm AA an Rosen vom 3.6.19.

234 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.58, Brief Rosen an AA vom 13.6.19.

235 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.69, Brief AA an RK vom 27.6.19.

zukommen zu lassen, der in Holland interniert ist. Ich bitte deshalb die Deutsche Gesandtschaft ergebenst um Auskunft, ob Herrn Oberleutnant Vogel von hier aus das Geld zugestellt werden kann.“²³⁶ Weitere zwei Wochen später, am 16. Juli 1919, erklärte Rosen dem AA, daß eine Weisung bezüglich der Auslieferung nicht vorliege. Kurz darauf bat der Reichskanzler erneut um eine Äußerung zum Stand der Auslieferungsfrage.²³⁷ Das AA antwortete 10 Tage später, eine Auslieferung Vogels könne nicht erfolgen, da das Gericht der GKSD die erforderlichen Schriftstücke zurückhalte.²³⁸ Als schließlich ein weiterer Monat vergangen war, konnte sich Spatz entschließen, den Entwurf eines Haftbefehls vorzulegen. Wir schreiben den 21. August 1919!²³⁹ Doch der Entwurf erwies sich als untauglich. Untauglich sei er deswegen, weil er sich auf im militärischen Dienst begangene „Vergehen“ beziehe, die nicht im Auslieferungsabkommen mit Holland enthalten seien, meinte das AA. Also wurde ein neuer Haftbefehl gefordert, der mit Straftaten nichtmilitärischer Art begründet werden sollte.²⁴⁰ Spatz konnte sich dank seines geschickt formulierten Entwurfs solcher Bedenken sicher sein.²⁴¹ Die Verzögerungstaktik fruchtete. Am 22. September meldete sich wieder einmal die Reichskanzlei und fragte höflich „um baldgefällige Mitteilung über den Stand der Angelegenheit“ nach.²⁴²

Am 27.9. wußte das WTB, Vogel sei in Montevideo. Doch Gesandter Rosen konnte beruhigen, Vogel befinde sich nach wie vor in Holland.²⁴³ Am 16. Oktober bat die geduldige Reichskanzlei erneut um eine Mitteilung über „den Stand der Auslieferungsfrage“.

Wieder passierte nichts.²⁴⁴ Am 10. November „griff“ das Reichswehrministerium „ein“. Noske, in dessen Vorzimmer Canaris saß, ließ seinen Stabschef Erich von Gilsa in einem Brief an die Reichskanzlei folgendes behaupten: Spatz wäre in dauernder Verbindung mit dem AA gestanden und dieses habe ihm mitgeteilt, daß nur geringe Aussicht auf Auslieferung bestehe.²⁴⁵ Empört antwortete das AA am 21.11., daß in dem Schreiben des Reichswehrministeriums die „Auslieferungsangelegenheit Vogel“ nicht zutreffend geschildert würde, denn Spatz habe lediglich am 21. August einen Entwurf eines Haftbefehls übersandt. Auf die Bedenken des AA sei keine Antwort erfolgt. Auch habe keinerlei weiterer Schriftwechsel stattgefunden.²⁴⁶

Schließlich konnte das nunmehr zuständige Gericht der Reichswehrbrigade 15 (die GKSD war aufgelöst — Spatz jedoch immer noch der Untersuchungsführer) nicht mehr anders, es mußte einen Haftbefehl für Vogel ausstellen. Darin wurde Vogel kurz und bündig und abweichend vom Urteil des Feldkriegsgerichts, des Mordes an Rosa Luxemburg beschuldigt, allerdings, fügte Spatz hinzu, könne Vogel nicht ausgeliefert werden, wenn jenes Urteil vom 14. Mai 1919 bestätigt würde, das sich ja nur auf Wachvergehen und Beiseiteschaffung einer Leiche beziehe.²⁴⁷

236 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.78, Brief Husborg an Rosen vom 3.7.19.

237 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.82, Brief RK an AA vom 19.7.19.

238 BA-Koblenz, R 43 I 2676, Bl.81, Brief AA an RK vom 29.7.19.

239 BA-Koblenz, R 43 I 2676, Bl.122ff, BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.90ff.

240 BA-Koblenz, R 43 I 2676, Bl.97f, Brief an GKSD vom 8.9.19.

241 Dies bestätigt der Bericht eines aufrichtigen Kollegen von Spatz, BA-MA, PH 8V/Bd.22, Bl.54R.

242 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.99.

243 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.104, Telegramm Rosen an AA vom 8.10.19.

244 Daß Spatz absichtlich verzögerte, zeigt der Bericht seines Kollegen, der empört darüber war, daß Spatz einfach unverrichteter Dinge in Urlaub gefahren war und auch danach alles hatte liegenlassen, BA-MA, PH 8V/Bd.22, Bl.53–55.

245 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.108, Brief von von Gilsa an RK vom 10.11.19.

246 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.274/1, Bl.109f., Brief AA an RWM und RK vom 21.11.19.

247 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.113f., Brief Spatz an AA.

Der Schwarze Peter

Dieser Einwand spielte auf einen Vorgang an, der parallel zu diesen Ereignissen ablief. Nachdem sich auf das beschämende Kameradenurteil eine Welle der Empörung in der Öffentlichkeit ausgebreitet hatte,²⁴⁸ herrschte in der Regierung verständliche Ratlosigkeit, wer denn nun dieses grandiose Urteil zu bestätigen oder aufzuheben habe. Erst meinte man, Ebert als Reichspräsident und Rechtsnachfolger des Kaisers sei dafür zuständig. Dieser zweifelte allerdings an seiner Zuständigkeit und „neigte zu der Auffassung“, daß das Preußische Staatsministerium zuständig sei. Dieses verneinte ebenfalls, und so wurde Noske der schwarze Peter zugeschoben, da ja Ebert ihm den militärischen Oberbefehl übertragen hatte.²⁴⁹

Zwei bemerkenswerte Gutachten des Reichsmilitärgerichts und des Reichsjustizministers sollten Noske bei seiner Entscheidungsfindung behilflich sein.²⁵⁰

Die Gutachter fanden jedoch eine veränderte Sachlage vor: Am Samstagmorgen, dem 31.5.1919, entdeckte nämlich der Schleusenarbeiter Knepel zwischen Freiarchen- und S-Bahnbrücke eine weibliche Leiche.²⁵¹ Es war die Leiche Rosa Luxemburgs. Ein Zeuge, ein Sozialdemokrat, erkannte sie, rief den „Vorwärts“ an. Doch weder am Samstag noch am Sonntag fand er eine Meldung vor.²⁵² Erst am Montagabend erschien eine Notiz, die, wie so oft, nur die halbe Wahrheit enthielt: Eine Militärpatrouille [sic!] habe am 1. Juni [sic!] die Leiche gefunden. Der Grund für diese Verdrehung war wiederum ein seltsam zwielichtiger Vorgang: Noske war an jenem Samstagabend, als er gerade im Hause des ehemaligen Chefs der Hochseeflotte, Admiral von Holtzendorff, weilte, von seinen aufgeregten Parteigenossen Wolfgang Heine und Eugen Ernst²⁵³ unterrichtet worden, daß man „sie“ gefunden habe. Noske verhängte sogleich eine Nachrichtensperre (worüber „er“ nicht berichtete) und ließ die Leiche ins Militärlager Zossen zu seinen „Freunden“ im Süden von Berlin verfrachten. Selbst vor der Leiche Rosa Luxemburgs fürchtete man sich also noch. „Über die rechtliche Zulässigkeit eines solchen Verfahrens stellte ich Betrachtungen nicht an.“²⁵⁴ Solcherart Vorgehen verletzte aber nun die Ehre des KGR Erhardt. Die „beleidigte Justiz“ machte dem Oberbefehlshaber in den Marken Vorhaltungen, er habe in ihre Befugnisse eingegriffen.²⁵⁵ Noske, sonst sehr erpicht darauf, der GKSD nicht in die Parade zu fahren, kanzelte Ehrhardt ab.²⁵⁶

248 Siehe z.B. den einstimmig gefaßten Antrag des MSPD-Bezirks von Groß-Berlin, die Urteile nicht zu bestätigen, nach Die Freiheit, Nr.236 vom 17.5.19, sowie die gleiche Forderung der MSPD-Mitglieder des Vollzugsrates vom 17.5.19, nach Berliner Tageblatt vom 18.5.19.

249 BA-Potsdam. Reichs-Justizamt. Akten betreffend die militärgerichtliche Untersuchung des Herganges bei der Tötung des Karl Liebknecht und der Rosa Luxemburg. — Strafverfahren gegen Runge und Genossen — (künftig: RJA-Tötung), Nr.3720, Bl.61, Brief Büro Reichspräsident vom 18.9.19, sowie Bl.12f., Brief Reichsjustizministerium vom 26.9.19. Siehe auch Vorwärts vom 10.9.19.

250 BA-MA, PH 8V/Bd.8, Rechtsgutachten des Oberreichsanwalts beim Reichsmilitärgericht vom 12.7.19, Bl.26–34. BA-Koblenz, R 43 I 2676, Bl.105–114, Rechtsgutachten Reichsjustizminister Eugen Schiffer vom 13.10.19.

251 BA-MA, PH 8V/Bd.6, Bl.9ff, insbes. Bl.15, Begleitschein Nr.116 des Polizeireviere Tiergarten vom 31.5.19 zur Einlieferung einer Leiche.

252 IfGA, NL 1/19, Bl.99f., Bericht Otto Fritsch vom 28.2.52.

253 Gustav Noske, Erlebtes aus Aufstieg und Niedergang einer Demokratie, Offenbach/M. 1947 (künftig: Gustav Noske, Erlebtes), S.86. Noske hätte dabei beinahe einem, der in der Nacht dabei gewesen war, die Leiche vor die Tür legen lassen. Siehe den Abschnitt Der siebte Mann.

254 Gustav Noske, Erlebtes, ebd.

255 BA-MA, PH 8V/Bd.6, Bl.9–10, Schriftliche Beschwerde Erhardts vom 2.6.19.

256 Gustav Noske, Erlebtes, S.86. Ehrhardt sagte im zweiten Jorns-Prozeß (nunmehr Oberregierungsrat im Patentamt) aus: „Papst gab sein Ehrenwort, daß er nichts vom Abtransport der Leiche gewußt habe, es sei auf Befehl des Reichswehrministeriums geschehen.“ Nach Vorwärts vom 7.2.30.

Mathilde Jacob,²⁵⁷ die vermutete, Noske müsse „ein Interesse an dem leblosen Körper haben“;²⁵⁸ wurde nun von dem brüskierten Ehrhardt gestattet, „einen von uns gewählten Arzt in ihrem Auto nach Zossen mitzunehmen, damit dieser den Obduktionsbefund der Gerichtsärzte nachprüfen könnte.“²⁵⁹ Doch der Vertreter Theodor Liebnechts lehnte ab, man würde damit das Gericht der GKSD anerkennen.²⁶⁰ Frau Jacob war nicht einverstanden, da sie sich zu Recht Aufschluß über „die Art der Ermordung“ erhoffte. Verzweifelt suchte sie nach Unterstützung: Zwei Ärzte „fürchteten für ihr Leben“, ein anderer hielt seine Zusage nicht ein.²⁶¹ Die Obduktion fand so ohne einen Arzt des Vertrauens der Frau Jacob statt.

Am 3.6.1919 nahmen der Geheime Medizinalrat Dr. Strassmann und Professor Dr. Fraenkel die Untersuchung an der stark verwesenen Leiche vor. Das Ergebnis ließ den Schluß zu, daß Rosa Luxemburg nicht durch die zwei Kolbenschläge Runge, sondern durch einen Schuß aus unmittelbarer Nähe getötet worden war.²⁶² Als Täter kam somit nur Vogel oder jener ominöse Marineoffizier in Frage.

Dies konnten die Rechtsgutachter bei ihrer „Revisionsentscheidung“ nicht unbeachtet lassen. Beide sprachen sich zwar, wie nicht anders zu erwarten, für eine Bestätigung der Urteile gegen Runge und die Besatzung des Liebnechtstransports (Pflugk-Harttung et al.) aus. Beim Urteil gegen Vogel plädierten jedoch beide für eine neue Hauptverhandlung.²⁶³ Das Gutachten des Justizministers Eugen Schiffer²⁶⁴ ergänzte, noch abweichend vom Reichsmilitäranwalt, daß es zwar wahrscheinlich sei, daß Vogel den Schuß auf Rosa Luxemburg abgegeben hätte, „ein lückenloser Schuldbeweis für die Täterschaft aber nicht erbracht sei.“ Ausdrücklich wurde erwähnt, daß dies auch von Wichtigkeit sei, „wenn Vogel nachträglich noch Angaben über die Persönlichkeit des bisher unermittelt gebliebenen Offiziers machen sollte, der neben ihm als Täter in Frage kommt.“²⁶⁵ Am 7. Oktober folgte das Kabinett den Gutachten und bestätigte die Urteile gegen Runge und Pflugk-Harttung et al. Bei Vogel wurde die Entscheidung in der Schwebe gelassen.²⁶⁶

257 Sie hatte Rosa Luxemburg identifiziert, BA-MA, PH 8V/Bd.6, Bl.30, und war als ihre Freundin den Nachforschungen von Spatz ausgesetzt (ebenso Maxim Zetkin), BA-MA, PH 8V/Bd.7, Bl.115f.

258 Mathilde Jacob, Von Rosa Luxemburg und ihren Freunden in Krieg und Revolution 1914–1919. Hrsg. und eingel. von Sibylle Quack und Rüdiger Zimmermann, in: *IWK*, Jg. 24 (1988), H. 4, S.437–515 (künftig: Mathilde Jacob, *Krieg und Revolution*), hier S.503.

259 Mathilde Jacob, *Krieg und Revolution*, S.504.

260 Es war dies der Rechtsanwalt Dr. Siegfried Weinberg, siehe BA-MA, PH 8V/Bd.6, Bl.11, Ablehnungsbrief Weinberg an GKSD vom 2.6.19. KGR Erhardt wollte bei der Obduktion u.a. die Rechtsanwälte Dr. Theodor Liebnecht, Dr. Kurt Rosenfeld und Dr. Siegfried Weinberg dabeihaben, von denen keiner daran teilnahm. BA-MA, PH 8V/Bd.6, Bl.10.

261 Mathilde Jacob, *Krieg und Revolution*, S.504.

262 BA-MA, PH 8V/Bd.7, Bl.36–41, Obduktionsbefund des Geheimen Medizinalrats Dr. Strassmann und des Stellvertretenden Gerichtsarztes Dr. Fraenkel vom 3.6.19, sowie Bd.6, Bl.37–49, Nachtragsgutachten Strassmann/Fraenkel vom 13./17.6.19. Strassmann hat auch Liebnecht obduziert und später wissenschaftliche Vorträge über „Erschießen auf der Flucht“ gehalten. Siehe *IfGA*, NL 1/19, Bl.69ff.

263 BA-MA, PH 8V/Bd.8, Rechtsgutachten des Oberreichsanwalts beim Reichsmilitärgericht vom 12.7.19, Bl.33. BA-Koblenz, R 43 I 2676, Bl.113f., Rechtsgutachten des Reichsjustizministers Schiffer vom 13.10.19.

264 Eugen Schiffer (1860–1954), DDP, 1919 Finanzminister, 1919–1921 Justizminister. Pabst verkehrte übrigens im Hause Schiffer und hatte ein Verhältnis mit der Tochter des Vizekanzlers. Auskunft von Prof. Dr. Johannes Erger.

265 BA-Koblenz, R 43 I 2676, Bl.114, Rechtsgutachten Schiffer. Im Entwurf des Gutachtens heißt es sogar noch ausführlicher: „Dabei wird insbesondere in Betracht kommen, ob etwa neue Momente hervorgetreten sind, die geeignet erscheinen, die bisher gegen einzelne Zeugenaussagen [der Begleitmannschaften des Luxemburg-Transports] bestehenden Bedenken zu beseitigen.“ BA-Potsdam. *RJA-Tötung*, Nr.3720, Bl.72.

266 BA-Potsdam, *RJA-Tötung*, Nr.3720, Bl.74, Protokoll der Sitzung der Reichsregierung vom 7.10.19.

Noske behielt sich ausdrücklich am 26.10.1919 die Entscheidung über die Bestätigung *bis nach Vogels Verhör* vor,²⁶⁷ doch der saß dank Spatz immer noch in Holland. Am 4. Dezember schließlich konnte der geplagte Rosen endlich mitteilen, er habe weisungsgemäß bei der holländischen Regierung die Auslieferung Vogels beantragt.²⁶⁸

Am 11.12.1919 verbreitete WTB das Gerücht, Vogels Urteil sei doch bestätigt. Dies trug erneut zur Verwirrung der Lage bei. Am 24.1.1920 fragte die Reichskanzlei nach, wie die Holländer denn entschieden hätten.²⁶⁹ Doch die niederländische Regierung schien nicht zu reagieren, dagegen aber Vogel. Er schickte frech einen Schriftsatz, daß er das Urteil des Kameradengerichts vom 14.5.1919 annehme.²⁷⁰ Am 28.2. wurden daraufhin Noske die Akten Vogels noch einmal vorgelegt. Der Oberreichsanwalt fügte hinzu, er habe seinem vorherigen Gutachten nichts hinzuzufügen.²⁷¹ Am 26. Februar hatte die niederländische Regierung immer noch nicht reagiert. Am 10. März 1920 wurde sie noch einmal vom deutschen Gesandten daran erinnert.²⁷² Aber da war es zu spät, denn am 8. März 1920 bestätigte Noske, völlig unerwartet, entgegen sämtlichen Rechtsgutachten, entgegen dem Kabinettsbeschluß und entgegen seiner eigenen Verfügung vom 26. Oktober 1919, das lächerliche Urteil gegen Vogel.²⁷³

Am 13. März wurde das Auslieferungsersuchen zurückgenommen, denn die relativ geringen Straftaten, wegen der Vogel von der „Eden-Justiz“ verurteilt worden war, reichten nun nicht mehr für eine Auslieferung.²⁷⁴ Verblüfft ließ der neue Reichskanzler Hermann Müller beim Reichswehrministerium anfragen: „Für gefällige Mitteilung, welche Gründe zu der veränderten Entscheidung Anlaß gegeben haben, wäre der Herr Reichskanzler dankbar.“²⁷⁵ Doch Noske konnte nicht mehr antworten, er mußte zurücktreten. — Der neue Mann, RWM Otto Geßler,²⁷⁶ antwortete am 6. Juni 1920 lakonisch: „Aus welchem Grunde er [Noske] hierbei von der weiteren Befolgung des Beschlusses des Reichsministeriums vom 7.10.19 abgesehen hat, entzieht sich der diesseitigen Kenntnis.“²⁷⁷ Noske dagegen zog es in seinem Buch „Von Kiel bis Kapp“ vor, statt Aufklärung das Gegenteil der Wahrheit zu verbreiten: „Das Urteil in dem Prozeß wegen der Tötung Liebknechts und Rosa Luxemburgs habe ich als Oberbefehlshaber in den Marken bestätigt, nachdem die ersten Autoritäten der zivilen und Militär-Gerichtsbarkeit Gutachten erstattet hatten, daß bei einer Wiederholung der Beweisaufnahme eine härtere Strafe für keinen der Angeklagten zu erwarten wäre.“²⁷⁸

Vermutlich haben die „ersten Autoritäten“ dieses Buch nicht gelesen und falls doch, mit der Wahrheit hinterm Berg gehalten, um Herrn Noske nicht brüskieren zu müssen. Noske hatte

267 Brief Noske an den Präsidenten des Reichsmilitärgerichts vom 26.10.19. BA-Koblenz, R 43 I 2676, Bl.119.

268 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.121, Brief Rosen an AA vom 4.12.19.

269 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.130, Brief RK an AA vom 24.1.20.

270 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.134ff.

271 BA-MA, PH 8V/Bd.8, Bl.165R.

272 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.143, Brief Rosen an AA vom 10.3.20.

273 BA-MA, PH 8V/Bd.8, Bl.164. Ob sich Noske damit bei den Kapp-Putschisten, zu denen ja auch Pabst zählte, beliebt machen wollte, denn am 7. März, also einen Tag vorher, fand das entscheidende Treffen mit den designierten Hochverrätern von Lüttwitz et al. statt, bleibt Spekulation.

274 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.144 und Bl.148. Siehe auch BA-Koblenz, R 43 I 2676, Bl.141, Brief AA an RK vom 30.4.20. Hagen Schulze gibt diesen Vorgang in seiner Edition des Kabinetts Scheidemann unkorrekt und verkürzt wieder: Vogel sei von den Niederlanden nicht ausgeliefert worden, weil die Straftaten, wegen der Vogel verurteilt worden wäre, keine Auslieferungsdelikte gewesen seien. Hagen Schulze, Das Kabinett Scheidemann, S.405, Anm.11.

275 BA-Koblenz, R 43 I 2676, Bl.142f., Brief an RK an RWM vom 12.5.20.

276 Dr. Otto Geßler (1875–1955), DDP, 1920–28 Reichswehrminister. 1944/45 KZ. Später Vorsitzender des Deutschen Roten Kreuzes.

277 BA-Koblenz, R 43 I 2676, Bl.144, Brief Geßler an RK vom 6.6.20.

278 Gustav Noske, Von Kiel bis Kapp, S.76.

also nicht nur die Verfolgung der Täter unmöglich gemacht, sondern ein uneinnehmbares juristisches Bollwerk errichtet, auf das immer wieder gebetsmühlenartig verwiesen werden konnte: Das Verfahren sei ordnungsgemäß abgeschlossen und nichts bewiesen. Alle zukünftigen Auseinandersetzungen bezüglich der Frage des wirklichen Ablaufes der Tat und der Verantwortung dafür mußten mit logischer Konsequenz an diesem juristischen Prellbock enden. Da half auch die Aufhebung der Militärgerichtsbarkeit am 1.10.1920 nichts mehr.²⁷⁹

Der siebte Mann

Im Fall Luxemburg hatte es schon diverse Selbstbezeichnungen gegeben,²⁸⁰ aber am 13. Mai 1921 glaubte Staatsanwalt Ortmann den Richtigen gefunden zu haben: Leutnant Ernst Krull. „Krull steht im dringenden Verdacht, die bisher nicht ermittelte Militärperson zu sein, die nach der Abfahrt des Autos der Frau Luxemburg [sic!] vom Eden-Hotel auf das Trittbrett des Autos aufgesprungen, eine Strecke mitgefahren ist, auf der Fahrt den Schuß auf Frau Luxemburg abgegeben hat und dann vom Auto herabgesprungen ist.“²⁸¹

Die Verhaftung Krulls ging auf ein Vorkommnis zurück, das Paul Levi der Staatsanwaltschaft geschildert hatte: Ein Mann war im Büro der „Roten Fahne“ erschienen und hatte dort die goldene Uhr Rosa Luxemburgs feilgeboten. Er erzählte, er habe sie von Leutnant Krull erhalten.²⁸² Später tat der Mann noch mehr kund: Krull habe wiederholt mit der Ermordung Luxemburgs renommiert.²⁸³ Krull gab nun bei seiner Vernehmung zu, u.a. die Uhr und das Abiturzeugnis Rosa Luxemburgs bei einer „Hausdurchsuchung“ aus deren Wohnung, eine Woche vor ihrer Ermordung, gestohlen zu haben.²⁸⁴ Außerdem wollte er auch noch der Trittbrettfahrer am 15. Januar 1919 gewesen sein. Von dem Schuß wußte er nichts.

Ortmann ordnete die abermalige Vernehmung der fünf Männer an, die, außer Vogel und dem Unbekannten, den Luxemburg-Transport begleitet hatten. Es waren dies Poppe, Hall, Grantke, Janschkow und Weber.²⁸⁵ Die Vernehmungen ergaben: Keiner kannte Krull.²⁸⁶ Daraus folgt: Krull, aus dem Freikorps Rossbach, schon wegen diverser Betrügereien verurteilt, erwies sich zwar als Dieb der Uhr, hatte mit dem Transport Rosa Luxemburgs jedoch nichts zu tun. Er war ein „Trittbrettfahrer“, aber nur im übertragenen Sinn des Wortes. — Gleichwohl drang einiges von den Nachforschungen der Staatsanwaltschaft an die Öffentlichkeit und heizte die Spekulationen an: Insbesondere „Die Rote Fahne“ erklärte nun Krull zum Mörder und wiederholte diese Behauptung immer wieder, so daß er fälschlicherweise in die Geschichtsschreibung der DDR und der Sowjetunion als Mittäter einging.²⁸⁷

Wer aber war nun der siebte Mann? Ein Phantom, erfunden von GKSD, um Vogel vor der Mordanklage zu schützen? Oder existierte er wirklich? Zurück zum Artikel in der „Freiheit“ vom 28.5.1919. Darin hieß es, KGR Spatz teilte „das bedauernswerte Schicksal seines Kollegen Jörns, denn auch diesem war angeblich nicht bekannt, was alle Leute im Eden-Hotel wissen, daß der große Unbekannte, der auf dem Auto gestanden hat, der Leutnant Souschong ist,

279 Landsberg, wohl vom schlechten Gewissen geplagt, hatte dies ausdrücklich mit Bezug auf die Ermordung Liebknechts angestrebt. BA-Potsdam, Mikrofilm RK 492/894, D 742526, Anlage zum Protokoll vom 11.6.19.

280 Z.B. BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.120.

281 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.120R.

282 LAB, Rep.58, Nr.75, Bd.1, Bl.59ff, Brief Levis an Staatsanwaltschaft vom 28.2.21.

283 Ebda.

284 LAB, Rep.58, Nr.75, Bd.1, Bl.202.

285 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.120/121, siehe auch LAB, Rep.58, Nr.75, Bd.2, Bl.13.

286 BA-Potsdam, AA-Vogel, Nr.27402/1, Bl.126, Brief Ortmann an Reichsjustizminister vom 8.12.21.

287 Siehe Einleitung, Anm.14 und Anm.15.

der als Zeuge im Prozeß aufgetreten ist.“²⁸⁸ Die „Berliner Volkszeitung“ und der „Vorwärts“ vom selben Tag übernahmen diese Meldung. Noske und den höchsten Autoritäten des Militärgerichtshofes sowie des Reichsjustizministeriums blieb diese in hohen Auflagen — und „großer Aufmachung“²⁸⁹ verbreitete Meldung jedoch verborgen. KGR Spatz nicht, aber er dementierte sogleich²⁹⁰ und beorderte den jungen Leutnant als Zeugen nach Berlin.

Dieser weilte inzwischen beim Sturmbataillon Schmidt in Zossen als Sportoffizier. Souchon hatte aber Wichtigeres zu tun als vor dem Gericht seiner ehemaligen Division noch einmal zu erscheinen, er mußte nämlich Sportgeräte in Berlin einkaufen.²⁹¹ Also nahm er den Termin nicht wahr. Bald darauf setzte er sich in den Zug nach Wilhelmshaven, um dem Ruf der Marine-Station zu folgen und diese lästige Angelegenheit hinter sich zu lassen.²⁹² Vielleicht hat er vorher noch die Ankunft der Leiche Rosa Luxemburgs im Lager Zossen miterlebt (31.5.) oder ihren Weg gekreuzt, als sie auf Noskes Geheiß dorthin transportiert wurde.²⁹³ Doch der Leutnant zur See sollte keine Ruhe haben. Der Fahrer des Luxemburg-Transports, Janschkow, hatte im Krull-Verfahren (1922) eine wichtige Aussage gemacht: „Der mir vorgestellte Krull ist, wie ich mit Bestimmtheit sagen kann, nicht die Persönlichkeit, mit der ich am anderen Tage gesprochen habe. Das war ein Herr in Marineuniform; wie ich später gehört habe, Souchon. Souchon sagte mir, als er mich am anderen Tage [am 16.1.1919] traf, er wäre mit dabei gewesen. In welcher Weise er beteiligt war, kann ich nicht sagen. [. . .] Wie ich schon gesagt habe, fiel der Schuß links hinter mir. Er kann also von dem abgegeben worden sein, der auf dem linken Trittbrett stand. Wer dort gestanden hat, kann ich nicht sagen.“²⁹⁴ Staatsanwalt Ortmann ordnete daraufhin die Vernehmung Souchons an.²⁹⁵

Souchon, der bis dahin allenfalls durch sein bescheidenes Auftreten im Luxemburg-Prozeß aufgefallen und dort vom Verteidiger Grünsbach zum Kronzeugen der „Unschuld“ der Offiziere gemacht worden war,²⁹⁶ ließ sich jedoch zuerst nicht auffinden.²⁹⁷ Im Februar 1922 jedoch, als er merkte, daß man nach ihm suchte, meldete er sich aus Helsinki. „Falls man ein Anliegen habe, stehe er für eine Beantwortung zur Verfügung.“²⁹⁸ — Skandinavien, damals ein beliebtes Ausflugsziel für Männer mit vaterländischer Gesinnung, war also auch zur Herberge des Oberleutnants a.D. geworden, der nun als Bankkaufmann sein Brot verdiente. — Wenig später teilte er mit, er werde im Mai 1923 nach Deutschland zurückkehren. Die Staatsanwaltschaft wollte ihn dann vernehmen.²⁹⁹ Doch im Mai 1923 hatten „seine Dispositionen eine Änderung erfahren“,³⁰⁰ er beabsichtigte in Finnland zu bleiben. Jetzt erst

288 Die Freiheit, Nr.255 vom 28.5.19.

289 Hagen Schulze, Das Kabinett Scheidemann, S.386. Anm.2.

290 Von der Beschuldigung, die gegen Leutnant Souchon ausgesprochen worden sei, sei der GKSD nichts bekannt. Abgedruckt in: Die Freiheit, Nr.257 vom 29.5.19. Dabei hatte ihn die Freiheit ja gar nicht „beschuldigt“, sondern nur behauptet, daß er der Unbekannte sei.

291 BA-MA, PH 8V/Bd.20, Bl.63, Mitteilung des Kommandanten Schmidt vom 6.6.19.

292 Nach der Mitteilung Schmidts wurde er genau einen Tag nach dem Erscheinen des Artikels, am 29.5.1919, von Wilhelmshaven „angefordert“ und sei „abgefahren“. Ebd.

293 Nach einem Brief des Kommandanten Schmidt vom 20.6.21 war er sogar bis Juli 1919 in Zossen. LAB, Rep.58, Nr.464, Bd.2, Bl.5.

294 LAB, Rep.58, Nr.75, Bd.2, Bl.122f., sowie LAB, Rep.58, Nr.464, Bd.I, Bl.1. Im Prozeß hatte Janschkow gesagt, der Unbekannte habe auf dem Trittbrett gestanden. BA-MA, PH 8V/Bd.15, S.743f.

295 LAB, Rep.58, Nr.75, Bd.2, Bl.126, 13.10.21.

296 BA-MA, PH 8V/Bd.17, S.1010f.

297 LAB, Rep.58, Nr.464, Bd.I, Bl.3ff.

298 Brief Souchon vom 14.3.22, a.a.O., Bl.22.

299 Brief Souchon vom 29.3.22, a.a.O., Bl.23 und Bekundung Staatsanwalt Ebel, Bl.25.

300 Brief Souchon vom 18.5.23, a.a.O., Bl.28.

wurde die Voruntersuchung gegen ihn eingeleitet und zwar wegen Beihilfe zum Mord an Rosa Luxemburg.³⁰¹

Im Herbst 1923 teilte dann der Schwiegervater mit, daß Souchon seine Reisen nach Deutschland überhaupt habe aufgeben müssen, da er in Finnland nicht abkömmlich sei.³⁰² Erst durch Zufall wußte ein Regierungsrat der Staatsanwaltschaft im Juni 1925 [!] mitzuteilen, daß Souchon in Berlin weile. Am nächsten Tag wurde er vernommen.³⁰³

„Zur Zeit der fraglichen Angelegenheit“, meinte der junge Mann und bezeichnete damit die Nacht vom 15. auf den 16. Januar 1919, habe er einer Marinekompanie unter Kaleu Pflugk-Harttung angehört. Sie seien öfter von der GKSD „zu Sonderaufträgen herangezogen“ worden. Er habe an dem betreffenden Tag den Befehl vom Kaleu gehabt, mit vier Mann ins Eden-Hotel zu kommen (Ritgen, Schulze, Stiege und er). Er habe im Hotel wiederum von diesem den Befehl erhalten, Dr. Liebknecht abzutransportieren. „Als wir den Dr. Liebknecht hinausbrachten, ging ich als letzter. Wegen der großen Menschenmenge und der schnellen Abfahrt des Autos war es mir nicht möglich, das Auto zu besteigen, ich blieb zurück.“ Er habe sich dann zurückgemeldet und den Befehl erhalten, „an dem späteren Abtransport der Frau Luxemburg teilzunehmen und diese bis dahin zu bewachen. Das habe ich dann auch getan, und zwar war ich allein in dem Zimmer mit Frau Luxemburg, die ein Buch las.“ Die Bewachung habe wohl etwas über eine Stunde gedauert. Dann sei Frau Luxemburg aufgefordert worden, sich bereit zu machen. Etwa 10 Minuten später sei Vogel, den man zum Transportführer bestimmt hatte, erschienen, er „holte Frau Luxemburg ab.“ Unten seien er, Vogel und die Mannschaften durch die Drehtüre gegangen. Runge sei sogleich auf Frau Luxemburg zugesprungen „und schlug sie unter einer beschimpfenden Bemerkung mit dem Kolben. Vogel, der gerade die Tür passierte, sprang schnell dazwischen, dann auch ich. Runge versuchte zwar nochmals, an Frau Luxemburg heranzukommen, trat aber gegenüber unserem energischen Eingreifen zurück. Frau Luxemburg war anscheinend etwas [sic!] betäubt.“ Dann sei Frau Luxemburg ins viersitzige Auto gesetzt worden. Souchon fertigte eine Zeichnung an:

Fahrtrichtung	
Beifahrer	Chauffeur
Rücklehne des Führersitzes	
Vogel	Souchon
1. Begleit-	2. Begleit-
mann	R.L. mann

Er habe sich in Fahrtrichtung gedreht und nach wenigen Metern Fahrt einen Schuß neben sich gehört. „Ich drehte mich um und sah, wie Frau Luxemburg nach hintenüber gefallen war; Vogel hatte eine Pistole in der Hand, die Parabellumpistole.“ Trotzdem meinte Souchon nicht sagen zu können, wer den Schuß abgegeben habe. Er führte weiter aus, er habe Mannschaftenuniform getragen und sei bis zum Landwehrkanal mitgefahren. Auf Befehl Vogels sei er aber im Auto zurückgeblieben. „Ich hörte nachher von den zurückkehrenden Mannschaften, daß der Körper auf Befehl des Vogel in den Kanal geworfen worden sei. Dann fuhren wir nach dem Eden-Hotel zurück.“

301 A.a.O. Bl.30, siehe auch Bl.26.

302 Brief vom 23.9.23, a.a.O., Bl.35.

303 Folgende Zitate nach LAB, Rep.58, Nr.464, Halbakte, Bl.2ff, und Bd.I, Bl.45–50.

Daß er in der Hauptverhandlung 1919 angegeben hatte, er sei nach dem Abtransport Liebknechts nach Hause gegangen, erklärte sich der junge Mann damit, daß ihn ja keiner bezüglich der „Luxemburg-Angelegenheit“ gefragt habe. Auch daß er im März 1919 angegeben hatte, er habe vom Abtransport der Frau Luxemburg nichts gesehen,³⁰⁴ kümmerte ihn nicht. Souchon wurde entlassen. Am nächsten Tag begab er sich wieder nach Finnland. — Auf die Idee, ihn wegen Meineids bzw. Falschaussage zu belangen, kamen die Ermittler des Staates anscheinend nicht. Jedenfalls war man weit davon entfernt, ihn deswegen vorläufig festzunehmen.

Während Souchon in Finnland seinem Kaufmannsberuf nachging, ermittelte die Staatsanwaltschaft in aller Ruhe und über Jahre hinweg weiter. Erst Ende Oktober 1925 kam man auf die Idee, das Verfahren von Beihilfe zum Mord zusätzlich auf Meineid auszudehnen.³⁰⁵ Schließlich wollte man Souchon gegen Ende des Jahres 1925 erneut vernehmen.³⁰⁶ Der antwortete, daß er, obwohl doch die Sache nach seiner Junivernehmung geklärt worden sei, selbstverständlich bereit sei, sich erneut vernehmen zu lassen. Wenn er das nächste Mal nach Deutschland reise, werde er Mitteilung machen.³⁰⁷ Doch die Staatsanwaltschaft wartete vergeblich auf eine solche Mitteilung und stellte am 18.7.1932 das Verfahren ein.³⁰⁸

Es bleibt festzuhalten: Durch die Vernehmung vom Juni 1925 wurde bestätigt, ohne daß allerdings die Öffentlichkeit etwas davon erfuhr, was die „Freiheit“ vom 28.5.1919 geschrieben hatte. Der unbekannte Marineoffizier, der tatsächlich „mit dabei“ gewesen war, hieß Souchon: Er war der *siebte Mann*.

Hoher Besuch

1955, 30 Jahre nach der Vernehmung Souchons, war Pabst nach (West-)Deutschland zurückgekehrt. Zwar fürchtete er eventuelle Entführungskommandos aus dem Osten, aber mit den Jahren fühlte er sich doch immer sicherer. So sicher, daß er hinter vorgehaltener Hand zu plaudern begann. Am 30.11.1959 klingelte an Pabsts Haus der stellvertretende Leiter des Bundesamtes für Verfassungsschutz, Günther Nollau.³⁰⁹ Er begehrte nicht etwa Einlaß, weil Pabst unter Beobachtung seiner Behörde stand. Anlaß seines Besuchs waren fortgesetzte Angriffe in den DDR-Medien, die die Nazi-Vergangenheit des damaligen Bundespräsidenten Heinrich Lübke gegeißelt hatten.³¹⁰ Nollau hatte sich der Gerüchte erinnert, die seit Jahrzehnten über die Rolle Piecks bei der Verhaftung von Luxemburg und Liebknecht herumschwirrten³¹¹

304 BA-MA, PH 8V/Bd.3, Bl.174R, Falschaussage Souchon vom 29.3.19. Siehe auch BA-MA, PH 8V/Bd.13, S.221–229, Falschaussage Souchon vom 9.5.19 vor dem Feldkriegsgericht der GSKD. Damals fiel niemand auf, was erst Jahrzehnte später im Zuge des Verfahrens Souchon gegen SDR/Bausch/Ertel, entdeckt wurde: Souchon war am ersten Verhandlungstag (8.5.1919) „zu spät“ gekommen. So hatte man vermieden, daß er den Zeugen des Luxemburg-Transportes begegnete, die ihn unter Umständen als „Transportbeteiligten“ hätten identifizieren können, BA-MA, PH 8V/Bd.12, S.2, bzw. Bd.13, S.221.

305 BA-MA, PH 8V/Bd.3, Bl.175, Aussage Souchon vom 29.3.19.

306 LAB, Rep.58, Nr.464, Bd.II, Bl.1 vom 23.10.25, und Bl.20. Selbst der Richter am LG Stuttgart mußte 1970 feststellen, daß dieses Verfahren wohl „lässig“ geführt worden sei. Dokumentation SDR, S.1040.

307 Brief Souchon vom 16.12.25, LAB, Rep.58, Nr.464, Bd.II, Bl.21.

308 A.a.O. Bl.37. Dabei hielt sich Souchon ab und an in Berlin auf. So wollte er z.B. im Januar 1932 Zwecks „Gedankenaustausch“ seinen sehr verehrten Herrn „Major Pabst“ besuchen, um mit ihm über die Möglichkeiten einer Faschistischen Internationale zu sprechen. Siehe Briefe Souchons an Pabst vom 18.1. und 1.3.32. IfGA, NL 35/6, Bl.20–22.

309 Dr. Günther Nollau (1911–1991), 1972 Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz.

310 Persönliche Auskunft von Günther Nollau am 13.12.1989.

311 Siehe z.B. Erich Wollenberg, Der Apparat. Hrsg. vom Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen. Bonn ca. 1951, S.17, Anm.3. Wollenberg berichtet hier von einer Untersuchung, die Kippenberger im Auftrag von Thälmann 1931 gegen Pieck eingeleitet habe. Aus Zeitgründen konnte ich im IfGA nicht mehr danach suchen. Daß es aber solches Material noch gibt bzw. je gegeben hat, erscheint wenig wahrscheinlich.

und erhoffte sich Informationen für eine publizistische Gegenoffensive. Pabst schien ihm dafür die beste Adresse. Und der gab bereitwillig Auskunft: Pieck habe zwar nicht Luxemburg und Liebknecht verraten, denn diese waren ja mit ihm verhaftet worden, dafür habe er aber Angaben über andere Anführer der Kommunisten und den Spartakus-Bund gemacht. Während Nollau diese Nachricht sogleich in einem Buch verwertete,³¹² behielt er eine andere Neuigkeit (auf Bitten Pabsts) für sich, machte darüber aber — ganz Geheimdienstmann — eine vertrauliche Aktennotiz.³¹³ Darin heißt es: „Die Rolle, die wütende Volksmenge darzustellen, war dem Marineleutnant Souchon zugedacht, der an einer verabredeten Stelle auf den Kraftwagen wartete, mit dem Rosa Luxemburg weggebracht wurde. Der Kraftwagen hielt an, und Souchon schoß auf die noch bewußtlose Luxemburg. Danach wurde die Leiche der Luxemburg in den Landwehrkanal geworfen. Bisher ist immer ein Oberleutnant Vogel als der Schütze bezeichnet worden, das ist aber nach Pabsts Darstellung falsch.“

Zunächst zu Pabsts Behauptung betreffend Wilhelm Pieck: Pieck hat sich in diversen Aussagen, Briefen, Interviews immer wieder zu seiner Verhaftung geäußert. Diese weichen nur in Details voneinander ab.³¹⁴ Er sei mit Luxemburg ins Eden-Hotel verbracht worden. Während Pabst Luxemburg im „Sitzungszimmer“ verhörte, sei er, mit dem Kopf zur Wand, in einer Ausbuchtung des Eden-Hotels von Runge „bewacht“ worden. Er hörte den Abtransport Liebknechts und auch Luxemburgs. Dann sei ein Offizier (vermutlich Petri) gekommen, habe mit Runge geflüstert und sei dann weggegangen. Da Pieck nun befürchtete, erschossen zu werden, habe er sich herumgedreht, sei auf Runge zugegangen und habe verkündet, er wolle mit Pabst sprechen.³¹⁵ dessen Sitzungszimmer (gemeint ist der „kleine Salon“) genau gegenüber lag. Er sei zu Pabst hineingegangen, habe diesen täuschen können und sei über verschiedene Stationen ins Polizeirevier gebracht worden. Auf dem Hof sei er entkommen, weil er einen Bewacher, der mit der KPD sympathisierte, davon überzeugt habe, ihn laufen zu lassen.³¹⁶

Tatsächlich wußte Pabst nicht, wer Pieck war, er kannte damals nicht einmal seinen Namen³¹⁷ und hielt ihn für den Schriftleiter der „Roten Fahne“. Daß Runge, der im Auftrag des Hauptmanns Petri handelte, Pieck erschießen wollte, ist denkbar. Für Pabst wäre allerdings eine

312 Günther Nollau, *Die Internationale*, Köln und Berlin 1959, S.381f.

313 Persönliche Mitteilung Nollau, siehe auch Nollaus Aussage vor dem LG Stuttgart 1969, in: Dokumentation SDR, S.843ff, sowie *Der Spiegel*, Nr.1/1970, S.49.

314 Siehe u.a. Aussage Pieck im ersten Jorns-Prozeß. LAB, Rep.58, Nr.59, Bd.1, Bl.29k-o. — Wilhelm Pieck, der Mord an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, in: *Die Rote Fahne*, Nr.II vom 13.1.29. Interview mit Wilhelm Pieck, in: *Die Rote Fahne* vom 15.1.33, in: IfGA, Nachlaß Pieck, NL 36/405, Bl.14ff. Wilhelm Pieck, Der schwärzeste Tag, in: IfGA, I 2/711/46, Juristische Zentralstelle, Bl.48ff., ders., Der Mord an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, in: a.a.O. Bl.40ff., ders., Die Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, in: *Inprekorr* vom 10.1.28, in: IfGA, NL 1/19, Bl.76–78, ders., Mit dem Leben davongekommen, vom 6.2.1953, in: a.a.O. Bl.97f. Hierin heißt es, die Westpresse benütze die angeblichen Memoiren Pabsts um ihn, Pieck, infam zu verleumden. Pabst habe damals (15.1.19) schon den Befehl zu seiner Erschießung erteilt gehabt. Aber er (Pieck) habe ihn mit der Angabe, ein Redakteur der Frankfurter Zeitung zu sein, täuschen können. Was wenig glaubwürdig klingt.

315 Runge gab an, Pieck habe gesagt, „er hätte noch eine Aussage zu machen.“ Dann sei er in ein Zimmer geführt worden. Beim Verlassen des Zimmers habe ein Offizier angeordnet, ihn abzuführen „und Sie haben dafür zu sorgen, daß nichts passiert.“ BA-MA, PH 8V/Bd.8, Bl.125. Im ersten Jorns-Prozeß gab Runge an, Pieck sei auf ihn zugekommen und habe gesagt: „Nicht schießen, ich bin noch nicht vernommen worden.“ Nach *Die Rote Fahne* vom 23.4.29.

316 In Piecks Aussage im ersten Jorns-Prozeß heißt es nur lakonisch: „Wo es mir gelang, zu entfliehen.“ LAB, Rep.58, Nr.59, Bd.1, Bl.29m.

317 Vor dem Kriegsgericht der GKSD gibt er ihn mit „Dr. Schröder“ an. BA-MA, PH 8V/Bd.13, Bl.201. Vermutlich hat Pieck ihm den falschen Namen genannt bzw. wie er später angab, falsche Papiere auf diesen Namen bei sich gehabt.

solche Erschießung, coram publico und auch noch vor seiner Tür, eine große Dummheit gewesen.³¹⁸ Pabst hatte auch gar kein Interesse, Pieck erschießen zu lassen, da er ihm viel zu unwichtig erschien.³¹⁹ Pabst hat, wenn er meinte, Pieck habe „militärische Angaben“ gemacht, wohl etwas übertrieben und seine soldatische Denkweise auf Spartakus projiziert. Der Putsch- und Militärdilettant Pieck konnte ihm über die militärische Organisation von Spartakus gar nichts verraten, denn die gab es nicht. — Angaben, die zur Verhaftung wichtiger Spartakusführer beigetragen hätten, konnte er auch nicht machen: Luxemburg und Liebknecht waren inzwischen schon tot, Leo Jogiches³²⁰ und Georg Ledebour saßen im Gefängnis³²¹ und Karl Radek wurde erst im Februar 1919 verhaftet.³²² Daß Pieck aber in Todesangst Adressen von Genossen verraten, vielleicht auch nur falsche Angaben gemacht hat, ist durchaus denkbar und wohl auch stimmig, denn Pabst nahm seine Behauptung auch in den 60er Jahren in einem internen Briefwechsel mit Pflugk-Harttung nicht zurück.³²³

Der Bekenner

Zwei Jahre nach dem Besuch Nollaus ärgerte sich Pabst über einen Artikel von Gerhard Zwerenz in der Illustrierten „Stern“³²⁴ und beschloß, zum Gegenangriff überzugehen. In seinem Blatt „Das deutsche Wort“ bekannte er sich zum ersten Mal in aller Öffentlichkeit zu seinem Mordbefehl: „Dieser Entschluß zur Beseitigung der beiden verderblich wirkenden und gelehrigen Moskau-Schüler ist mir nicht leicht gefallen.“³²⁵ Der Artikel wurde von anderen „nationalen“ Blättern wie dem „Stahlhelm“ und dem „Deutschen Studentenanzeiger“ nachgedruckt.

Die Bundesregierung, zu deren Presseamt Pabst hervorragende Beziehungen hatte, machte in ihrem berühmt-berüchtigten Communiqué sodann aus dem Doppelmord eine „standrechtliche Erschießung“.³²⁶ Pabst sah sich endlich offiziell bestätigt. Doch weil er eine uralte Abmachung gebrochen hatte, meldete sich Pflugk-Harttung:³²⁷ Pabst habe sie „s.Z. zu unbedingten Stillschweigen verpflichtet“, das hätte aber auch umgekehrt für ihn gegolten. Pabst hätte also wissen müssen, daß seine noch lebenden Kameraden von seinen Enthüllungen, im Gegensatz zu ihm, nicht gerade begeistert waren. Trotzdem plauderte Pabst weiter.

Kurz darauf bekam er Besuch von Redakteuren des „Spiegel“ und gab sein bekanntes Interview, in dem er zugab, er habe Luxemburg und Liebknecht „richten lassen.“³²⁸ Außerdem erklärte er: „Was ich mit den Herren, die sich freiwillig gemeldet hatten zu den Transporten — es war keiner kommandiert worden —, was ich mit denen besprochen habe, das geht keinen Menschen etwas an.“³²⁹ — Trotz wütender Leserbriefe und mehrerer Strafanzeigen geschah

318 Siehe Anhang, Dokument III.

319 Ebd.

320 Mathilde Jacob, Krieg und Revolution, S.497.

321 Aussage Ledebour im zweiten Jorns-Prozeß, nach Berliner Tageblatt vom 6.2.30.

322 Otto-Ernst Schüddekopf, Karl Radek in Berlin, in: Archiv für Sozialgeschichte, Bd.2 (1962), Anlage I: Bericht über Radeks Verhaftung, S.109ff. Der Haftbefehl stammt allerdings vom 16.1.19. A.a.O. S.91.

323 Brief Pabst an Pflugk-Harttung vom 14.7.62, BA-MA, N 620/36.

324 Stern, Nr.47 vom 16.11.1961.

325 Das Deutsche Wort, Nr.1 vom 5.1.1962.

326 Bulletin des Presse- und Informationsdienstes der Bundesregierung, Nr.27 vom 8.2.1962. Bis heute ist diese Verlautbarung nicht widerrufen.

327 Siehe Anhang, Dokument II.

328 Der Spiegel, Nr.16/1962, S.38.

329 A.a.O. S.43.

nichts,³³⁰ außer daß Pabst einige Drohanrufe bekam und sich daraufhin kurzzeitig in eine andere Gegend Deutschlands zurückzog.

Der Auftrag

Im Jahre 1966 bekam Dieter Ertel den Auftrag, für den SDR anlässlich des 50. Todestages von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht ein Dokumentarspiel zu schreiben. Neben seinem Studium der Kriegsgerichtsakten (siehe oben, Anm.5) hatte er mit Pabst einen lebhaften Briefwechsel und stattete ihm jeweils mit einem Zeugen mehrere Besuche ab. Beim ersten Besuch erklärte Pabst u.a.: Den Befehl, Rosa Luxemburg zu erschießen, habe Leutnant Souchon gehabt. Er sollte an einem bestimmten Punkt der Strecke warten und die Tat ausführen. „Sie sollte dann so dargestellt werden, als ob ein Unbekannter aus einer aufgebrachten Volksmenge geschossen hätte.“³³¹ Ertel und sein Zeuge glaubten nach dieser Unterredung, daß Vogel nach der Panne mit Runge die Nerven verloren und Rosa Luxemburg erschossen habe. Kurz danach bekam Ertel die Krull-Akten in die Hände. Aus der schon zitierten Aussage Janschows ging nicht nur hervor, daß Souchon beim Transport dabeigewesen war, sondern auch, daß er vermutlich auf dem Trittbrett gestanden hatte. Ertel stattete Pabst einen erneuten Besuch ab und erklärte, daß ihm der Leutnant Souchon in einem merkwürdigen Licht erscheine. Er sei offensichtlich im Auto mitgefahren. Pabst erklärte daraufhin: „Nein, er ist nicht mitgefahren. Souchon ist auf das Trittbrett gesprungen und hat von da aus Rosa Luxemburg erschossen.“³³²

Fünfundzwanzig Jahre danach

Ertel wollte diese Neuigkeit in sein Fernsehspiel einbauen und ließ sie auch in einer Pressekonferenz verbreiten.³³³ Kurz vor der Sendung allerdings, im Dezember 1968, erwirkte Souchon, der damals Rentner in Bad Godesberg war, eine einstweilige Verfügung gegen den SDR. Das Gericht entschied, daß das Fernsehspiel inklusive der Sequenz, in der Souchon der Schütze ist, zwar gesendet werden dürfe, allerdings mit dem Vorspann, daß es sich dabei „nicht um in allen Punkten gesicherte Tatsachenbehauptungen handelt.“³³⁴ (Der Beitrag wurde am 14./15.1.1969 im 1. Programm ausgestrahlt.) Vorausgegangen war dem ein Besuch des Souchon-Anwalts Otto Kranzbühler³³⁵ bei Pabst. Pabst erzählte dabei, nach Angaben von Kranzbühler, Einzelheiten aus seinem Kampf gegen die „Novemberrevolution“ und sagte dann plötzlich und völlig unvermittelt: „Unter uns gesagt, selbstverständlich habe ich Souchon den Befehl gegeben, Rosa Luxemburg zu erschießen, und er hat sie auch erschossen.“³³⁶ Kranzbühler legte Pabst daraufhin eine eidesstattliche Erklärung Souchons vor, in der dieser beschwor, nicht geschossen zu haben.³³⁷ Als Pabst die Erklärung Souchons durchgelesen hatte, wurde er blaß.³³⁸ Vermutlich merkte er, daß auch dieser Kamerad nicht daran dachte,

330 Der Spiegel, Nr.18/1962, S.5–10, Nr.23/1962, S.90. Pabst sollte mit seiner Einschätzung, daß sich für die „saublen Strafanzeigen der Witwe [Liebknecht] und des Rechtsanwaltes Dr. Arndt“ kein Staatsanwalt finden würde, recht behalten. Brief Pabst an Pflugk-Hartung vom 14.7.62, BA-MA, N 620/36.

331 Siehe Anhang, Dokument III.

332 A.a.O., Dokument IV.

333 A.a.O., Dokument V. Vgl. auch Der Spiegel, Nr.8/1967, S.40ff.

334 Einstweilige Verfügung des LG Stuttgart vom 23.12.1968, in: Dokumentation SDR, S.517.

335 Otto Kranzbühler, Sohn des Admirals Otto Kranzbühler. Marinerichter im Zweiten Weltkrieg. Erfolgreicher Verteidiger von Karl Dönitz und Friedrich K. Krupp in den Nürnberger Prozessen.

336 Schriftliche Mitteilung von Herrn Kranzbühler vom 10.11.1989.

337 Eidesstattliche Erklärung Souchon vom 6.12.1968, in: Dokumentation SDR, S.448f.

338 Mitteilung Kranzbühler.

sich seinem Bekenntum anzuschließen. Pabst machte einen Teiltrückzieher und unterschrieb Kranzbühler eine eidesstattliche Erklärung, in der es hieß, er habe Ertel nie gesagt, daß Souchon geschossen habe.³³⁹ Dies schloß zwar nicht aus, daß Souchon der Schütze gewesen war, reduzierte allerdings die Glaubwürdigkeit Pabsts.³⁴⁰

Zwei Monate nach der Sendung erhob Souchon Klage gegen SDR/Bausch/Ertel. 1969/70 kam es zur Verhandlung. Pabst, zu diesem Zeitpunkt schon sehr krank, konnte nicht mehr verhört werden.³⁴¹ Nollau, Kranzbühler und Albrecht Freiherr von Wechmar wurden vernommen. In Ermangelung weiterer Zeitzeugen wurde sodann nach Aktenlage entschieden, und dies macht das *eigentlich* Beschämende dieses Prozesses aus. Denn der Richter am Landgericht Stuttgart behandelte die Akten des Feldkriegsgerichts der GKSD wie jede andere Akte, mit der er es sonst zu tun hatte: Er sah keinen Grund, an ihrem Wahrheitsgehalt zu zweifeln. Die Fälschungen von Jorns, seine Vorschubleistungen, der Rücktritt der Beisitzer, das Kameradengericht, der Fall Canaris, all diese Vorgänge hatten kein wirkliches Gewicht für ihn. Es zählten nur die Akten und die Aussage des „unbescholtenen Offiziers preußischer Prägung“ Souchon.³⁴² Ein Offizierskomplott wurde in Zweifel gezogen, die planende Hand Pabsts als nicht bewiesen hingestellt. Überhaupt wurden *alle* Aussagen Pabsts als unglaublich abgetan, die er seit seiner Rückkehr in die Bundesrepublik gemacht hatte. Alles gleiche eher „den Methoden eines hinterhältigen Verleumders“.³⁴³ Pabst sei ganz allgemein als Zeuge unzuverlässig und unglaublich: Ohne Beweis behauptete der Richter, Pabst habe spätestens seit 1959 an Cerebralsklerose (Gedächtnisschwund) gelitten.³⁴⁴ Der SDR und Ertel wurden zum Widerruf (in der Tagesschau!) verurteilt. Ertel, der SDR und der mitangeklagte Intendant Bausch (CDU) legten daraufhin gegen das Urteil Berufung ein.

Doch auch die Richter am Oberlandesgericht Stuttgart waren bei der Würdigung des historischen Komplexes offensichtlich überfordert. Auch sie nahmen die Akten gänzlich für bare

339 Eidesstattliche Erklärung Pabst vom 17.12.1968, in: Dokumentation SDR, S.498.

340 In einem bisher nicht bekannten handschriftlichen Briefentwurf an seinen Anwalt schrieb Pabst kurz darauf, Kranzbühler habe „die Sache überhaupt nicht begriffen, sonst hätte er mich nicht neulich mit der eidesstattlichen Erklärung überfallen.“ Er (Pabst) sei in eine Zwangslage gekommen. Vogel oder Souchon. Für Souchon spreche: „Insbesondere auch [s]eine freiwillige Meldung zur Begehung der Tat oder wenn sie so wollen zur Ausführung derselben nach meinen Anordnungen“. Er habe so wenig wie möglich Kameraden in die Sache hineinziehen wollen. Er habe deshalb Souchon 40 Jahre herausgehalten. Da es aber um die Ergründung der wirklichen Tatsachen gegangen sei, habe er ihn (gegenüber Ertel) genannt. Er hätte ihn gleich nennen sollen, als der Südfunk seine Serie (das Dokumentarspiel war als Teil einer Serie mit dem Titel: „Befangene Justiz“ geplant gewesen) angefangen habe. BA-MA, N 620/21, Handschrift Pabst, mit Unterschrift auf Pabsts Briefpapier mit Luzerner Anschrift. Gerichtet an seinen Anwalt Dr. Max Bürger von Anfang Januar 1969.

341 Allerdings existiert in seinem Nachlaß ein Briefentwurf an Ertel vom 9.1.1969, in dem Pabst von „Herrn Souchon und die durch seine Märchen entstandene Lage“ spricht. BA-MA, N 620/21, geschrieben mit Schreibmaschine, von Hand fortgesetzt und dann abgebrochen. Im tatsächlich abgeschickten Brief hat Pabst diesen Passus weggelassen. Siehe Dokumentation SDR, S.195f. — In einem weiteren handschriftlichen Entwurf eines Briefes an Ertel (ebenfalls Januar 1969, von Pabsts Frau fälschlicherweise mit „Anfang 70“ gekennzeichnet) heißt es: „Herr Souchon hat zu seiner Verteidigung erklärt ‚ich, sein damaliger Chef, sei ein Abenteurer u[nd] unglaublich‘. Warum hatte er sich dann für die Aufgabe freiwillig zur Verfügung gestellt auf Veranlassung e[ines] ‚Abenteurers‘? Frau L[uxemburg] zu liquidieren? Ich erwähne nur, daß dieser Abenteurer von fast allen wichtigen Vorgesetzten einsch[ließl]ich Herrn Noske bis wir uns verkrachten, als ein besonders tüchtiger Generalstabsoffizier bezeichnet u[nd] mit besonders schweren Aufgaben belastet wurde. (auch das Generalstabswerk über d[ie] Kämpfe in Berlin [gem. ist Die Wirren].) Sollten all diese Vorgesetzten unrecht haben u[nd] nur der verlogene Souchon mich besser gekannt haben.“ BA-MA, N 620/46, Handschrift Pabst, überschrieben mit Material.

342 Urteil LG Stuttgart vom 12.2.1970 (künftig: Urteil LG) S.135, in: Dokumentation SDR, S.1079.

343 Urteil LG, S.160, in: Dokumentation SDR, S.1104.

344 Urteil LG, S.118, in: Dokumentation SDR, S.1062.

Münze und waren sich sehr sicher.³⁴⁵ Da Poppe, Weber und Grantke behauptet hatten, Vogel habe geschossen (Janschkow und Hall, den beiden Fahrern, die das Gegenteil bekundet hatten, wurden dabei Falschaussagen unterstellt, den andern aber wurde geglaubt), mußte es Vogel gewesen sein. Eine Bestechung von Weber, Grantke und Poppe, ähnlich wie bei Runge und den Chauffeuren, schloß man ebenso aus, wie man den Hinweis Poppes auf Beeinflussung, als unwichtig abtat.³⁴⁶

Daß die drei unter extremem Druck der Offiziere gestanden hatten, wurde ebenso wenig berücksichtigt, wie die Tatsache, daß durch ihre Aussage der Unbekannte aus der Sache herausgehalten worden war, während man für den belasteten Vogel schon lange die Flucht vorbereitet hatte.³⁴⁷ Daß Vogel außerdem nicht auf dem Trittbrett gestanden hatte, wo der Täter aber nach Aussage von diesen Männern gestanden haben mußte, störte dabei ebenso wenig, wie die zahlreichen Widersprüche in Souchons Aussagen, der als völlig unbeteiligter Mitfahrer gesehen werden wollte.³⁴⁸ Selbst die freiwillige Meldung Souchons zur Tat wurde in Zweifel gezogen, der Pabstbrief vom 30.5.67³⁴⁹ als Rätsel hingestellt.

All dies konnte nur geschehen, weil auch diese Herren annahmen, Pabst habe — nunmehr seit 1967 (!) — Gedächtnisschwund, und deswegen seien seine Angaben vor Gericht nicht verwertbar. Nicht einmal die Möglichkeit, daß Souchon geschossen haben könnte, wurde zugelassen³⁵⁰ — widerlegt aus den Akten des Kameradengerichts!

Ergebnis: Aus Souchon wurde der ahnungslose unbeteiligte Mitfahrer, die Verabredung der Offiziere in der „Mitfahrzentrale“ Eden-Hotel wurde ausgespart und aus der Ermordung von Luxemburg und Liebknecht wurde ein seltsam gleichzeitig ungleichzeitiger Vorgang.

Nach den heutigen Erkenntnissen gibt es weder am Offizierskomplott unter Pabsts Führung, noch an der Beteiligung Souchons Zweifel:

1. Der Verteidiger der Offiziere, Grünspach, argumentierte im Prozeß 1919, daß Kaleu Pflugk-Harttung doch, wenn er einen Mordplan gehabt hätte, nicht einen „Unbeteiligten“ die Täter hätte aussuchen lassen.³⁵¹ Pflugk-Harttung hatte aber diesen Plan,³⁵² also war der Mann, der das Mordkommando zusammenzustellen hatte, instruiert, und dieser hieß (unstrittig) Souchon.

2. Nach den Angaben von Stiege, Schulze und Souchon im Prozeß von 1919 haben sie die Zimmer Pabsts nach ihrer Ankunft im Eden-Hotel nicht betreten, sondern erst in der Halle und dann auf der Treppe (Vestibül) vor dem Zimmer Pabsts gewartet. Da Stiege und Schulze Angeklagte waren, machte Grünspach (und auch Jorns!) den „unbeteiligten“ Souchon zum Kronzeugen für die „Nichtverabredung“ der Offiziere. Grünspach: „Als sie [die Männer der

345 Etwa im Gegensatz zum Gutachter des Reichsjustizministers, der schon im Oktober 1919 die Zweifel an bestimmten Aussagen und insbesondere an der Frage, ob Vogel oder der Marineoffizier der Schütze gewesen sei, nicht ausgeräumt sah. Siehe oben und Anm.265.

346 BA-MA, PH 8V/Bd.15, S.700, Aussage Poppe.

347 Daß Weber, der auch im Krull-Verfahren Vogel belastete, LAB, Rep.58, Nr.75, Bd.2, Bl.41f., auch 1921 Angst vor den Offizieren gehabt haben könnte, war für die Richter undenkbar.

348 Zahlreiche Widersprüche in seinen Aussagen von 1925 und 1968 deuten darauf hin, daß er Luxemburg auf ihrem letzten Weg vom Zimmer Pabsts zum Auto nicht begleitet hat. Siehe Dokumentation SDR, S.1242ff., Brief Dieter Ertel vom 30.11.1970.

349 Urteil OLG Stuttgart vom 20.1.1971 (künftig: Urteil OLG) S.76, in: Dokumentation SDR, S.1407. Eine Kopie dieses Urteils findet sich auch im IfGA, im Nachlaß Luxemburg, NL 2/65, Bl.16–111. Siehe auch Anhang, Dokument VI.

350 Urteil OLG, S.74 und S.81, in: Dokumentation SDR, S.1405 und S.1412.

351 BA-MA, PH 8V/Bd.17, S.1010, Plädoyer Verteidiger Grünspach.

352 Siehe Anhang, Dokument II. Sowie Waldemar Pabst, Memoiren, S.65.

Marine-Eskadron] in das Eden-Hotel kamen, begab sich Kapitänleutnant v[on] Pflugk-Hartung sofort in das Zimmer, in welchem Liebknecht wartete, und hat das Zimmer, wie durch eidliches Zeugnis des Leutnant Souchon und des Hauptmann Rühle v[on] Lilienstern [. . .] erwiesen ist, nicht verlassen. [. . .] Er [Kaleu Pflugk-Hartung] kann also unmöglich im Eden-Hotel mit seinen Offizieren einen Plan ausgearbeitet und beraten haben, Herrn Liebknecht umzubringen.“³⁵³

Dieser Plan wurde jedoch nach den Angaben Stieges (vom 6.12.1967) tatsächlich im Eden-Hotel gefaßt.³⁵⁴ Hieraus, aus dem Brief Pflugk-Hartungs vom 3.5.1962 und aus Pabsts Angaben³⁵⁵ geht eindeutig hervor: Eine Verabredung in Pabsts Zimmer hatte stattgefunden. Die Marineoffiziere können also gar nicht, wie Souchon 1919 und noch in seiner eidesstattlichen Erklärung von 1968 behauptet hatte,³⁵⁶ die ganze Zeit auf der Treppe gewartet haben. Somit fallen diese Aussagen auf den Zeugen Souchon zurück: Seine Angaben von 1919, 1925 und 1968 sind unwahr.

Nur folgende, völlig absurde Konstruktion würde ihn vor der Mitbeteiligung am Komplott freisprechen:

1. Souchon wußte von nichts, als er (wie er selbst zugab, als Gruppenführer) das Kommando zusammenstellte, das die Morde ausführen sollte, während sich die anderen freiwillig dazu meldeten.
2. Souchon wurde, entgegen seinen Angaben (1919 und 1968!) von den Offizieren, die alle im Jahr 1894 oder 1895 geboren wurden und etwa den gleichen Dienstrang wie er hatten, als einziger (Warum? Mit Rücksicht auf seine humane Gesinnung?) auf der Treppe zurückgelassen, während die anderen ihr „Standgericht“ im „kleinen Salon“ abhielten. Aus der Logik der Mörder heraus geradezu ein sträflicher Leichtsinn, einen der mitfahren sollte, uneingekehrt zu lassen!
3. Der 1,90 m große Souchon wurde sodann von einer (nicht vorhandenen) Menschenmenge und einigen spalierstehenden Soldaten³⁵⁷ am Besteigen des Autos, das Liebknecht transportierte, gehindert, während Runge Zeit hatte, mit Stahlhelm und Karabiner die einhundert Meter Strecke um die Ecke des Eden-Hotels herum zu bewältigen und Liebknecht mit dem Kolben zu schlagen. Dabei entgingen Souchon, *im Gegensatz zu allen anderen Zeugen*, die Schläge Runge und Rzewuskis.
4. Der „abgedrängte“ Souchon — Grünsbach: „Nur dadurch sind die Angeklagten in der glücklichen Lage, beweisen zu können, daß im Eden-Hotel kein Plan verabredet worden ist.“³⁵⁸ — wurde nichtsahnend, vom Komplottbeteiligten Rühle von Lilienstern für den Luxemburg-Transport eingeteilt, weil der — so Souchon 1968 — wollte, daß ein Offizier den

353 BA-MA, PH 8V/Bd.17, S.101I, Plädoyer Grünsbach.

354 Acht Monate vor seinem Tod äußerte sich Stiege auf die Frage Dieter Ertels, wie Pabst 1919 Stiege und den Marineoffizieren im Eden-Hotel den Befehl zur Erschießung Luxemburgs und Liebknechts erteilt habe, wie folgt: „An Einzelheiten erinnere er sich nicht mehr. Er wisse nur noch, daß von ‚standrechtlicher Erschießung‘ gesprochen wurde. Diese sei aber wegen der politischen Lage auf normale Weise nicht durchführbar, sondern müsse getarnt werden, damit aus Liebknecht und Rosa Luxemburg keine Märtyrer gemacht würden.“ Eidesstattliche Erklärung Dieter Ertel vom 19.12.1968, in: Dokumentation SDR, S.480. Siehe auch: Dieter Ertel, Einer aus dem Tiergarten. In: Der Monat, Jg.20, H.243 (Dezember 1968), S.44

355 Vgl. Anhang, Dokument II. Brief Pflugk-Hartungs, Punkt 1. und 2.; Pabst in: Der Spiegel, Nr.16/1962, S.43; Waldemar Pabst, Memoiren, S.68; ders., Handschriftlicher Zusatz zu seinen Memoiren. BA-MA, N 620/8, gekennzeichnet mit „zu 72b“.

356 Eidesstattliche Erklärung Souchon vom 6.12.68, S.1, in: Dokumentation SDR, S.448.

357 BA-MA, PH 8V/Bd.13, S.330, Aussage Kellner Krupp.

358 BA-MA, PH 8V/Bd.17, S.101I, Plädoyer Grünsbach.

Transport begleite. Souchon tat aber nach eigenen Angaben Mannschaftsdienst, war also zu diesem Zeitpunkt kein Offizier und wäre so in der Logik Rühles das „siebte“ Rad am Wagen gewesen. — Daraus ergibt sich: Souchon beteiligte sich an der Verabredung der Offiziere, er war nicht für den Liebknecht-Transport eingeteilt.

Und nun zu den Angaben Pabsts. Die Aussagen Pabsts über historische Ereignisse wurden bis zu den Stuttgarter Prozessen kaum in Zweifel gezogen.³⁵⁹ Besonders der konservative Historiker Prof. Dr. Johannes Erger benutzte Pabsts Angaben ausgiebig. In seinem Standardwerk „Der Kapp-Lüttwitz-Putsch“ werden Aussagen von Pabst in über 50 Anmerkungen als Belege angeführt.³⁶⁰ Erger lernte noch als Student Pabst kennen, traf ihn immer wieder und korrespondierte auch mit ihm. Pabst hat Erger ebenfalls von der Verabredung der Offiziere und dem „Standgericht“ erzählt.³⁶¹ Erger war auch beim ersten Ertel-Pabst-Gespräch zugegen. Er meint hierzu: „Also das ausführlichste, das sicher mit Abstand ausführlichste und nach meiner Ansicht in allen Punkten glaubhafteste, steht in diesem Protokoll, das Herr Ertel gemacht hat [gemeint sind Dokument III und IV im Anhang]. Sie können diesem Papier aus meiner Erinnerung nach einen ganz hohen historischen Wert beimessen, und im Zweifelsfalle würde ich aus meiner Einschätzung heraus Pabst folgen und keinem anderen.“

Daß Pabst Gedächtnisschwund gehabt habe, wird von Erger, wie von Nollau³⁶² völlig ausgeschlossen. Pabst hatte im übrigen überhaupt kein Motiv, den damals bereits verstorbenen Vogel (der ihm höchst unsympathisch war) zu entlasten und den noch lebenden Souchon (der ihm sympathisch war) zu belasten.³⁶³ Daraus folgt: Die Angaben Pabsts sind im großen und ganzen nicht zu bezweifeln. Außerdem geht aus dem in den siebziger Jahren noch nicht zugänglichen Nachlaß Pabsts eindeutig hervor, daß dieser bis zu seinem Lebensende davon überzeugt war, daß Souchon den Schuß abgegeben hat.³⁶⁴

Die freiwillige Meldung Souchons und seinen Befehl an ihn stellt Pabst ebenfalls nicht in Zweifel.³⁶⁵

III. DIE TAT UND DIE VERANTWORTLICHEN

Nach der Einlieferung Liebknechts in Pabsts „kleinen Salon“, am 15.1.1919 gegen 21 Uhr 30, ging Pabst nach nebenan — er wußte, daß ihm Rosa Luxemburg auch noch „angeliefert“ würde — und dachte kurz nach. Dann entschied er, beide „erledigen“ zu lassen,³⁶⁶ besprach sich mit seinem Stellvertreter Rühle von Lilienstern und seinem Adjutanten Hauptmann Pflugk-Hartung.

359 Siehe Die Wirren, S.32–54, 72f., sowie Hagen Schulzes Freikorpsapologie: Hagen Schulze, Freikorps, S.29f., 39, 80, 207, 212ff.

360 Johannes Erger, Der Kapp-Lüttwitz-Putsch. Ein Beitrag zur deutschen Innenpolitik 1919/20, Düsseldorf 1967, passim.

361 Persönliche Mitteilung von Prof. Dr. Johannes Erger.

362 Auch Nollau war von der Täterschaft Souchons überzeugt, Persönliche Mitteilung von Günther Nollau am 13.12.89.

363 Pabsts Angaben haben sich, wo sie nachprüfbar waren, als im wesentlichen glaubwürdig erwiesen, sieht man von einigen Übertreibungen ab. Siehe hierzu die Anm. 43, 46, 65, 69, 70, 74, 91, 131, 176, 186, 187, 192, 215, 223, 226, 228, 229, 354, 360 und Anhang, Dokument II.

364 Siehe die handschriftlichen Randnotizen Pabsts zu der eidesstattlichen Erklärung Ertel vom 19.12.1968 und zu dem Brief von Ertel an Pabst vom 2.1.1969, in: BA-MA, N 620/46.

365 A.a.O., sowie Dokument VII. Siehe auch die handschriftliche Randnotiz Pabst zu einem Brief seines Anwalts Max Bürger vom 4.2.69, S.2, BA-MA, N 620/46. — Bürger, 1919, selbst Mitglied einer Maschinengewehr-Abteilung der GKSD, vertrat im Laufe des Verfahrens Souchon gegen SDR/Bausch/Ertel intern die Ansicht, man müsse den Spieß umdrehen und mit der politischen Notwendigkeit der Morde an Luxemburg/Liebknecht argumentieren. Ebd.

366 Waldemar Pabst, Memoiren, S.65 und S.68 sowie ders., Tonbandinterview.

Um kein Risiko einzugehen, sollte die Marine-Eskadron geholt werden,³⁶⁷ obwohl genug Soldaten und Offiziere für einen „Transport“ im Hotel zur Verfügung standen. Pabst wußte, die Marineoffiziere würde zwei Dinge vereinigen: eine hervorragende Ausbildung im Töten und fanatischer Haß gegen Luxemburg und Liebknecht.³⁶⁸ Hauptmann Pflugk-Harttung wurde mit dem „Sonderauftrag“ losgeschickt. Im Quartier „In den Zelten“ angekommen, verständigte der seinen Bruder, den Kommandeur der Truppe, und dieser suchte sich Leutnant z. See Souchon aus, welcher dann die anderen drei benannte.

Alle wußten, um was es ging und was es zu tun gab: Luxemburg und Liebknecht sollten getötet werden.

Im Eden-Hotel angekommen, besprachen sich Souchon, Schulze, Stiege, von Ritgen, die beiden Pflugk-Harttungs, Rühle von Lilienstern und Pabst im „kleinen Saal“, neben dem „kleinen Salon“, in dem Liebknecht warten mußte. Dies geschah, kurz bevor Rosa Luxemburg ins Eden eingeliefert wurde.

Eine mit „Ständergericht“ bezeichnete Entscheidung wurde getroffen:³⁶⁹ Pflugk-Harttung, Stiege, Schulze und von Ritgen sollten Liebknecht im Tiergarten „auf der Flucht“ erschießen. Für die hinkende Rosa Luxemburg konnte dieser Weg kaum gewählt werden, also entschloß sich Pabst, sie von einem Unbekannten „aus der Menge heraus“ töten zu lassen.³⁷⁰ Alle Offiziere erklärten sich freiwillig zur Tat bereit, die vier für Liebknecht und Souchon für Luxemburg, darüber gibt es keinen Zweifel.³⁷¹

Es gab keine übergeordnete Institution, weder eine militärische noch eine zivile, auch nicht der VB Gustav Noske, die den Tötungsbefehl gegeben hatte. Es war dies einzig und allein Pabsts Entscheidung und die der Offiziere.³⁷² Pabst verpflichtete alle Anwesenden zum Stillschweigen bis an ihr Lebensende.³⁷³ Dann wurde Liebknecht abtransportiert, bekam die — im Plan nicht vorgesehenen — Kolbenschläge Runges und wurde trotzdem (nach der „Autopanne“) von Pflugk-Harttung, Stiege, von Ritgen und Liepmann, der vom Mordplan nichts wußte, sich aber trotzdem, sozusagen instinktiv, beteiligte,³⁷⁴ erschossen. Souchon bewachte in der Zwischenzeit Rosa Luxemburg im „kleinen Salon“. Um den Verdacht eines Komplotts wenigstens einigermaßen zu kaschieren, wurde der nicht zum Stab gehörige Vogel von Rühle oder Pflugk-Harttung zum Transportführer bestimmt und in den Plan eingeweiht.³⁷⁵

Das Mordkommando kam zurück und meldete Vollzug. Souchon ging nach draußen. Pabst ließ den Transport mit Rosa Luxemburg abgehen. Auch diesmal waren die Kolbenschläge Runges nicht eingeplant. Luxemburg wurde ins Auto geworfen wie ein Stück Vieh. Der Wagen fuhr an, von Rzewuski sprang kurz auf, schlug auf die Bewußtlose ein und sprang wieder ab. Mit an hoher Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit sprang dann nach weiteren 40 m Fahrt an der Ecke Kurfürstendamm/Nürnberger Straße, Souchon, der dort im Dunkeln

367 BA-MA, PH 8V/Bd.13, S.194, Aussage Pabst. Sowie Die Wirren, S.53f. und S.73.

368 Siehe Anhang, Dokument VI.

369 Siehe Anm.354 und Anm.355.

370 Mitteilung Nollau. Genauso wurde es ja auch dann in Grabowskys Lügenkommuniqué, bei dessen Abfassung Souchon übrigens am 16.1.1919 behilflich war — siehe Dokumentation SDR, S.898ff — dargestellt.

371 Siehe Anhang, Dokument III–VII.

372 A.a.O., Dokument V. Alle anderen diesbezüglichen Äußerungen Pabsts lassen daran keinen Zweifel, z.B. sein Brief an Dr. Georg Franz vom 22.2.1969, BA-MA, N 620/17.

373 Siehe Anhang, Dokument II.

374 Aussage Liepmann im ersten Jorns-Prozeß, nach Berliner Tageblatt, Vorwärts und Frankfurter Zeitung vom 21.4.29.

375 Siehe Anhang, Dokument VII.

kurz gewartet hatte, auf das Trittbrett des Wagens und erschoss Rosa Luxemburg als „Unbekannter aus der Menge“. So wurde es Pabst auch hinterher gemeldet.³⁷⁶

Höchst unwahrscheinlich ist, daß der nervöse Vogel nach den unerwarteten Schlägen Runge gänzlich die Nerven verlor und entgegen dem Befehl Pabsts noch vor Souchon geschossen hat.³⁷⁷ Aber selbst in diesem Fall würde es kaum einen Unterschied machen. Das Komplott war ein Offizierskomplott und Souchon war durch seine freiwillige Meldung zweifelsfrei Mitäter. Der eigentliche Skandal liegt darin, daß Souchon, der jahrzehntelang als Unbeteiligter galt, die „Kühnheit“ besaß zu klagen, als seine Mittäterschaft ans Licht kam, und überforderte Richter fand, die es Anfang der siebziger Jahre in unhistorischem Aktenpositivismus nicht nur schafften, Jorns, Spatz und die Militärjustiz, sondern auch noch einen Mittäter reinzuwaschen.³⁷⁸

Canaris, der am Mordkomplott selbst nicht mitgewirkt hatte, verschaffte falsche Pässe, holte Vogel aus dem Gefängnis und vertuschte als Richter, zusammen mit dem reibungslos als Vernebler funktionierenden Jorns und im Verein mit Pabst, die Angelegenheit. Grabowsky aber lieferte der emotional aufgeladenen bürgerlichen Presse über das WTB verdrehte und falsche Informationen, die diese dankbar aufnahm.

Und Noske? Noskes Bestätigung des Vogel-Urteils, gegen alle Autoritäten, verhinderte ein „Auspacken“ Vogels. Noske ist damit der eigentliche Verantwortliche für die Nichtaufklärung der Morde in der Weimarer Republik. Mit allen Folgen. Daß der ehemalige Reichswehrminister aber so dumm gewesen sein sollte zu glauben, zwischen der Erschießung von Liebknecht „auf der Flucht“ und der Ermordung Rosa Luxemburgs bestehe kein Zusammenhang, ja die Offiziere des Stabes, in dem Pabst eine „umfangreiche und bedeutsame Tätigkeit entfaltet“³⁷⁹ und „maßgebenden Einfluß“³⁸⁰ hatte, müßten aus eigenem Antrieb (also ohne Pabst) gehandelt haben, ist schwer vorstellbar.³⁸¹ Dagegen spricht auch Noskes vieldeutige Bemerkung: „Daß im Eden-Hotel, wo sich der Stab der Division einquartiert hatte, manches getan und geplant wurde, was außerhalb des ihm [Pabst] gesteckten Rahmens lag, ist mir nicht unbekannt geblieben.“³⁸²

Genau aus dieser Haltung Noskes leitete Pabst aber sein eigenmächtiges Handeln ab. Oder anders: „Aus Noskes ‚Andeutungen‘ mußte und sollte ich entnehmen, auch er sei der Ansicht, Deutschland müsse so schnell wie möglich zur Ruhe kommen.“³⁸³

Um diese „Ruhe“ herzustellen, gab sich Pabst selbst die Befehle und beantwortete damit die Frage, „die in jenen Schreckenstagen Tausende“ (Noske eingeschlossen?) aufgeworfen hatten: „ob denn niemand die Unruhestifter unschädlich mache.“³⁸⁴

376 Pabst konnte sich später nicht genau erinnern, wer ihm dies gemeldet hatte, ob Vogel oder Rühle von Lilienstern. Gemeldet wurde es ihm jedoch. Siehe Anm.365.

377 Dann wäre Pabst von Vogel oder Rühle belogen worden, was beim autokratischen Herrschaftsstil Pabsts kaum denkbar scheint.

378 Das Urteil des OLG gegen SDR/Bausch/Ertel ist noch gültig und müßte eigentlich aufgrund der Belege, die der Pabstsche Nachlaß bietet, aufgehoben werden.

379 Brief Noske an Nationalrat Deutsch vom 6.10.28, IfGA, NL 56/7, Bl.8.

380 Brief Noske an Bundeskanzler Seipel vom 18.10.28, IfGA, NL 56/7, Bl.11.

381 Schon sein VB-Kollege Landsberg war 1919 von einem Zusammenhang der beiden Morde und von Verabredung der Offiziere ausgegangen. Aussage Landsberg im ersten Jorns-Prozeß, nach Berliner Tageblatt vom 18.4.29.

382 Gustav Noske, Von Kiel bis Kapp, S.199.

383 Waldemar Pabst, Memoiren, S.65f.

384 Ebd.

Die Volksbeauftragten Ebert und Landsberg und der preußische Justizminister Heine aber ließen sich von der Militärjustiz widerstandslos einfangen und setzten ihr nur Schwäche entgegen, weil sie eine Schwäche für die Militärs hatten, bei den Namen Luxemburg und Liebknecht aber nur Verhärtung empfanden. „Es wird Ihnen nicht allzu schwer fallen, aus diesen Zeilen zu erkennen, warum ich bisher noch nie von der alten S.P.D. gerichtlich verfolgt worden bin.“³⁸⁵ Was Pabst damit meint ist klar: Mord bleibt eben nicht immer Mord.

385 Vgl. Anhang, Dokument VII.

ANHANG. DOKUMENTATION

Dokument I: Brief Waldemar Pabsts an Erben Philipp Scheidemanns¹

Königl[ich] preuß[ischer] Major
des Generalstabes a.D.

6. Juli 19[69]

Sehr geehrter Herr Pirschel,

verbindlichen Dank für Ihren Brief vom 3.7.

Die Gerüchte über die Aussetzung einer Kopfprämie durch die Herren Scheidemann und Sklarz auf Herrn Liebknecht und Frau Luxemburg sind mir nach Beendigung der Revolution bekannt geworden. Soweit es Herrn Scheidemann betrifft, habe ich sie *nie ernst genommen*, was den Schieber Sklarz angeht, so halte ich bei diesem alles für möglich; aber ob er *so unvorsichtig* war, eine Kopfprämie auszusetzen, scheint mir doch sehr zweifelhaft.

Im übrigen ist Herr Haffner als „Historiker“ jener Zeit ein schlechter Witz.

Es bedurfte übrigens keines so dreckigen Mittels wie einer Kopfprämie. Meine Division tat auch ohne solche Anstachelungen ihre Pflicht dem Vaterland gegenüber. Wäre mir dienstlich jemals zu Ohren gekommen, daß eine solche Prämie ausgesetzt war oder ausgezahlt, hätten wir durch einen eindeutigen Befehl die Annahme verboten.

Von einem Sklarz nahm die Division keine Geschenke an und auch nicht von Herrn Scheidemann, der auch zu klug gewesen wäre, so etwas zu tun.

Hochachtungsvoll!

W. Pabst

1 Quelle: Privatarchiv Philipp Scheidemann, Ludwigshafen/Bodensee. Maschinenschrift mit eigenhändiger Unterschrift. Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Frau Johanna Pirschel.

Dokument II: Brief Horst von Pflugk-Harttungs an Waldemar Pabst¹

Hamburg 36, Postfach 22, den 3.5.1962

Lieber Herr Major (der bleiben Sie nun einmal für mich!)

Vielen Dank für Ihren ausführlichen Brief vom 28. v[origen] M[onats],² den ich bei Rückkehr von einer verlängerten Osterreise hier vorfand.

Zu allererst möchte ich Ihnen mein warmes Mitgefühl ausdrücken dafür, daß Ihre Frau, zwar schon vor langer Zeit, Sie hat verlassen müssen. Umso wärmer, als mich das Schicksal ähnlich behandelt hat,

1 Quelle: BA-MA, N 620/36. Maschinenschrift mit eigenhändiger Unterschrift.

2 Dieser Brief ist nicht überliefert.

indem es vor gut 5 Jahren meine kleine Frau von mir und den Kindern gehen ließ (Nierenbluten nach dem Fehler eines Arztes). So kann auch ich Ihre Grüße an meine Frau nicht mehr übermitteln. Sie kennen übrigens meine Frau, wir haben Sie in den dreißiger Jahren einmal in Berlin besucht.

Über mein etwa ebenso bewegtes Leben wie das Ihre möchte ich heute nicht schreiben, weil ich sicher sein will, daß dieser Brief Sie noch in Konstanz erreicht. Ich habe ja seit 1920 mit unserm gemeinsamen Freunde Canaris zusammengearbeitet und endete nach ungefähr sämtlichen Verhörslagern, die es gab, im englischen Kazett Eselheide. Doch davon später einmal.

Was meinen Brief vom 12. v[origen] M[onats]³ anbelangt, so habe ich ihn bewußt unklar abgefaßt, weil ich nicht sicher war, ob er überhaupt bzw. ungelesen in Ihre Hände kommen würde. Dadurch konnten Sie zunächst nicht erkennen, was ich eigentlich meinte.

Soweit ich es bisher beurteilen kann, hat sich Ihr Artikel⁴ günstig ausgewirkt, vor allem nach der Stellungnahme der Bundesregierung. Daß ich Ihr Bestreben, Ihre Verbände zu decken, unter den gegebenen Umständen, die ich am 12. noch nicht kannte, voll und ganz anerkenne, brauche ich wohl nicht besonders zu unterstreichen.

Wegen ich mich in meinem Brief gewandt habe, waren zwei Punkte: 1) Sie hatten uns s[einer] Z[eit] zu unbedingtem Stillschweigen verpflichtet, das, jedenfalls von mir, unbedingt eingehalten worden ist. Diese Verpflichtung war ja eine doppelseitige, d.h. nach meiner Ansicht hätten die, die der von Ihnen auferlegten Verpflichtung unterlagen, vor Ihrer Aktion unterrichtet werden müssen, wobei ich allerdings berücksichtigen muß, daß Ihnen wahrscheinlich die Adressen kaum bekannt gewesen sind.⁵ — 2) In Ihrem Artikel schieben Sie die entstandene Unruhe usw. auf die, die die Durchführung zu leisten hatten, ohne Andeutung einer Differenzierung. Das meine ich mit dem Verschieben der Schuld. Wenn Sie meinen, daß die Allgemeinheit auf Grund Ihrer Darlegung über diesen Punkt den verrückten V.⁶ gemeint hat, so täuschen Sie sich. Z.B. sind mir aus meinem Freundes- und Bekanntenkreis verschiedene Anfragen zugegangen, die zeigen, daß selbst in meinem weiteren Kreis Ihre Darlegungen nicht so verstanden worden sind, wie Sie es sich gedacht haben.

Daß Sie bei der Lage der Dinge in einer ungemein schwierigen Lage gewesen sind, ist mir vollkommen klar, ich glaube aber, daß Sie die Lage so gut gemeistert haben, wie es unter den bestehenden Umständen möglich war.

Noch einmal kurz: ich wandte mich in meinem Brief nicht gegen Ihre Aktion als solche, sondern nur gegen die beiden oben erwähnten Punkte.

Sollte Ihnen noch das eine oder andere unklar sein, so bitte ich entsprechende Mitteilung, damit ich Alles ausbügeln kann, denn zwischen uns muß Alles klar liegen. —

Auch ich hoffe, daß die nun wieder geknüpfte Verbindung nicht wieder abreißen wird, wenn wir auch beide mehr um die Ohren haben, als man im Allgemeinen in unserem Alter annimmt.

Von Frau Lola? kam ein Brief, über den ich mich gefreut habe. Da ich annehme, daß Sie mit ihr dort Verbindung halten, möchte ich Sie bitten, ihr mitzuteilen, daß ich beim besten Willen weder ihren Nachnamen noch ihre Adresse habe entziffern können; vielleicht läßt sie mir die einmal durch Postkarte zukommen.

Wenn ich diese Zeilen mit meinen besten Grüßen, vor allem mit meinen besten Wünschen für Ihre Gesundheit, abschließe, so bitte ich gleichzeitig um meine Empfehlungen unbekannterweise an Ihre Frau.

Ihr

Pflugk-Harttung

3 Auch dieser Brief ist nicht überliefert.

4 Gemeint ist der Bekennerartikel Pabsts, in: Das deutsche Wort, vom Januar 1962. Siehe S.355, Anm.325.

5 Zu diesem Zeitpunkt war Vogel schon tot. Es lebten noch: Heinrich Stiege, Ulrich von Ritgen, Hermann W. Souchon und Rühle von Lilienstern.

6 Kurt Vogel. Vogel hatte die Leiche der ermordeten Rosa Luxemburg entgegen dem Befehl Pabsts nicht im Leichenschauhaus abgeliefert, sondern in den Landwehrkanal geworfen. Pabst führte dazu in seinem Bekennerartikel aus: „Seine [gemeint ist der Entschluß zur Beseitigung Liebnechts und Luxemburgs] Durchführung durch die nachgeordneten Stellen ist allerdings nicht unwesentlich anders verlaufen, als sie befohlen war. Sie hat dann auch infolgedessen erheblich mehr Staub aufgewirbelt, als es an und für sich notwendig gewesen wäre.“ Dadurch fühlte Pflugk-Harttung sich in der Ehre getroffen, da er die Formulierung auch auf sich bezogen sah, obwohl er und seine Marinekameraden doch den Mordauftrag an Liebnecht weisungsgemäß ausgeführt hatten.

Dokument III:¹ Gedächtnis-Protokoll eines Gesprächs mit Major a.D. Waldemar Pabst

Teilnehmer: Herr Waldemar Pabst,
 Frau Pabst,
 ein Redakteur der Zeitschrift „Das Deutsche Wort“,
 Herr Dr. Erger (Historiker an der PH Aachen),
 Herr Dr. Gustav Strübel, SDR,
 Herr Dieter Ertel.

Das Gespräch fand am Freitag, 28. Januar 1966, 16 bis 19 Uhr in der Wohnung des Ehepaars Pabst in Düsseldorf, Windscheidstraße 19, statt.

Der Redakteur der Zeitschrift „Das Deutsche Wort“ und Herr Dr. Erger griffen in das Gespräch praktisch nicht ein und waren anscheinend von Herrn Pabst nur als Zeugen gebeten worden.

Herr Pabst begann mit einem längeren Monolog über die „Innere Führung“, die es zu seiner Zeit auch schon gegeben habe, wenn auch nicht unter so einer hochtrabenden Bezeichnung. Er erzählte dann von einer Begegnung, die er einige Zeit nach seinem „Spiegel“-Gespräch im D-Zug auf der Fahrt von der Schweiz nach Deutschland gehabt habe.

Ein Herr im selben Abteil musterte ihn, sah sich sein — Pabsts — Kofferschild an, erkundigte sich nach seiner Identität, stellte sich mit dem Namen „Liebknecht“ vor und fragte, ob er Pabst sprechen könne. Er habe sein Bild im „Spiegel“ gesehen. Die beiden Herren unterhielten sich daraufhin einige Zeit im Gang des D-Zuges. Liebknecht, ein Neffe des auf Befehl von Pabst ermordeten Karl Liebknecht, habe schließlich geäußert:

„Von Ihrem Standpunkt aus kann ich Ihre Handlungsweise von 1919 verstehen.“ Er habe die Frage hinzugefügt, warum Pabst damals nicht Noske umgebracht und mit den Kommunisten gemeinsame Sache gemacht habe. Es wäre dann in Deutschland niemals zur Herrschaft des Nationalsozialismus gekommen. Pabst: Sein Gesprächspartner im D-Zug sei selbst kein Kommunist gewesen.

Zur Rechtfertigung der Ermordung von Liebknecht und Luxemburg führt Pabst mehrere Argumente an, die er schon an anderer Stelle darlegte: Einer ordentlichen Justiz habe man Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht nicht übergeben können, weil es sie Anfang 1919 gar nicht gegeben habe. Liebknecht und Luxemburg seien steckbrieflich gesucht gewesen. Man habe einige Wochen vorher schon den bolschewistischen Verbindungsmann zum Spartakus-Bund, Radek, festgenommen gehabt.² Radek sei aber durch den kommunistischen [!] Polizeipräsidenten Eichhorn wieder freigelassen worden, und das habe er, Pabst, im Falle Liebknecht-Luxemburg nicht wieder riskieren wollen. (Herr Pabst vergaß hier offenbar, daß Eichhorn seit Anfang Januar 1919 gar nicht mehr im Amt war. Darauf hingewiesen, gibt er an, man habe aber befürchten müssen, das Moabiter Untersuchungsgefängnis nicht in der Hand zu haben bzw. zu behalten. Pabst äußert mehrfach sinngemäß: „Wenn die mich geschnappt hätten, hätten sie mich umgebracht.“ Bürgerkriegszeiten hätten ihre eigenen Gesetze.

Seinen Divisionskommandeur, General von Hofmann, habe Pabst nicht vorher um Genehmigung des Mordes ersucht, weil er sicher gewesen sei, daß Hofmann — nach Pabst ein „todkranker“ Mann — gezögert hätte. Über die Tötung von Liebknecht und Luxemburg informierte Pabst seinen Divisionskommandeur erst am 16. Januar, 4.30 Uhr früh am Telefon³ Hofmann sei Pabst dankbar gewesen, daß der ihm die Bürde der Entscheidung nicht auferlegt habe, und habe hinzugefügt: „Sie werden Ihr ganzes Leben lang daran zu tragen haben und daran erinnert werden.“ Der Generalleutnant habe dann die Verantwortung für das Geschehen übernommen.

Pabst gab im Verlauf des Gesprächs weiter an: Die Kolbenhiebe des Husaren Runge habe er weder veranlaßt noch gutgeheißen: Er habe Runge deswegen sogar zu sich beordert und „angeschissen“. Runge sei von einem Eisenbahnoffizier aus seinem — etwa 80 Mann umfassenden — Stab bestochen worden. Der Offizier sei in die anderen Mordpläne nicht eingeweiht gewesen.

Davon, daß Runge auch Wilhelm Pieck habe erschießen sollen (wie beide später übereinstimmend aus sagten) will Pabst nichts wissen. Es sei — so Pabst — ziemlich unmöglich gewesen, so eine Erschießung in einem Hotelflur vorzunehmen. Er hätte Pieck von sich aus in keinem Fall umbringen lassen, also auch dann nicht, wenn Pieck nicht Verrat an seinen Genossen geübt hätte. Dazu sei ihm Pieck „nicht wertvoll genug“ gewesen. Pabst, dessen Gedächtnis im übrigen für einen 85-jährigen hervorragend

1 Abdruck der Dokumente III–VI mit freundlicher Genehmigung von Herrn Dieter Ertel.

2 Nicht ganz richtig und von Pabst vorgeschoben. Karl Radek wurde erst im Februar 1919 verhaftet. Siehe Anm.322. Allerdings unterstand die Brigade Reinhard, die Radek verhaftet hatte, der GKSD.

3 Später berichtigte Pabst, er habe es von Hofmann persönlich mitgeteilt und zwar um 3 Uhr morgens.

funktioniert, vermag sich nicht zu erinnern, ob die Verhaftung und Erschießung des Luxemburg-Freundes Leo Jogiches auf einen Verrat Wilhelm Piecks zurückging.

Wenn die Revolution nicht gekommen wäre, hätte er, Pabst, am 18.11.1918 zur Beförderung zum Major angestanden. Die Marineoffiziere, die Karl Liebknecht begleiteten und erschossen, unterstanden als Angehörige der Brigade Ehrhardt der Garde-Kavallerie-Schützen-Division.

Um eine Charakterisierung seiner Gefangenen gebeten, sagt Pabst: „Liebknecht war feige“. Als „Beweis“ führt er an, daß der Kommunistenführer geleugnet habe, Liebknecht zu sein. Ein Marineoffizier — nicht Pflugk-Hartung — habe ihm den Rock aufgerissen und ihn mit Hilfe des Monogramms in seinem Oberhemd identifiziert. Rosa Luxemburg hingegen habe gelassen in einer Ecke des Pabstschens Zimmers gesessen — in der anderen saß Pabst an seinem Schreibtisch — und im „Faust“ gelesen, obgleich sie, wie Pabst sagt, gewußt haben muß, daß ihr nichts Gutes bevorstand. (In der Wartezeit sollten die Soldaten, die „Volksmenge“ spielen mußten, zusammengeholt werden.)

Zur Ausschaltung des Kriegsgerichtsrates Kurtzig und zur Betrauung von Jorns mit der gesamten Untersuchung: Kurtzig sei ein „Paragrafenhengst“ gewesen. *Jorns habe den Auftrag gehabt, einen Prozeß durch „Zurechtdrehen“ der Zeugenaussagen zu verhindern, und habe sich auch redlich darum bemüht.* Pabst: „Jorns hat seine schwierige Aufgabe glänzend gelöst.“ Pabst bestätigt, daß faktisch er selbst Gerichtsherr von Jorns gewesen sei. Er sei sogar bei den Zeugenvernehmungen dabei gewesen. Vor der Tat und auch unmittelbar danach habe man überhaupt keinen Gedanken an einen Prozeß gehabt. Erst durch die „Pannen“, das Aufsehen in der Öffentlichkeit und das „Umfallen“ der Regierung habe man dann die Farce spielen müssen. Die Regierung habe sehr wohl gewußt, daß es eine Farce war, aber sie wollte so tun, als ob [...].

Seine Ansicht ist offenbar, daß das Verfahren hätte niedergeschlagen werden können, wenn die SPD-Regierung sich entschiedener zu „ihrer“ Garde-Kavallerie-Schützen-Division und ihren Taten bekannt hätte. (Er vergißt, daß die SPD damals alles andere war als ein monolithischer Block. Es gab gerade nach dem Mord und dem Kampf um den Marstall viele Abwanderungen zu den Kommunisten.) Nach Pabsts Meinung habe er mit dieser Liquidierung die Demokratie gerettet, Noske habe ihm dafür nach der Tat „die Hand gedrückt“.

Pabst über Noske: „Ein feiner Kerl“. Noske habe nur zuviel Rücksicht auf seine Genossen nehmen müssen, die ihren „Justav“ immer wieder zu beschwatzen versucht hätten. Ein Gespräch mit Noske gibt er folgendermaßen wieder: „Herr Noske, wir wissen doch beide Bescheid: Sie versuchen, mich zu beschießen, und ich versuche, Sie zu beschießen.“ Pabst gab auf Befragung ohne weiteres zu, daß er im Januar 1919 der mächtigste Mann in Berlin war. Mit sämtlichen militärischen und paramilitärischen Verbänden unterstand ihm auch die von ihm selbst organisierte Bürgerwehr.

Pabst über den Leutnant Marloh, der 1919 ein Massaker unter Angehörigen der Volksmarine-Division anrichtete und von einem Kriegsgericht freigesprochen wurde: „Ein Schwein“. Marloh sei dann aber auch unehrenhaft aus der Truppe entfernt worden.

Seine durch den Fall Liebknecht-Luxemburg bekannt gewordenen Offiziere, die sich alle freiwillig zu dem Unternehmen gemeldet hätten, charakterisierte Pabst folgendermaßen: Die Brüder Pflugk-Hartung waren „fanatische Soldaten“. (Hptm. Pfl.-H. war Ordonnanzoffizier — „O 2“ — bei Pabst). Der Leutnant Liepmann sei ein hochanständiger Mensch gewesen, den später allerdings „ein wenig die Nerven verlassen hätten“. Er habe zur Presseabteilung der Division gehört, die Oberleutnant Grabowski leitete. Grabowski — ebenso wie Liepmann Jude — sei ein außerordentlich fähiger Mann gewesen. Er stammte aus einer hochangesehenen und national gesinnten Berliner Familie.

Kriegsgerichtsrat Ehrhardt, der die Hauptverhandlung leitete, sei ein „anständiger und etwas zu weicher Mensch“ gewesen. Man habe ihn als Aushängeschild genommen, die Fäden im Prozeß habe Canaris als Beisitzer im Einvernehmen mit Pabst und Jorns gezogen. Pabst gibt zu, daß der Prozeß eine ziemlich armselige Sache war, irgendwie unter seinem „Niveau“; aber es sei ihm ja nichts anderes übrig geblieben. Durch den Umfall der SPD-Regierung fühlte sich die Division im Stich gelassen. Das sei auch mit ein Grund für seine Beteiligung am Kapp-Putsch gewesen.

Der Luxemburg-Mörder Oberleutnant Vogel habe später völlig die Nerven verloren. Nach seiner Verurteilung sei er schier zusammengebrochen und habe geschrien: „Ich muß raus hier!“ Er habe befürchtet, daß die Kommunisten das Gefängnis stürmten und ihn umbrächten. *Der Offizier, der Vogel herausholte, sei Canaris gewesen.* (Herr Pabst bittet, diese Information nicht zu verwenden.)

Pabst über Vogel: „Der hat uns später noch viel Geld gekostet“. Nach seiner Flucht nach Holland habe Vogel seine alten Kameraden von der Garde-Kavallerie-Schützen-Division erpreßt.

Pabsts Befehl habe gelaute, daß der Marine-Oberleutnant Souchon Rosa Luxemburg erschießen sollte. Souchon sollte mit anderen Soldaten den Luxemburg-Transport an einem bestimmten Punkt der Strecke

erwarten und die Tat ausführen. Sie sollte dann so dargestellt werden, als ob ein Unbekannter aus einer aufgebrauchten Volksmenge geschossen hätte. (Herr Pabst bittet, auch diese Aussage nicht zu verwenden.) „Volk“ waren damals eigentlich nur die Soldaten; denn auf der Straße gab es nur Leute mit irgendeiner Art von Uniform. Durch die Panne mit Runge habe Leutnant Vogel dann die Nerven verloren und den tödlichen Schuß abgegeben, ohne einen Auftrag zu haben.⁴ Eine weitere „Panne“ sei es gewesen, daß man Rosa Luxemburg in den Landwehrkanal geworfen habe. Der Entschluß, Liebknecht und Rosa Luxemburg zu töten, sei „keine spontane Entscheidung“ gewesen. Interessant ist, wie Pabst den Entschluß faßte, auch Rosa Luxemburg umzubringen.

Eines Tages sei ein Regimentskommandeur, adelig und katholisch, zum Divisionsstab gekommen (d.h. Pabst hat ihn abgefangen, ehe er zum General vordrang) und habe um die Erlaubnis gebeten, Rosa Luxemburg vor der Truppe sprechen zu lassen. Der Offizier hatte eine Rede von Rosa Luxemburg gehört, war von ihr begeistert und — so Pabst — „hielt sie für eine Heilige“, „einen neuen Messias“ mit einem ungeheuren Sendungsbewußtsein. Pabst heute: „In diesem Augenblick erkannte ich die ganze Gefährlichkeit der Frau Luxemburg. Sie war gefährlicher als alle anderen, auch die mit der Waffe.“ Der betreffende Regimentskommandeur sei auf seine Veranlassung hin sofort abgelöst worden.

Pabst schilderte im übrigen seine Befriedigung am 24. Dezember 1918, als er feststellen konnte: „Die Truppe schießt!“ Bis dahin war es anscheinend noch nicht ganz sicher gewesen, ob die Division ihren alten Offizieren noch gehorchen würde, obwohl Pabst selber alle bis zum letzten Unterführer herab persönlich bearbeitet hatte. Er bestätigt, daß den in Untersuchungshaft befindlichen Offizieren Maschinengewehre und Flammenwerfer zur Verfügung gestellt wurden. Genauer: Der Kommandeur des Gefängnisses, Fregattenkapitän v[on] Zitzewitz, forderte die Waffen an und verteilte sie an die Gefangenen, für den Fall eines Angriffs auf das Moabiter Gefängnis.

Der ehemalige Husar Otto Runge ist, laut Pabst, nach 1933 eine Zeit lang Mitglied des Berliner Magistrats gewesen.

Herr Pabst erklärt sich zu einem Fernseh-Interview bereit unter der Bedingung, daß ihm die Fragen vorher schriftlich eingereicht werden.

2. Februar 1966

Für die Richtigkeit:⁵

(Dr. Gustav Strübel)

(Dieter Ertel)

- 4 Ertel erklärte später, sie seien damals so von Vogels Täterschaft überzeugt gewesen, daß sie gar nicht darauf geachtet hätten, daß Pabst dazu nichts sagte.
- 5 Im Original eigenhändige Unterschriften von Dr. Gustav Strübel und Dieter Ertel.

Dokument IV: Gedächtnisprotokoll eines dritten Gesprächs mit Major a.D. Waldemar Pabst¹

Teilnehmer: Herr Waldemar Pabst,
Frau Pabst,
Herr Hans Beuthner/SDR,
Herr Dieter Ertel/SDR.

Das Gespräch fand am Mittwoch, 7. Dezember 1966, 17.00–19.15 Uhr, in der Wohnung von Herrn Pabst, Düsseldorf, Windscheidstr. 19, statt.

Für uns war am wichtigsten der Teil des Gesprächs, der sich um die Identität des Mannes drehte, der am 15. Januar 1919 vom Trittbrett des Transportwagens aus Rosa Luxemburg erschöß. Dieser Teil nahm folgenden Verlauf:

Ich wies Herrn Pabst darauf hin, daß wir durch unser Akten- und Quellenstudium in den Besitz von Material gekommen seien, das uns den Leutnant zur See Hermann Wilhelm Souchon in einem sehr merkwürdigen Licht erscheinen lasse. Wir hätten u.a. festgestellt, daß Souchon (der ja von Pabst den Befehl hatte, Frau Luxemburg zu erschießen) tatsächlich auch in dem Auto mitgefahren sei.

1 Das Protokoll ist im Original von Hans Beuthner und Dieter Ertel eigenhändig unterzeichnet.

Darauf sagte Herr Pabst wörtlich folgendes: „Nein, er ist nicht mitgefahren. Souchon ist auf das Trittbrett gesprungen und hat von da aus Rosa Luxemburg erschossen.“ Diese Ausführung habe dem Pabst-schen Plan entsprochen, wonach das Attentat auf Frau Luxemburg deklariert werden sollte als ein aus einer erregten Menschenmenge heraus abgegebener Schuß.

Ich habe darauf Herrn Pabst gefragt, warum der Divisionsstab bei diesem Tatbestand den Makel, Rosa Luxemburg ermordet zu haben, an dem Oberleutnant Vogel haften ließ. Ob das geschehen sei, weil gegen Vogel als Transportführer ja sowieso ermittelt werden mußte und nicht noch weitere Offiziere hineingezogen werden sollten. Herr Pabst bestätigte mir diese Interpretation und fügte hinzu, Herr Souchon sei ein außerordentlich beliebter und tüchtiger Offizier gewesen. Herr Pabst teilte uns in diesem Zusammenhang noch mit, daß Oberleutnant Vogel in den Mordplan eingeweiht war. Er habe dann eigenmächtig Frau Luxemburg dem Jäger Runge in die Arme getrieben, wohl in der Annahme, daß Runge den Offizieren das Schmutzgeschäft abnehmen könnte. Nach seinem, Pabsts, Plan, habe Frau Luxemburg selbstverständlich als gesunder Mensch das Auto besteigen sollen. Im Hinblick auf Runges Vorgehen auf Liebknecht und Rosa Luxemburg bemerkte Herr Pabst noch wörtlich: „Das war ein Saupech, daß gerade dieser Kerl da unten Posten stand. Er sagte von sich aus, Runge habe ihm seine ganzen Pläne versaut. Vogel habe im übrigen die Weisung bekommen, die tote Rosa Luxemburg ins Leichenschauhaus zu bringen. Souchon hingegen sollte gleich nach dem Schuß wieder abspringen und im Dunkel der Nacht verschwinden (wie es dann wohl auch geschehen ist).

Über den Hauptmann Petri, der den Runge bestochen hatte, berichtete Pabst, er habe ihn angepöfien und aus seinem Stab entfernt. Er habe Petri vor dem 15. Januar kaum gekannt, da dieser frisch zum Stab hinzugekommen war. Pabst suchte damals dringend einen Eisenbahnreferenten und übertrug Petri diese Funktion.

Aus dem späteren Leben von Oberleutnant Vogel, der bisher als der Todesschütze galt und nach der Tat nach Holland verschwand, von wo aus er seine ehemaligen Kameraden laufend erpreßte, erzählte Pabst noch folgende Episode: Vogel sei nach der Machtübernahme der Nazis, etwa im Jahre 1933, aus Holland zurückgekommen und habe in eleganter, fast stutzerhafter Aufmachung Herrn Pabst aufgesucht, als dieser gerade Direktor bei Rheinmetall-Borsig in Berlin war. Pabst habe befürchtet, daß Vogel ihn wieder einmal anpumpen werde. Vogel habe ihm aber stolz verkündet, ihm sei der Posten eines Ministerialrates im Goebbelschen Propagandaministerium angeboten worden. Vogel habe dann diesen Posten auch angetreten, sei aber schon nach wenigen Tagen wieder fallengelassen worden, weil — wie Pabst vermutet — die Goebbelschen Leute dahintergekommen waren, daß Vogel in Holland seinen Lebensunterhalt fast ausschließlich durch Schnorren und Erpressung bestritten hatte.

Herr Pabst verneinte die Frage, ob er schon vor der Ankunft von Liebknecht und Rosa Luxemburg gewußt habe, daß ihm diese beiden sozusagen frei Haus geliefert werden würden. Er habe von der Festnahme erst erfahren, als die beiden ankamen. Wir wollten dann wissen, ob die Erschießungskommandos, die sich ja nach Pabsts Darstellung freiwillig gemeldet hatten, zum Zeitpunkt ihrer Meldung denn schon wußten, worum es ging. (Die Marine-Offiziere saßen ja, als sie sich freiwillig meldeten, gar nicht im Eden-Hotel, sondern im Stabsquartier ihrer Eskadron in der Straße „In den Zelten“.) Pabst erwiderte, sie hätten es gewußt. Er habe einen Hauptmann seines Stabes, nämlich Herrn Rühle von Lilienstern eingeweiht und angewiesen, die entsprechenden Kommandos aus Freiwilligen zusammenzustellen.

Über die unmittelbaren Folgen der Liquidierungen sagte Pabst noch: Am 16. Januar, 6 Uhr morgens, habe ihn ein Herr Rauscher (angeblich Pressechef der Regierung) angerufen und gesagt, in dieser Nacht sei „edles Blut geflossen“ und die Volkswut werde Opfer verlangen. Auf die Frage, wie er dazu gekommen sei, daß ein kriegsgerichtliches Ermittlungsverfahren eingeleitet wurde, sagte Pabst: Bei der Besprechung, die am 16. Januar im Reichskanzler-Palais zwischen den 5 Volksbeauftragten, den Generalen von Lüttwitz und von Hofmann und Pabst selber stattfand, hatten Landsberg und Scheidemann² mit Rücksicht auf die Volksstimmung sofortige Verhaftungen verlangt. Ebert und Noske seien wesentlich gemäßigter gewesen. Lüttwitz habe schließlich ein kriegsgerichtliches Ermittlungsverfahren angeboten. Ebert habe diesen Vorschlag aufgegriffen und erreicht, daß die Herren sich darauf einigten. Am Rande des Gesprächs schilderte Pabst noch die damalige Situation der Garde-Kavallerie-Schützen-Division, die sich ja gerade darauf umgestellt hatte, Freiwillige anzunehmen. Man habe mit diesen Freiwilligen aber teilweise Pech gehabt, denn es seien auch viele Leute (u.a. Arbeitslose) „von der anderen

2 Scheidemann kann am 16.1.1919 nicht dabeigewesen sein, denn er kehrte erst am 17.1. aus Kassel zurück. Siehe: Philipp Scheidemann, Memoiren eines Sozialdemokraten, 2 Bde, Dresden 1928, Bd.2, S.347ff.

Seite“ gekommen. Man habe aber keine Möglichkeit gehabt, den Zugang unerwünschter Elemente ganz zu verhindern.

Über Ebert sagte Pabst: „Damals konnten wir keinen besseren haben.“ Ebert sei viel klüger und geschickter gewesen als Hindenburg.

Über den USPD-Führer Ledebour: Er sei einer der schlimmsten Fanatiker gewesen, habe schrecklich viel geredet und dabei so gespuckt, daß Pabst immer bemüht war, sich weit von ihm wegzusetzen. Auf unsere Frage, ob Pabst auch Ledebour umgebracht hätte, wenn der ihm und nicht den der Kommandantur unterstehenden Soldaten in die Hand gefallen wäre, verneinte Pabst. Ledebour sei so wichtig nun auch wieder nicht gewesen.

Nach Auskunft von Pabst ist auch der Liebknecht-Transportführer, der damalige Kapitänleutnant Horst von Pflugk-Harttung, noch am Leben und wohnt in Hamburg. Pabsts enger Mitarbeiter beim Fall Liebknecht/Luxemburg und beim Kapp-Putsch, Dr. Fritz Grabowski (zur Zeit des Liebknecht/Luxemburg-Mordes Oberleutnant und Presse-Offizier bei Pabst), hat zuletzt in Aachen gelebt und ist vor 3 Jahren gestorben.

Seine frühere Schilderung des Erlebnisses im D-Zug ergänzte Pabst dahingehend, daß Liebknechts Neffe, der ihn im Zug zur Rede gestellt hatte, ein Dr. Ing. Liebknecht, ihm gesagt habe: „Wenn mein Onkel Sie damals erwischt hätte, hätte er Sie auch umgebracht.“ Pabst bestätigte uns auf unsere Frage, daß er in der damaligen Zeit noch überzeugter Monarchist gewesen sei und fügte hinzu: „Ich bin es heute noch.“

Frau Pabst wies uns im übrigen noch darauf hin, daß der stellvertretende Polizeipräsident von Aachen, ein Regierungsdirektor Körner, eine außerordentlich umfangreiche Spezialsammlung von Dokumenten und Photos aus der Revolutionszeit besitze. Seine Erreichbarkeit:

Aachen

Diepenhenden 32

Tel. Aachen 23 5 53

Dienst-Telephon 40 61.

(Hans Beuthner)

(Dieter Ertel)

Stuttgart, den 9. Dezember 1966

Dokument V: Brief Waldemar Pabsts an Dieter Ertel¹ vom 18.5.1967

W. Pabst

Düsseldorf den 18.5.1967.

Windscheidstraße 19

Telefon 62 79 25

Sehr geehrter Herr Ertel!

Der Pressedienst des deutschen Fernsehens hat am 6.5.67 mitgeteilt, daß es Ihnen gelungen ist, 50 Jahre nach der Erschießung der Frau Luxemburg den Mann zu entdecken, der in Wirklichkeit den tödlichen Schuß abgegeben hat. Anerkennung Ihrem Spürsinn und meiner seinerzeitigen Verneblungstatistik! Von verschiedenen Seiten bekam ich natürlich diese Auslassungen Ihres Pressedienstes zugesandt, welche viele Blätter teils gekürzt, teils ungekürzt wiedergegeben haben.

Ich hätte es begrüßt, wenn Sie mich vor der Veröffentlichung von dieser Absicht informiert und mir den geplanten Text zur Kenntnis zugeschickt hätten. Ich bin überzeugt, daß ich eine wesentlich glücklichere Formulierung gefunden hätte. Daß Sie den Wunsch haben, ja, haben müssen, daß Sie das „Erstgeburtsrecht“ Ihrer Entdeckung klarer herausstellen möchten, als dies der „Spiegel“ am 13.2.67 getan hat, verstehe ich durchaus, und andererseits muß ich Ihr Verständnis erbitten, daß unsere vereinbarte Zusammenarbeit nicht durch verunglückte Pressemeldungen gestört wird und nicht — wie geschehen — von „Mord“ gesprochen wird, — dies gilt für mich und meine damaligen Untergebenen.

1 Maschinenschrift auf gedrucktem Briefkopf mit Name, Anschrift und Telefonnummer, handschriftlich unterzeichnet.

Anscheinend sitzt in Ihrer Pressestelle kein wirklicher juristischer Fachmann, der wissen muß, welches im deutschen Strafgesetzbuch die aufgezählten Vorbedingungen für einen „Mord“ sind.

Für mich ergibt sich die Frage: „wie kann ich meinen damaligen Untergebenen Souchon schützen, dessen Namen der ‚Spiegel‘ in die Öffentlichkeit gezogen hat, was völlig überflüssig war?“

Herr S. hat damals weiter nichts getan, als daß er sich freiwillig zur Durchführung der von mir erteilten Befehle gemeldet hat und zwar nicht aus Mordlust, sondern aus den gleichen Motiven, die auch mich geleitet haben, nämlich: Schluß mit dem gegenseitigen Morden Deutscher im Interesse Moskaus und Beseitigung der an diesem Blutvergießen Hauptschuldigen Liebknecht-Luxemburg. Hätten diese Spartakisten unter den damaligen innerpolitischen Verhältnissen mich in die Hände bekommen, hätte man mit mir Schluß gemacht, genau so, wie die verhetzten kommunistischen Massen es mit sovielen meiner Kameraden gemacht haben.

Sie wissen ganz genau, daß ich meine Lösung für Deutschland, nicht für mich getan habe — sehr ungern — aber sie war unvermeidlich, sonst wäre unsere Heimat zu einem Moskauer Satellitenstaat geworden, das Ziel, welches den beiden kommunistischen Führern vorschwebte und dessen Verhinderung ich als meine Aufgabe betrachtete. Die Tapferkeit unserer Truppe und das tadellose Zusammenspiel mit so deutsch gesinnten Männern wie Ebert und Noske hat das Gelingen meiner Aufgabe ermöglicht. Beide waren klug genug, sich abzufinden mit den von mir geschaffenen Tatsachen, die ja auch in allererster Linie ihrer Partei zugutekamen. Und sie haben sich auch aus diesem Grunde schwer gehütet, mich irgendwie in ein gerichtliches Verfahren einzubeziehen.

Abschließend bemerke ich:

1.) Mir scheint bessere Zusammenarbeit zwischen uns unbedingt notwendig,

2.) Ihre Pressestelle soll gefälligst aufhören mit der Gleichsetzung einer damals im Interesse Deutschlands „politisch notwendigen Tat“ und „Mord“.

Ich würde es dankbar begrüßen, lieber Herr Ertel, wenn Sie sich die Mühe machen würden, dieselbe in diesem Sinne zu unterrichten, ohne aber etwa diesen Brief zu veröffentlichen, damit das leidige Thema zur Ruhe kommt, bis Ihre Fernsehsendung ausgestrahlt wird, welche — wie versprochen — Milieu und Motive auch meines Verhaltens bringen soll.

Mit freundlichen Grüßen

W. Pabst

Dokument VI: Brief Waldemar Pabsts an Dieter Ertel¹ vom 30.5.1967

W. Pabst

Düsseldorf den 30.5.67.
Windscheidstraße 19
Telefon 62 79 25

Sehr geehrter Herr Ertel!

Besten Dank für Ihren ausführlichen Brief vom 26.5. —

Ich möchte fast zu jedem Satz desselben Stellung nehmen. Daß nicht in erster Linie die Prioritätsfrage, sondern die Vor-Propaganda die Ursache war, die Ihren Pressedienst in Erscheinung treten ließ, habe ich in meinem Brief vom 18.5. gar nicht erwähnt, denn das ist selbstverständlich, dazu ist ja diese Stelle geschaffen. Um so mehr würde mich der Originaltext dieser Presseauslassung interessieren; könnten Sie mir dieselbe zusenden lassen? Denn ich kenne bisher nur die A.P.Meldung.

Nicht zustimmen kann ich Ihrer geschickten Formulierung, mit der Sie „Mörder“ gleich „Henker“ setzen. Ein Henker ist doch in allen zivilisierten Staaten ein Beruf, zum mindesten wird er von der Masse als solcher betrachtet. Dieses Wort paßt also noch weniger für einen Mann wie Souchon, zumal er sich freiwillig erbot, meinen Richterspruch zu vollstrecken, was weder sein bezahlter Beruf war, sondern ihm nichts als Scherereien und Unannehmlichkeiten einbringen konnte. Wenn Sie Souchon also als eine besondere Menschengruppe einreihen wollen, so gibt es hierfür nur das Wort: er war ein

¹ Maschinenschrift auf gedrucktem Briefkopf mit Name, Anschrift und Telefonnummer, handschriftlich unterzeichnet.

Fanatiker, das waren aber auch ich und meine Leute, wie nicht nur S., sondern z.B. auch v. Pflug[k]-Hart[t]ung usw., auch Noske (siehe sein Schießbefehl und die Art, wie er denselben verteidigte) und auf der entgegengesetzten Seite — Liebknecht und Luxemburg. Allerdings mit dem nicht unwesentlichen Unterschied, daß diese beiden Fanatiker zuerst ihren Fanatismus losgelassen hatten, um die deutsche Gesellschaftsordnung umzustürzen mit Hilfe einer blutigen Revolution. Und da liegt nun der entscheidende Punkt — Wir kamen nicht als Fanatiker in die Heimat zurück, wir sannten nicht auf Blutvergießen, sondern hatten nach über 4 Kriegsjahren davon reichlich genug. Wir wurden erst Fanatiker, als wir beim Eintreffen in Berlin sahen, was der spartakistische Fanatismus angerichtet hatte. Das vergessen Sie bitte nicht klar herauszustellen und auch zu betonen und zu unterstreichen, daß es Ebert und seine Partei waren, welche ohne unsere Hilfe, die sie erbeten hatten, nie und nimmer mit der spartakistischen Revolution fertig geworden wären. — Und ohne ihren Fanatiker Noske.

Und damit komme ich auf Ihre Frage! Selbstverständlich haben Noske, Ebert und Wissel[l] gewußt, was gespielt wurde. Hätten sie mir sonst die Hand gegeben, als ich am frühen Morgen des 15.1.19 auf Befehl der Obersten Heeresleitung mich in die Reichskanzlei begeben mußte, um über die Ereignisse der vergangenen Nacht den 5 Volksbeauftragten zu berichten und mich wieder mit Händedruck entließen, wobei in Noskes Zügen ein absolutes Verständnis lag (wenn nicht noch mehr!)? Landsberg und bis zu einem gewissen Grade auch Scheidemann hatten — wie mir bekannt ist — den Versuch unternommen, ein Verfahren gegen mich in die Wege zu leiten, ob dieser aber ernsthaft gemeint war, möchte ich bezweifeln. Es war wohl wesentlich mehr die Sorge, die Straße könnte letzten Endes an ihre kostbare Haut herankommen!

Und genau so liegt es mit den Transportkommandos. Hätte ich, wie Sie schreiben damals, d.h. in dem zu Dreiviertel verrückten Berlin „die Wahrheit“ bekannt, so wären weder Ebert, Noske, Lüttwitz usw. nicht gerade glücklich gewesen. Wir haben ganz im Gegenteil alle Vorkehrungen für den Prozeß getroffen, daß keinem der Beteiligten auch nur ein Haar gekrümmt werden konnte, wenn sie sich in der entscheidenden Nacht nach meinen Befehlen verhalten hätten. Infolge des Dazwischentretens des Hauptmann Petri durch Bestechung des Runge und daß Vogel dadurch den Kopf verlor, konnte das Gericht aber auch unmöglich diese beiden freisprechen. Vergessen Sie auch bitte nicht, daß niemand, weder der der Kav. Div. vorgesetzte Gerichtsherr (General Freiherr v. Lüttwitz) und der diesem Vorgesetzte Oberbefehlshaber Noske von ihrem Recht Gebrauch gemacht haben, das Urteil des Feldkriegsgerichts der Division nicht zu bestätigen!

Die Rolle, welche der Verhandlungsleiter Kriegsgericht[srat] Erhard spielte, haben Sie klar erkannt. Lieber Herr Ertel, Die Frage nach dem Namen des Kommandeurs des Regiments, der an das Div. Kdo. mit dem seltsamen Wunsch herantrat, Frau Luxemburg vor seinen Offizier[s]- und Unteroffizierskorps sprechen zu lassen, kann ich Ihnen nicht erfüllen. Es leben noch eine Anzahl Angehörige dieser Familie, und diese würden es als einen unfreundlichen Akt ansehen, wenn öffentlich bekannt würde, welch ein Wirrkopf in jenen schicksalsreichen Jahren ihren Namen trug. Lassen Sie diese Episode besser weg, ich nehme sie aus dem gleichen Grunde nicht in meine allmählich gedeihenden Memoiren.

Und nun zum Schluß noch eine Bemerkung! Ich wundere mich eigentlich, daß Sie, den ich für einen klugen und erfahrenen leitenden Fernsehbearbeiter halte, nicht längst die Zusammenhänge erkannt hatten, die zwischen den Volksbeauftragten und der Division bestanden. Warum hat man wohl diese Division als die zuverlässigste und best geführte Truppe der zusammenbrechenden Armee (Siehe S.36 des Generalstabswerks über die Kämpfe in Berlin) als die erste nach Berlin geschickt und warum bliebe sie als einzige Felddivision mobil?? (S.47)

Glauben Sie nicht, daß zu der Führung einer Truppe mit einer solchen Mission außer eisernem Willen nicht auch absolute Verschwiegenheit gehörte, die, wie Sie selber schreiben, 50 Jahre vorgehalten hat?

Mit den besten Grüßen, auch von meiner Frau,

Ihr

W. Pabst

Dokument VII: Entwurf eines Briefes Waldemar Pabsts an Dr. Heinrich Seewald¹

Vertraulich

Lieber Herr Seewald,

Es waren etwas bewegte Wochen, welche wir durchlebten. Dank des energischen und garhöchsten Eingreifens der Düsseld[orfer] Polizei sind die Aufmärsche zu „Ehren“ der Kommunistischen Führer Liebkn[echt] u[nd] Luxemburg sehr viel harmloser verlaufen, als man nach der eingesetzten Propaganda u[nd] nach dem journalistischen Trommelfeuer (letzteres bis in die Reihen der „sogenannten Bürgerlichen“ hinein) erwarten konnte. Außer einer zerbrochenen [Einfügung: besonders] großen Scheibe [Einfügung mit Bleistift: einigen Kanonenschlägen?] ist alles unbeschädigt geblieben.²

Meine Frau und ich hatten sich auf Anraten der hiesigen Polizei für etwas über eine Woche allen „Ovationen“ entzogen und machten Ferien in einem sehr reizenden Waldhotel; hatten im übrigen zahlreiche Angebote von Fremden aus nah und fern, die uns einluden, bei ihnen einen Urlaub zu verbringen und nach der Sendung des Südfunk Stuttgart, Stöße von Briefen u[nd] Telegrammen, daß ich gar nicht weiß, wo ich die Zeit hernehmen soll zu antworten. Besonders wertvoll ist ein Schreiben von Martini.³ Ob die Gemüter nun zur Ruhe kommen, ist noch nicht abzusehen. Unter der eingelaufenen Post sind etwa 9/10 für meinen damaligen Entschluß, [Einfügung: knapp] 1/10 anderer Meinung. Einige Todesdrohungen fehlten auch nicht.

Daß die letzten Wochen den Fortgang der Memoiren völlig unterbrochen haben, ist klar und zwar um so mehr, als meine Gesundheit alles andere als erfreulich ist (Herzspezialist, dieser schon seit Jahren) der Chefarzt des neurologischen Instituts und der Chefarzt der Augenklinik [Einfügung: sowie] die Apotheke bemühen sich *laufend* um mich und fressen so allmählich erhebliche Teile meines Vermögens auf. Und dazu kommen nun auch noch wahrscheinlich Anwaltskosten aus dem von Souchon in die Wege geleiteten Prozeß gegen den Südfunk der Wiederklage des letzteren. All das gehört in das Kapitel „Dank des Vaterlandes“. Damals, d.h. Januar bis März 19, konnten die „wahren Bürger“ uns Soldaten gar nicht, Tempo u[nd] Mengenmäßig, gar nicht rasch genug heranbitten, ich möchte beinahe sagen, auf den Knien u[nd] jetzt?? Es war schon damals e[ine] Schweinerei, daß es überhaupt zu einem Prozeß kam, den weder Ebert noch Noske gewollt haben. Speziell Noske hatte [Einfügung: mir] versprochen, daß es dazu nicht kommen werde, aber der Druck des [Einfügung: Mitte und des] linken Flügel der S.P.D. war zu stark. Meine tapferen Untergebenen, die sich *freiwillig* zu der Tat bereit erklärt hatten, klagte man an, statt sie zu befördern. An mich traute man sich nicht heran, denn 50 000 Soldaten (Garde Kav[allerie] (Schü[tzen]) Div[ision] und Freicorps unterstanden damals dem Gen[eral] v[on] Hofmann unter dem Namen G[arde] Kav[allerie] (Schü[tzen])Korps, *hätten* wir sie eingesetzt, wär es aus [Einfügung: gewesen] mit der Herrlichkeit [Einfügung mit Bleistift: nicht nur der Kommunisten sondern] Weimars. Daß ich dazu bereit war, wußte Noske [Einfügung: ich habe ihm oft genug gesagt, mit ihm als Oberbefehlshaber],⁴ wahrscheinlich auch Ebert (*nicht* Hindenburg u[nd] Groener).

[Ab hier diagonal mit Bleistift durchgestrichen:]

Ich hätte nun gern ihren mündlichen Rat, was ich tun soll, falls der H[er]r Souchon keine Ruhe gibt, der absolut an der Auffassung festhält, nicht *er*, sondern Vogel habe geschossen. Die Behauptungen des Südfunks, daß *er* es getan hat, seien Lüge.

Ich persönlich habe natürlich die Transporte nicht geleitet oder begleitet, ich hatte mehr als genug zu tun in jener [Einfügung: Januar] Nacht, in der es außerdem stockdunkel war, nicht einmal die Straßenbeleuchtung funktionierte überall wieder.

1 Quelle: BA-MA, N 620/17. Handschriftlicher Entwurf Pabsts zu einem Brief an den Verleger Dr. Heinrich Seewald, Seewald-Verlag Stuttgart, Februar oder März 1969, der Pabsts Memoiren veröffentlichen sollte. Als Konzeptpapier benutzte Pabst ein Standard-Dankeschreiben zu seinem 88. Geburtstag vom 24.12.1968.

2 Am 15.1.1969 kam es zu Demonstrationen vor Pabsts Haus in Düsseldorf. Die Demonstranten trugen dabei auch Plakate mit einem Steckbrief Pabsts. Im Nachlaß Pabst BA-MA, N 620/21 befindet sich der Polizeibericht der Düsseldorfer Polizei vom 16.1.1969 mit Angabe der Namen von 15 Demonstrationsteilnehmern und deren Adressen!

3 Winfried Martini, Münchner Publizist, hatte in der Zeitung Christ und Welt, Nr.25 vom 22.6.1962, Luxemburg und Liebknecht mit Hitler verglichen und so deren Ermordung als „prophylaktischen Tyrannenmord“ gerechtfertigt.

4 Siehe dazu Johannes Erger, Der Kapp-Lüttwitz-Putsch, S.35ff, und Wolfram Wette, Gustav Noske, S.477ff und S.506ff, worin aufgezeigt wird, daß dies keine hohlen Phrasen Pabsts waren.

Den Auftrag, die Rosa auszuschalten habe ich dem Souchon gegeben, aber ausgeführt will er ihn nicht haben, sondern er behauptet, ihn nie bekommen zu haben!!! er habe aber *gesehen*, daß der Transportführer Vogel geschossen hätte, den mein Ib (lebt nicht mehr)⁵ in meiner Vertretung zum Transportführer bestimmt hatte (Vogel gehörte gar nicht der Division an, sondern hielt sich im Edenhotel als Befehlsempfänger der westlichen Einwohnerwehren dort auf.) [Ende der diagonalen Durchstreichung]

Es wird Ihnen nicht allzu schwer fallen aus diesen Zeilen zu erkennen, warum ich bisher noch nie von der alten S.P.D. gerichtlich verfolgt worden bin, ebensowenig Canaris u.s.w. nie Schwierigkeiten hatten. (Ca[naris] wurde sogar Adjutant bei Noske, *nachdem* er Vogel in Holland abgeliefert hatte).

Wenn ich das Maul jetzt auftun würde, nachdem ich 50 Jahre geschwiegen habe, gebe es einen dollen Stunk. *vielleicht* vernichtend für die SPD im Wahljahr?⁶ worauf ich keinen Wert lege es sei denn daß. Meine Idee war diese Fäden [Einfügung: und noch vieles andere] bisher nicht bekannte aufzudecken in m[einem] Memoiren.

Aber komme ich noch dazu sie fertigzustellen, auch aus finanziellen Gründen.

Für eine baldige Antwort wäre ich dankbar u[nd] hoffe Sie bald zu sehen, ich bin leider nicht reisefähig, aber Sie sind es in vorbildlicher Weise, ich könnte mir vorstellen, *diese* Reise wäre für Ihren Verlag wertvoll. Viele herzliche Grüße von Haus zu Haus stets

5 Hauptmann Heinz von Pflugk-Hartung.

6 Diese Einschätzung ist wohl etwas übertrieben.

DIE LEGENDE VON DER ROSA LUXEMBURG. EINE POLITISCH-HISTORISCHE BETRACHTUNG*

Von Georg W. Strobel

Zwar schienen die Jahre vorbei, da in der Tagespolitik die Person und das Leben der Rozalia *Luxenburg*, wie sie eigentlich hieß, sich deutsch aber Rosa Luxemburg und polnisch Róża Luksemburg nannte, als ein bereitwillig hergeholtes Beispiel für politische, soziale und moralische Gerechtigkeit überhöht wurden und als ein humanistisches und freiheitliches Vor- und Leitbild verbreitet waren. Doch das ändert sich neuerdings wieder. Damals wurde Rosa Luxemburg in hitzigen Diskussionen und politischen Streitereien, die flink zu Bekenntnisdeklarationen, Transparenten und Glaubenskriegen in den eigenen Reihen führten, zu einer unanfechtbaren und kristallklaren, lupenreinen sowie das moralische Wahrheitsmonopol besitzenden Humanistin und unfehlbaren, klarsichtigen Theoretikerin eines menschlichen Sozialismus hochgelobt, bestärkt darin durch autoritative Feststellungen, wie derjenigen Benedikt Kautskys, daß „für Rosa Luxemburg der Sozialismus ein Problem der Menschlichkeit [war]“.¹ Zweifel daran wurden nicht geduldet. Sie habe eben die Menschen zu einem „kalos kai agathos“ verbessern und die Welt gerechter und lebenswerter machen wollen. Solches, und das wurde nicht bedacht, obwohl es selbst Religionen in jahrtausendelangen Bemühungen nicht zuwege gebracht haben und es wohl für immer eine unerreichbare, aber

* Vorbemerkung. Der folgende Beitrag war ursprünglich als Essay, als eine politische Betrachtung ohne wissenschaftlichen Apparat, konzipiert. Auf Bitten der Redaktion hat der Verfasser die von ihm benutzten Quellen und die Literatur aufgeführt. Herausgeber und Redaktion sind der Meinung, daß die Interpretation Strobels Anstöße dazu geben kann, Leben und Werk Rosa Luxemburgs *erneut* kritisch zu diskutieren, und hoffen auf lebhaftere Reaktionen.

1 Benedikt Kautsky, Rosa Luxemburg. Eine biographische Skizze, in: Rosa Luxemburg, Briefe an Freunde. Nach dem von Louise Kautsky fertiggestellten Manuskript hrsg. von Benedikt Kautsky, Köln und Frankfurt a.M. 1976, S.177.

schöne Utopie, ein idealistischer Traum bleiben wird. Die historische Wirklichkeit, wenig beachtet, obwohl lehrreich, zeigt, daß die menschliche Natur gegenüber Versuchen sie zu verändern, weitaus beständiger ist, als davon in liebreizenden, süßen Träumen phantasiert wird. Die wirkliche Rosa kam dabei unter die Räder. Sie wurde verzeichnet und verfremdet, war nicht mehr sie selbst.

Von ihren gutwilligen, aber leichtgläubigen und unkritischen, politisch durchaus sehr verschiedenen Jüngern wurde sie gar zu einer „Heiligen“, einer Kultfigur und Ausnahmeerscheinung, gemacht. Denn unter echter Freiheit habe sie ja selbstverachtend und uneigennützig immer nur „die Freiheit des anders Denkenden“ verstanden, wie Transparente betonten, fordernd und unübersehbar. Dieser weit häufiger politisch diskriminierend als konstruktiv verwendete Ausspruch Rosas, selbst wenn er fordernd erhoben wurde, der solchermaßen jedoch zunehmend zu einer bloßen Floskel degenerierte, wurde zu einer singulären Offenbarung erhoben, mit einem fast schon religionsstiftenden Impetus und Anspruch, ohne sich auch nur den leisesten Gedanken über dessen Verbindlichkeit für das vielschichtige Tun und Leben seiner Erfinderin zu machen. Seine Reflektion schien überflüssig, denn er klingt ja verführerisch gut, geht glatt über die Lippen, ohne weiter zu verpflichten, und schmeichelt auch noch dem Selbstwertgefühl sowie der Selbstzufriedenheit und bezeugt fortschrittlich-kluge Belesenheit. Man kann froh sein, gescheit zu sein!

So kam es dann, daß Rosa Luxemburg hüben wie drüben in Deutschland mit mariologischer Verehrung beseelt wurde. Ihren DDR-Jüngern aus den oppositionellen Bewegungen wurde sie mit allen ihren vorgeblich hehren Eigenschaften zu einer Symbolfigur gegen das menschenverachtende realsozialistische Regime. Dort blühten beim kleinsten öffentlichen Hinweis auf Rosas Freiheitsverständnis — oder auf das, was man sich darunter vorstellte — Gewalt, Unterdrückung, Gefängnis oder, nicht immer gewünscht, aber wohl das glimpflichste von allem, Ausweisung aus der sonst unüberwindlich mit Mauer und Stacheldraht bewehrten, mit Selbstschüssen und Hunden gefängnishaft gesicherten Arbeiter- und Bauernheimat, wo Rosa nach dem Gebot der verbindlichen Parteilichkeit offiziell für das ehrenvoll bekränzte Schubfach „Sozialistische Kämpferin“ freigegeben war, solchermaßen verherrlicht und strapaziert durch die verschiedenen parteilichkeitsgetreuen Radczuns und Laschitzas, Historiker von Parteignaden mit einer einzigen omnipotenten Wahrheit, der ideologisch begründeten Parteilichkeit.

Neuerdings wird Rosa Luxemburg mancherorts, in gewissen Kreisen und Zirkeln, aus ihrer einstigen Oppositionsrolle heraus erneut als ein gerechtigkeitsbegehrendes Symbol und damit zugleich aber Gegenbeispiel zu der mit dem Ruf nach dem einen einigen Volk eben erst lautstark und mutig herbeigewünschten neuen Ordnung hervorgeholt. Auf diese Weise wird sie in eine unselige Antifunktion gedrängt, selbst gegenüber ihrer einstigen freiheitsorientierten DDR-Instrumentalisierung. Jetzt aber nach altbekanntem parteitaktischem Verhalten sogar von den kurzerhand umgetauften früheren Trägern realsozialistischer Macht und Gewalt frech und chamäleotisch mitbeschworen, was, wie vieles andere dort, sich aller unbelasteten Vernunft entzieht und zu einer grotesken, aber bitteren und schmerzlichen Schizophrenie gerät. Immer mehr kommt Rosa Luxemburg daher in Gefahr, wohl aber auch in Verlegenheit, sofern sie das alles intellektuell wirklich war, wofür sie ausgegeben und gehalten wird, zur Galionsfigur und kultischem Symbol einer das erst unlängst gerade dort drüben lautstark einig geforderte Volk erneut spaltenden Stimmung zu geraten. Das sollte eher nachdenklich machen und wägend abgeschätzt als abstrus und gedankenlos weiter verfolgt werden.

Die deutsche Rosa

Gedankenlosigkeit begegnete Rosa Luxemburg schon immer. Immer wieder wurde „die Rosa“ interessenorientiert gedeutet und mißbraucht, statt daß man sich bemüht hätte, sie auch in ihrer schillernden Vieldeutigkeit und nach ihren verschiedenen Wirkungskreisen differenziert einzuschätzen, sie als ganze, in sich geschlossene und nicht nur als eine Teil-Persönlichkeit zu begreifen und sie daher nicht intellektuell so schamlos zu vergewaltigen, wie es verbreitet geschieht. Allzu häufig erfolgten Einseitigkeiten aus einer eingeschränkten, zudem nur selektiven Kenntnis ihrer differenzierten und widerspruchsvollen Persönlichkeit, ihres Denkens und Handelns, was zwar vieles erklärt, aber nichts entschuldigt. Bereitwillig und dann wohl auch gerne, aber trotzdem leichtfertig wurde Rosa Luxemburg immer wieder mißdeutet, parteilichkeitsgehorsam keineswegs nur in Deutschland, undifferenziert verzerrt und unreflektiert wiedergegeben sowie mit geradezu missionarisch legitimierter Gewalt mißbraucht, obzwar aus unterschiedlichen, zuweilen durchaus auch redlichen Motivationen, — was dann alles um sie so ungemein schwierig macht. Auch widerfährt ihr Gleiches wieder, bis hin in ein das Denken entmündigende Kabarett. Um ihrer selbst willen sollte sie davor bewahrt bleiben, auch noch auf Kabarettbühnen, ebenso der politischen, für destruktive, vordergründige, meist auf Unwissenheit oder Oberflächlichkeit basierende, viel zu billige Pointen herhalten zu müssen.

Schlimm ist es schon, daß eben nicht die „ganze“ Rosa gesehen wird, sondern einschränkend nur die „deutsche“,² wenn überhaupt zureichend genug bekannt. Obwohl man um ihre Herkunft aus dem russischen Kongreßpolen, aus Russisch-Polen, wie es damals hieß, weiß, wurde sie ihrer Tätigkeit in Deutschland wegen meistens als Deutsche angesehen, vielleicht schlimmstenfalls noch als deutsche Jüdin. Schließlich hatte sie ja auch noch durch eine Scheinheirat die deutsche Staatsangehörigkeit erworben — und war Mitglied der SPD. Offiziell firmierte sie anfänglich als Dr. Rozalia/Rosalie Lübeck. Die „polnische Róza“ wurde schon immer geflissentlich, aber auch eingebildet und selbstüberheblich, kaum wahrgenommen, obwohl sie es zuerst und vor allem war, ganz besonders in der Art und Weise ihres politischen Aktivismus, in ihren Denkstrukturen und Reaktionsweisen. Ihr Tun zeigte, weit mehr als ihr möglicherweise nur politisch-taktisch angepaßtes, beträchtlich verwestlichtes Denken, herzlich wenig von jenem Humanismus und jenem Gerechtigkeitsempfinden, die ihr später so vehement angedichtet werden sollten, — und ihr auf der osteuropäischen, polnischen Bühne so sehr nötig gewesen wären. Dort fehlten sie aber viel zu oft.

Eloquent machte die sich immer wieder in Arroganz und intellektuelle Überheblichkeit flüchtende Rosa ihre scharfzüngigen wie scharfsinnigen, zuweilen zynischen und ironischen, immer aber selbstgefälligen und narzißtisch-egozentrischen Reden, Streitgespräche und Artikel apodiktisch in einem solchen Maße zu Mitteln der verbalen, sich dann verselbständigenden

- 2 Vorerst wohl letztes Beispiel dieser Einäugigkeit ist der biographische Beitrag Ossip K. Flechtheims über Rosa Luxemburg in: *Lexikon des Sozialismus*, Köln 1986, S.415–417, wo erstaunlicherweise weder die von ihr mitbegründete und theoretisch wesentlich ausgeformte Sozialdemokratie des Königreiches Polen und Litauens (SDKPiL) als Begriff überhaupt genannt, noch ihre politischen und theoretischen Vorstellungen aus ihrer polnischen Parteixonponierung angeführt werden, wie zum Selbstbestimmungsrecht der Völker, zu dem sie je nach zeitlicher sowie geographischer Situation und politischer Lage nuanciert Stellung nahm, was Flechtheim nicht einmal andeutet, und zum Nationalstaat. Der Beitrag ist symptomatisch für die herrschende undifferenzierte und hagiographische Sicht auf die von Flechtheim sogar zur Prophetin, Pythia gleich, stilisierte Person Rosa Luxemburgs, die vieles späterer Entwicklungen „antizipiert“ habe. Auch bei Flechtheim ist die „polnische Róza“ völlig ausgeblendet, so daß nur ein Teil ihrer Persönlichkeit, ihres Wirkens und ihrer Ideen Beachtung findet.

und zur körperlichen wandelnden Gewalt, daß sie in ihrer deutschen, anderen, zweiten Partei-heimat als „blutige Rosa“ apostrophiert wurde. Und das von persönlichen Freunden und Gönnern und keineswegs nur im Scherz. Und wenn, dann in einem sehr hintergründigen, denn sie selber war ja so in der sozialen russischen Revolution von 1905–1907 aufgegangen, zu deren Unterstützung und Weichenstellung weg vom nicht auszuschließenden nationalen Umschlag sie nach Warschau geeilt war, daß ihr, wie sie nach ihrer Rückkehr bekannte, „bange wird, wenn ich mich in die ruhige deutsche Treitmühle zurückdenken soll“;³ weil eben „die Revolution großartig ist“; — alles andere sei nur „Quark“ dagegen.⁴

Dennoch stand sie von Anfang an im Widerspruch zu den menschenverachtenden blanquistischen, totalitären Vorstellungen Lenins. Seit nahezu ihren ersten Kontakten Mitte 1901 erhöhte und verspottete sie ihn einfallsreich. Seine politischen Ansichten bezeichnete sie nach ihren ersten offenen Kontroversen wenige Jahre später als etwas „unglaublich Wildes“ und als Ausdruck eines „tatarischen Marxismus“, im Unterschied zum „richtigen Marxismus“ der deutschen Partei, ihrer zweiten politischen Heimat.⁵ Zur Tragweite ihrer Einschätzung bezüglich des „tatarischen“ Marxismus muß der ganz besondere Schreckens- und Gewaltgehalt berücksichtigt werden, der in Osteuropa mit dem Begriff „Tataren“ verbunden wird und der alles übersteigt, was in Westeuropa üblicherweise damit in Verbindung gebracht wird; es ist der Inbegriff von Gewalt, Chaos, Niedergang und Schrecken schlechthin. Unbeschadet der vielen persönlichen Verunglimpfungen und der ideologischen Abqualifizierung über den Vergleich mit dem Tatarentum sah Lenin in ihr einen nachzuahmenden, bewundernswerten „Adler“ der Revolution, was unter allen diesen Umständen zu einem ganz besonderen Lob und zur allergrößten Anerkennung für Rosa gerät, nebenbei aber auch Lenin Ehre und Achtung angeeignet läßt.

Um diesen „tatarischen Marxismus“ zu domestizieren, beanspruchte Rosa Luxemburg schließlich auch noch eine politische Mittlerstellung zu und eine Erzieherrolle für Lenins Partei und für Rußland insgesamt, dem sie selber, ihre Partei und die polnische Arbeiterklasse haushoch überlegen seien, wie sie meinte. Mit ihrer Sozialdemokratie des Königreiches Polen und Litauens, zu deren Gründern sie 1893 gehört hatte,⁶ sei gerade sie berufen, wie sonst niemand außer ihr, wobei sie sich offenbar unbewußt mit ihrem Lebensgefährten Leon Jogiches identifizierte, aber auch verwechselte,⁷ die um einige Jahre jüngere russische Partei

3 Brief Rosa Luxemburgs an Franz Mehring vom 2.8.1906, in: Z pola walki, Warszawa, Jg.12 (1969), Nr.1, S.158.

4 Brief Rosa Luxemburgs an Emanuel und Mathilde Wurm vom 18.7.1906, in: Rosa Luxemburg, Briefe an Freunde, a.a.O., S.37.

5 Zu diesem Problem und den dazugehörigen Quellenangaben vgl. Georg W. Strobel, Die Partei Rosa Luxemburgs, Lenin und die SPD. Der polnische „europäische“ Internationalismus in der russischen Sozialdemokratie, Wiesbaden 1974, S.344ff.

6 Georg W. Strobel, Quellen zur Geschichte des Kommunismus in Polen 1878–1918. Programme und Statuten, Köln 1968, S.30ff. — Die programmatischen Schriften aus der Feder Rosa Luxemburgs oder an denen sie mitgewirkt hatte sind in dieser Dokumentensammlung abgedruckt.

7 Rosa Luxemburg hatte nur indirekten Zugang zur russischen sozialistischen Bewegung, besonders seit ihren Züricher Jahren über die befreundete Familie Aksel'rod und über Vera Zasulič, in denen sie auch engere Beziehungen u.a. zu Grigorij Plechanov und Boris Kričevskij knüpfen konnte, der mit Jogiches im Ökonomismus der „Socialdemokratičeskaja biblioteka“ gemeinsame Sache machte, aber keinerlei persönliche Erfahrung durch eigene Arbeit in russischen Organisationen — im Gegensatz zu Leo Jogiches, der bereits in seiner Heimatstadt Wilna der sozialistischen russischen Bewegung angehört hatte, aber auch Kontakte zu polnischen Organisationen in Kongreßpolen besaß, für die er offensichtlich als Kontaktperson fungierte. Vgl. Ze wspomnień Ludwika Kulczyckiego, in: Z pola walki, Warszawa, Jg.15 (1972), Nr.1, S.173; Ch. L. Rapoport, Vospominanija o dele 1-go marta 1887 goda, in: Krasnaja letopis', Moskva 1923, Nr.5, S.8f.; Charles Rappaport, The Life of a Revolutionary Emigré (Reminiscences), in: Ylvo Annual of Jewish Social Science, New York 1951, S.213f.; K. Grinius, Atsiminimai ir mintys, Tübingen 1947, Bd.1, S.113. Dazu neuerdings ansatzweise auch: Feliks Tych, Leo Jogiches' Kritik an der bolschewistischen Partei, in: IWK, Jg.27 (1991), H.3, S.303–313.

und insbesondere Lenin und dessen Bolschewiki im Geiste des richtigen deutschen Marxismus zu „europäisieren“ und damit den Vorstellungen der SPD in organisationspolitischer und ideologischer Hinsicht anzugleichen.⁸ Nur dürfe es hierbei zu keinem „offenen Krieg“ kommen, was wohl als Heimtücke definierbar wäre.

Die von Rosa vermittelte arrogante Überheblichkeit und anmaßende Selbstgefälligkeit blieben ein dauerhaftes Merkmal ihrer polnisch-litauischen Partei gegenüber den Bolschewiki. Das sogar über die bloße Bestandsdauer der Partei hinaus, weit über den bolschewikischen Sieg in Rußland. Sogar als Mitglieder der russischen Partei stellten die Polen in der Moskauer politischen Emigration anfangs August Bebel an die Spitze ihrer Idole. Auch beanspruchten sie in der Vereinigung Alter Bolschewiken die Zuerkennung einer längeren revolutionären Vergangenheit als sie selbst der Heros und Ideologe der kommunistischen Revolution Lenin besaß, was eine unerhörte Gotteslästerung war. Natürlich wurde sie ihnen verweigert. Immerhin wurden sie revolutionsaltermäßig ihm gleichgestellt, — Erfolg und Absage zugleich.

In der politischen Szene ihrer Zeit galt Rosa Luxemburg unter deutschen Parteifreunden als eine unbekehrbare und unbelehrbare Radikale, eine ganz besonders Linke, was insbesondere durch die Mitgründung des Spartakusbundes und der Kommunistischen Partei Deutschlands später bestätigt wurde. Als Radikale galt sie den Deutschen zusammen mit dem ihnen sonst wenig bekannten, ausgerechnet von Rosa als Sachzuständigen der deutschen Partei für ost-europäische Fragen nahegebrachten, zugleich von ihr freilich auch entsprechend ihrer Einschätzung abqualifizierten Lenin. Diese Nähe, in die sie gestellt wurde, mißfiel ihr jedoch sehr, aus welchen Gründen auch immer, auch wenn sie gegen ihre übrige Einordnung nichts weiter einzuwenden hatte. Im Gegensatz zu ihm wurde ihr von den deutschen Parteifreunden immerhin zugestanden, sie rede der körperlichen Gewalt weniger direkt das Wort. Gleichwohl heiße sie soziale Macht gut, die in spontane revolutionäre Gewalt, in einen durchaus auch gewaltsamen, blutigen „Volksaufstand“, wie sie es nannte, einzumünden und die Menschen gleichermaßen wie ihre Lebensumstände zu verändern hätte. Ob diese es wirklich wollten, danach fragte sie aber nicht. Schon immer wußten Ideologen besser als die Betroffenen selbst, was für sie gut und richtig ist, um es ihnen zu diktieren.

Ihr später so sehr gepriesenes, zur mariologischen Offenbarung stilisiertes humanistisches Freiheitsverständnis, ihr Humanismus und ihre Humanität, die daran zu kontrastieren wären, stammen allerdings nicht aus dieser Zeit der Auseinandersetzungen und des unnachsichtigen politischen Kampfes. Es gab eine Zeit, da sie klar und bedenkenlos zum Ausdruck brachte und damit entsprechende Dispositionen freilegte, die sie leiteten und beherrschten, politische Gegner, eben alle die anders Denkenden und anders Handelnden, „müßte man ohne Umstände erschießen“.⁹ Solche und ähnliche, nicht sonderlich menschenfreundliche Ansichten

8 Den Russen ins Gesicht sagte es Rosa Luxemburg auf deren Londoner Kongreß von 1907, was sie dann in ihrer Korrespondenz mit russischen Parteiführern unterstrich und noch weiter ausdeutete. Vgl. Pjatyj (londonskij) s'ezd RSDRP. Aprel' – Mai 1907 goda. Protokoly. Moskva 1963, S.391ff; Brief Rosa Luxemburgs an Pavel Aksel'rod vom 2.5.1905, in: Z pola walki, Moskva 1931, Nr.11–12, S.245. — Auch die von Rosa Luxemburg in großem Maße bestimmte Parteistrategie der polnisch-litauischen Sozialdemokraten ging von solchen Vorstellungen aus; auf ihrem VI. Parteikongreß 1908 in Prag wurde kritisiert, daß Lenins Theorien fehlerhaft und weltfremd seien. Vgl. Sprawozdanie z VI Zjazdu Socjaldemokracji Królestwa Polskiego i Litwy, Kraków 1910, S.113ff.

9 Rosa Luxemburg an Bogdanov (Malinowskij) vom 28.7.1909, in: Róza Luksemburg, Listy do Leona Jogichesa-Tyszk. Hrsg. und bearbeitet von Feliks Tych, 3 Bde, Warszawa 1968–1971, Bd.3: 1908–1914, S.49, Anm.4. — Die deutsche Übersetzung des russischsprachigen Briefes ist nicht eindeutig genug. Statt „einfach erschießen“ wäre sinngemäßer und eindeutiger „ohne Umstände“ oder „geradewegs erschießen“ gewesen, wobei der verwendete russische Ausdruck „rasstrelat“ nicht nur „erschießen“ bedeutet, sondern auch für eine Exekution durch Erschießen steht. Vgl. Rosa Luxemburg, Briefe an Leon Jogiches. Mit einer Einleitung von Feliks Tych, Frankfurt a.M. 1971, S.268, Anm.4.

und Haltungen besaßen weit mehr Zeit, auf Rosa einzuwirken als jene sehr späten von der Freiheit der anders Denkenden.

Erst in den letzten Lebensmonaten nach wiederholten Gefängnisaufenthalten, im persönlichkeitsverändernden Abgeschottetsein der Gefängniszelle, in ganz besonders nervenzehrenden, aber auch zur Einkehr bewegenden Verhältnissen ihres letzten Einsitzens, begannen sich offenbar anlässlich ihrer Kritik an Methoden der „russischen Revolution“ Lenins, der Oktoberrevolution, manche ihrer bisherigen Standpunkte, darunter auch diese, ansatzweise zu wandeln. Bezeichnend ist freilich dabei schon, daß dieses, wie übrigens ihre ganze Revolutionskritik, nicht sofort nach ihrer Niederschrift oder nach Rosas Freilassung bekannt wurde, was dann die Frage nach deren Aufrechterhalten in der Freiheit und im beginnenden politischen Umsturzprozeß mehr als berechtigt, sondern, von ihr selber verschwiegen, erst posthum, einige Jahre später, — von ihren Freunden aus Kenntnis der Persönlichkeit Rosas auch sogleich in corpore angezweifelt, was damals zu einigem politischen Streit und Durcheinander führte.¹⁰ Später wurden die Zweifel sehr einseitig und undifferenziert als ein Angriff auf die Integrität Rosas abgetan, ohne weiter bedacht und reflektiert zu werden, weil es in die politische Auseinandersetzung paßte.

Die späte, aber nicht konsequent genug weiter verfolgte Bereitschaft zur Einsicht in die echte, wahre Freiheit hatte schon gar keine Gelegenheit, Rosas *ganzes* Leben und Werk zu bestimmen, wie zur Zeit ihres späten Kults in völliger Verkennung der wahren Zusammenhänge und richtigen Proportionen immer wieder hervorgehoben wurde. Es sollte schon darüber nachgedacht werden, wie es sich in solcher Verbindung mit den verschiedenen anderen, weit weniger menschenfreundlichen Bekundungen und Verhaltensweisen Rosas verhielt, um sie um der Wahrheit willen und keineswegs wegen politischer Hintergedanken, wie wieder eilig abgewertet werden könnte, eines möglichen Mythos zu entkleiden, den sie vielleicht gar nicht verdient. Über ihren vermeintlichen, nicht differenziert genug reflektierten Humanismus und die Menschlichkeit, die ihn begleitet haben soll, wurde möglicherweise ihr ganzes, auf seine Art jedoch außerordentlich bemerkenswertes und verdientes, kämpferisches sozialistisches Leben in Deutschland zu einer Legende verzerrt. Darüber nachzudenken lohnt schon, will man nicht nur Schimären nachjagen.

Dabei hatte sie selber alle Legendenbildungen abgelehnt, insofern Realistin. Als solche aber hat sie sich der bereits vorhandenen Mythen, Legenden und politischen Symbole sehr geschickt, freilich auch demagogisch zu bedienen gewußt. In ihrer polnischen Heimat besitzen sie alle bis auf den heutigen Tag neben religiösen auch politische, häufig dazu ausgesprochen nationalistische, fremden- und minderheitenfeindliche, antisemitische Funktionen für jeweils aktuelles politisches Verhalten und soziales Geschehen. Die polnische Gesellschaft lebte schon immer mit einem tiefverwurzelten populären, aber stereotypen und messianistisch überhöhten, megalomaniisch-polonozentrischen Geschichtsbewußtsein, das von der historischen Wirklichkeit grob abweicht und das sich Rosa dienstbar zu machen suchte, wenn gleich ziemlich unbedacht und ungekonnt und mit weniger Erfolg, als sie sich wohl gewünscht hatte; wenn politisch für ihre Zwecke nötig, wagte sie aber auch, dagegen anzukämpfen, was die polnische Gesellschaft wiederum gegen sie aufbrachte und dann zwangsläufig zu ihren Ungunsten ausschlug. Dieser Widerspruch in Rosa Luxemburg, nur einer von

10 Clara Zetkin, Um Rosa Luxemburgs Stellung zur russischen Revolution, Hamburg 1922; [Julian] Marchlewski, Pamięci Róży Luksemburg i Leona Jogiches (Osobiste wspomnienia), in: Z pola walki, Moskwa 1927, Nr. 2, S. 144f.; A. Małeck, W 10-letnią rocznicę 1919–1929, in: a.a.O., 1929, Nr. 7–8, S. 26f.

vielen, stammt möglicherweise daher, daß die gängigen Stereotypen allesamt von ihren politischen Widersachern auch gegen sie, gegen die „polnische Róza“, benutzt wurden, ohne daß alles dies bei der Betrachtung der „deutschen Rosa“ wahrgenommen und zu ihrer Einschätzung hinzugezogen wird.

Sicher, Rosa Luxemburg war auch Humanistin. Doch sie war es in der Regel nur dann, wenn es ihr von Nutzen schien oder in den Kram paßte, keineswegs aus innerster Überzeugung und bedingungslos. Ihre Teilnahme an häßlichen, verabscheuungswürdigen und diskriminierenden, beleidigenden politischen Affären und Machenschaften, wenngleich zuweilen auch nur halbherzig, was ihr zugute zu halten wäre, hätte es sie davon abhalten können, bis zum bitteren Ende daran mitzumachen, obwohl es meist aus privater, emotionaler Abhängigkeit von ihrem geliebten, aber bösen Geist, ihrem langjährigen Lebensgefährten Jogiches-Tyszka geschah, dem intriganten und herrschsüchtigen „Wilnaer Lassalle“, wie er Größe und politische Anerkennung heischend sich seinerzeit in seiner Heimatstadt Wilna selbst gründlich überschätzte,¹¹ genügt allein schon, um ihren so bereitwillig und kritiklos gepriesenen Humanismus und ihre vorgebliche Menschlichkeit sehr erheblich zu revidieren. Dazu zu rechnen ist auch die sich über eine Reihe von Jahren hinziehende, geschmacklos und rachsüchtig inszenierte, verleumderische „deutsche“ und „polnische“ Affäre Radek zum Zwecke dessen moralischer und politischer Vernichtung¹² mit ihren vielfältigen internationalen Weiterwirkungen unter Radikalen bis hin zu Lenin, dem sie wiederum zur Forcierung der Spaltung der polnischen Partei Rosas diene. Indirekt half Rosa auf diese Weise sogar, das in Frage zu stellen, was sie mit aufgebaut, theoretisch ganz entscheidend ausgeformt und liebevoll gehegt hatte.

Hätte Rosa die von ihren Jüngern als ihr Lebensinhalt verstandene Devise wirklich ernst genommen, statt „eine Gemeinheit zu begehen“ lieber „vor Leid zu sterben“, dann hätte sie an der Affäre Radek entweder gar nicht erst teilnehmen oder sie dann nicht, dazu auch noch voller Genugtuung, überleben dürfen, ganz abgesehen von ihrer Beteiligung an der Planung der ganzen Schmierensinszenierung.¹³ Doch auch diese Lebensdevise Rosas war erst in den Kriegsjahren im Gefängnis von Wronke herangereift, genau so wie jene, daß ihr „der Friede und der einfache Wunsch jedes anderen Menschen ein Heiligtum ist“, vor dem sie „lieber zusammenbreche, als es roh antaste“. ¹⁴ In ihren verschiedenen, auch liebenswerten Duseleien, wie im Trockenlegen von ins Tintenfaß gerutschten Wespen, was aber paradigmatisch für ihre schier franziskanische Liebe zu allen Geschöpfen dieser Erde angeführt wird, bei

11 Ze wspomnień Ludwika Kulczyckiego, in: *Z pola walki*, Warszawa 1972, Nr.1, S.173. — Kulczycki fand Jogiches „sehr unsympathisch“; er sei „Doktrinär in des Wortes schlimmster Bedeutung, dazu auch noch ein Arrogant“. Viele Jahre später beschrieb ihn Karl Kautsky: „Die Verschwörung“ sei das „Lebenselixier“ von Jogiches gewesen, der „in hervorragendstem Maße alle Qualitäten eines Chefs von Verschworenen“ besessen habe und „erfindungsreich an Listen, kaltblütig und von einem eisernen Willen beseelt“ gewesen sei und „vor keinem Hindernis auf dem Wege zum Ziel zurückschreckt“. Vgl. Karl Kautsky, *Rosa Luxemburg*, Karl Liebknecht, Leon Jogiches. Ihre Bedeutung für die deutsche Sozialdemokratie, o.O.o.J. [Berlin 1921], S.9.

12 Eine Reihe russischer Parteifreunde, wie Pavel Aksel'rod, Alexander Pikker (Martynov) und Lev Trockij, die Lenin und dessen Finessieren gegenüber alle Vorbehalte hatte, meinten, daß es bei Radek — ähnlich wie es vor dem auch bei dem eher nationalpatriotisch eingestellten, kurzzeitigen Führer der polnisch-litauischen Sozialdemokratie Stanisław Trusiewicz (Zalewski) gewesen war — darum gehe, „einen Gegner des Vorstandes moralisch totzumachen“ (vgl. *Bremer Bürgerzeitung* vom 7.9.1912). Rubinstein (Malecki), kritisches Mitglied der von Rosa und Jogiches dominierten Parteiführung, war der Meinung, man wolle Radek „nicht richten, sondern morden“. (Aleksander Rubinstein und Jakub Fürstenberg (Hanecki) an SPD-Vorstand vom 23.8.1912, in: *Internationales Institut für Sozialgeschichte*, Amsterdam, Kautsky-Archiv. G 6: Fall Radek. Zu alledem ausführlich: Georg W. Strobel, *Die Partei Rosa Luxemburgs*, a.a.O., S.372ff.

13 Brief Rosa Luxemburgs an Hans Diefenbach vom 7.1.1917, in: *Rosa Luxemburg, Briefe an Freunde*, a.a.O., S.64.

14 Ebda.

jedoch paralleler Ablehnung jener nationalen Freiheit, die eben nicht mit klassenbezogener Autonomie zu befriedigen war und die von Polen als das für sie einzig erstrebenswerte freie Leben in der Menschengemeinschaft verstanden wurde, und der Ausleerung ganzer Unratkübel über den Häuption politischer Widersacher, was ja auch Unfrieden und Gewalt bedeutet und was alles dann im Verständnis von ihrer die anders Denkenden zufriedenstellenden Menschlichkeit zusammengebracht werden muß, obwohl im höchsten Maße disparat, von Autoritäten wie Benedikt Kautsky freilich sehr verkürzt und gedankenlos gar noch als „menschlicher Sozialismus“ der Rosa gepriesen wurde, ist ihre Besinnung auf die vordringliche Freiheit der anders Denkenden sowie auf die Ablehnung von Gewalt, wie des von ihrem sehr verdienten polnischen Parteifreund Feliks Dzierżyński im revolutionären Rußland organisierten Roten Terrors — wobei kaum irgendwo bemerkt wird, daß sie ihn gerade wegen dieser Grausamkeiten, die sie ihm nicht zugetraut hätte, mitleidig, aber sehr entschieden ablehnte! —, nicht zu suchen. Es gab in Rosas Leben viele, viel zu viele Widersprüche und Lippenbekenntnisse zu Fragen der Humanität und Menschlichkeit, die ihren späten Jüngern den Blick auf die gelebte Wirklichkeit der Rosa wie ein Paravent verstellen. Sie sollten von jener wirklichen Besinnung klar abgesetzt werden, welche in der Reflektion vieler Dinge und früherer Gedanken in der Einsamkeit des Gefängnisses zustande kam; allerdings eben erst sehr spät in ihrem viel zu kurzen Leben. Sucht man bei ihr nach Wurzeln einer tiefer verstandenen, moralisch und nicht nur ethisch begründeten Menschlichkeit und eben solchem Humanismus, ist man ihnen hier auf der Spur: in ihrem weitgehenden Getrenntsein vom politischen Alltagsgeschäft und der politischen Schriftstellerei, von ihren Freunden und Genossen, eben von allem damit zusammenhängenden Verdruß, aber auch von ihrem bösen Geist, der sie zu häufig ungunst beeinflusst hatte und zu dem sie auch dann die politischen Beziehungen nicht aufgegeben hatte, als ihre private Gemeinschaft zu Ende gegangen war. Erst in der Einsamkeit und Trostlosigkeit der Gefängniszelle sind bei ihr Humanismus und Menschlichkeit gereift.

Doch als sie das Gefängnis verließ, in ihr altes Geschirr zurückkehrte, auch unter den Einfluß Jogiches', des Konspirateurs und Lenkers des von ihr mitbegründeten Spartakusbundes, dem die dort erworbenen Meriten seine politische Autorität gestärkt und neue Überzeugungskraft verliehen hatten, scheint sie von einem Augenblick zum anderen das meiste von ihren Gefängniseinsichten wieder zurückgedrängt zu haben; obwohl nicht ganz und gar aufgegeben, wie weniger allerdings ihren Taten als vielmehr wieder ihren Äußerungen entnommen werden kann. Sollte es bei ihr aber tatsächlich anders gewesen sein, warum hat sie dann ihre edelmütigen, hochherzigen Einsichten nicht in alle Himmelsrichtungen hinausgeschrien, und sei es nur, um sich selber und ihre Parteiarbeit, nunmehr nahezu ausschließlich die deutsche, von den unter vier Augen längst verurteilten Mord- und Terrorkommandos Dzierżyńskis zu distanzieren, die schließlich ja auch Klassenbrüder sinnigerweise aus Gründen schnöder Machtbewahrung und -sicherung nicht verschonten, wie im Sommer 1918, was ihr zusätzliche Legitimation dazu hätte geben können? Hätte das grausame Tun durch die Empörung, die sie mit ihrer unbestrittenen internationalen Autorität in die Welt hinausposaunt hätte, nicht gar gemildert werden können? Hinderte sie erneut revolutionsorientiertes Strategiedenken daran, das per definitionem die Freiheit des anders Denkenden wegen seiner Zieleffizienz gar nicht akzeptieren konnte und durfte und daher durch Edelmut und Humanismus statt befördert eher behindert worden wäre? Oder waren gar ihre Gefängnisreflexionen letzten Endes etwa doch erneut wieder schillernde, wohlklingende Lippenbekenntnisse oder gute Vorsätze, wie früher schon häufiger, die auch jetzt wieder nicht eingehalten worden sind? Es gibt vieles, was bei der

Beschäftigung mit dieser komplizierten und vieldeutigen, charakterlich so ungemein vielschichtigen Frau aus Osteuropa bedacht werden sollte und nicht voreilig und leichtfertig vom Tisch gewischt, nur weil es nicht in das vorgezeichnete Heiligenbild hineinpaßt oder diese Göttin der Menschlichkeit und Humanität, als die sie gern gesehen wird, auf ihrem Ruhmessockel beschädigen könnte. Waren es vielleicht noch Überbleibsel jenes Kampfes von Rosa gegen Bernstein, der ja Gewalt als Lösungsmittel der Probleme predigte, aber in der realen Entwicklung des Sozialismus in den nächsten Jahrzehnten, auch des mittlerweile in sich zusammengestürzten Realsozialismus, sich als realitätsfremder denn Bernsteins Vorstellungen erwies? Rosas Leben ist eben nicht ganz mit ihrem zu frühen Lebensabend zu vergleichen.

Alles das hinderte Rosa Luxemburg andererseits keineswegs, ein empfindsamer Schöngestir zu sein, empfänglich für ihre Umgebung, für die Natur und deren Geschöpfe. Aber auch das war sie am deutlichsten dann, wenn sie, wie seinerzeit in Wronke und Breslau, nicht vollends von der Politik vereinnahmt wurde, sondern für sich, für Naturbeobachtungen, sogar noch an den Zellenfenstern, Muße hatte. Von dort kamen an ihre Freunde einfühlsame und zauberhaft poetische, die Natur, ihre Geschöpfe und besonders das Leben ganz allgemein, insbesondere freilich ihr eigenes, einsichtig wägende und kritisch spiegelnde Briefe. Auch von der herben Schönheit der Insel Sylt hatte sie nachhaltige Eindrücke nach Berlin mitgenommen,¹⁵ wie von vielen anderen Orten und Landschaften ebenso. Sie liebte Politik und Kunst gleichermaßen, doch hielt sie beides nicht immer sauber auseinander: hier das Öffentliche, dort das Private. Erst viel später hieß es: Kommt einander nicht ins Gehege, wie es in der Zeit ihres Zusammenlebens mit Jogiches-Tyszka immer wieder geschehen war. Die Präferenzen deuteten allerdings politische Vorbehalte an. Sie delectierte sich an Mozart und Beethoven, nicht aber an Moniuszkos polnischen Nationalopern mit ihren lyrischen Arien, die auch heute noch bei Saufgelagen gegrölt werden. Sie liebte Tizian und Rembrandt, fand jedoch überhaupt keinen Gefallen an den für Polen so symptomatischen, dort sehr beliebten Militaria-, Historien- und Symbolmalern, wie Matejko oder die beiden Kossaks, Vater und Sohn, liebte Goethe, Lessing, Conrad Ferdinand Meyer, den unbestrittenen Favoriten der deutschen Linken ihrer Zeit, und Grillparzer wie sogar Ricarda Huch, lehnte jedoch den ungestümen, hitzigen und temperamentvollen, ihr so sehr verwandten Schiller ab, den ihre Mutter über alles gemocht und mit dem sie im Elternhaus strapaziert worden war. Die Literatur Rußlands liebte sie über die Maßen und übersetzte daraus, keineswegs nur Korolenko, dessen Ansichten und sozialen Urteilen sie sich besonders eng verbunden fühlte.

Nach außen eine selbstbewußte, eigenständige Frau, die sich in einer Männergesellschaft durchzusetzen verstand, war sie dennoch in vielen Alltagsdingen hilflos und unselbständig, keineswegs im heutigen Sinne emanzipiert, auch wenn es so scheinen könnte. Voller Sehnsucht nach Liebe, Familie, männlicher Zuwendung und Kindern nahm sie fügsam entwürdigende Bevormundungen in Kauf. Gerade ihr Verhältnis zu Jogiches-Tyschko, wie er sich deutsch schrieb, war davon im Übermaß geprägt, bis hin zu theoretisch-ideologischen Formulierungen und Überlegungen. Sogar ihre Doktorarbeit war nicht frei davon. Es dauerte lange, bis sie sich freizumachen begann. Ganz gelang es ihr nie. Wegen frauenemanzipatorischer Bestrebungen, wegen „Spielereien“ in ihren wohl nicht nur „polnischen“ Augen, mit denen

15 Georg W. Strobel, Rosa Luxemburg über Sylt und die Nordsee, in: Kulturpolitische Korrespondenz, Bonn 1977, Nr.313–314, S.21f.

sie es aber sah, hänselte sie Clara Zetkin, ihre Freundin, mit deren erheblich jüngerem Sohn Kostja sie sogleich nach dem Ende ihres Verhältnisses zu Jogiches nicht nur romantisch befreundet war. Rosa, die trotz des ihr angedichteten Humanismus nach der spöttelnden Meinung ihr wohlgesonnener deutscher sozialdemokratischer Parteiväter und befreundeter Zeitgenossen bis über die Knöchel im Blut der Revolution watete, die sie aber, als sie in Rußland 1917 ausbrach, in ihrem Erfolg in Frage stellte und grob unterschätzte,¹⁶ war eben ein weit mehr differenzierter und komplizierter Mensch, der auch viel weniger in sich ruhte, als ihre Adoranten hüben wie drüben sie später zu verstehen bereit waren. Sie war halt ein Mensch aus Fleisch und Blut mit gleich verteilten Vorzügen und Fehlern, klug, leidenschaftlich, lebensfroh und begeisterungsfähig, streitbar, aber auch streitsüchtig, voller Leben, Temperament, Witz und sprühender, geistvoller Energie und Verve, trotzdem aber nicht verschont von Depressionen und schweren Migränen, der, wie damals gesagt wurde, (Schein-)Krankheit besserer Damen, hingabebereit an Ideen und Menschen, unberechenbar und nachtragend in Haß und Zorn, jedoch liebe- und anerkennungsbedürftig, konsequent in der Ablehnung, aber beeinflussbar, anmaßend und leichtgläubig, keineswegs nur jenes entrückte Denkmal, ein Symbol, eine Heiligkeit, auf einem unersteigbar hohen marmornen Sockel, einem Throne gleich, zu dem man sie gern wieder machen möchte.

Die polnische Róza

Das Schicksal der Rosa Luxemburg aus dem chassidischen Zamość mit einer auch im Hinterland an erschreckenden Pogromen reichen Geschichte, die sie im heimatlichen Warschau ebenfalls hautnah erleben und spüren konnte, ist es, in Deutschland hüben und drüben als Heilige eines Humanismus und einer Freiheitsidee beschworen zu werden, die, möglicherweise weil sie sie selber in der Zeit ihrer persönlichkeitsbildenden Sozialisation nicht erlebte, sondern weit stärker das Gegenteil, die Pogromgewalt, ihr weitaus fremder waren, als heute Glauben gemacht wird. Sie wird als Mensch von ihren Jüngern sträflich verbogen. Und das nicht nur heute drüben, sondern auch früher schon, hier und dort. Erneut soll sie zu einer kultischen Symbolfigur für etwas gemacht werden, was sie in dieser Weise zu keiner Zeit versinnbildlichte.

In ihrem Geburtsland Polen gilt sie seit jeher wiederum als ein zutiefst feindseliger, nationales Unglück verheißender Satan, bar aller Eigenschaften, die ihr in Deutschland zugedichtet werden. So gab es hier auch zu keiner Zeit einen Kult um sie, nicht einmal einen ernsthafteren Streit um ihre Bedeutung. Selbst in den Jahren der realsozialistischen Herrschaft war man gerade noch bereit, sie als eine Nationalökonomin zu akzeptieren. Unrecht tat man ihr damit nicht. Sie hatte Volkswirtschaft studiert, mit einer auf Polen bezogenen geistvollen Arbeit in Zürich promoviert, über die Akkumulation des Kapitals und über den Imperialismus geschrieben, Jahre vor Lenin und Bucharin, der Lenin nach Kontakten mit der Rosa inspiriert hatte, was später zu erwähnen gotteslästerlich war, und auf der deutschen Parteischule alles das auch noch zur Zufriedenheit gelehrt. Obwohl viele ihrer Briefe in Polen veröffentlicht wurden, so waren es keineswegs alle, sondern vornehmlich nur die an ihren Lebensgefährten Jogiches — ein Teil davon jedoch bereits an der Wende der zwanziger Jahre sogar in der Sowjetunion in einer polnischen parteihistorischen Zeitschrift, die die Traditionen ihrer Partei pflegte, Anfang der dreißiger Jahre aber eingestellt werden mußte —, außerhalb der engen

16 Brief Rosa Luxemburgs an Marta Rosenbaum vom April 1917, daß „auf dauernden Erfolg dort ja nicht zu rechnen [ist]“, in: Rosa Luxemburg, Briefe an Freunde, a.a.O., S.122f.

Parteigeschichtsschreibung fanden sie alle freilich kaum größere Beachtung und schon überhaupt keine breitere Resonanz. Daß Rosa das Schaffen von Adam Mickiewicz, des großen polnischen Dichters litauischer Herkunft und nationalen Propheten der Auferstehung Polens und des leidensbetonten, grob anmaßenden und selbstgerechten Messianismus liebte und auswendig zu rezitieren wußte, war für Polen schon überraschend genug. Daß sie aber den Schöpfer des Nationalepos „Pan Tadeusz“ („Herr Thaddäus“) auch noch als einen frühsozialistischen Revolutionär für die polnische Arbeiterklasse zu vereinnahmen suchte, erschien in nationalbewußten polnischen Kreisen schon damals als sträflich. Obwohl in der „Leipziger Volkszeitung“ 1898 — natürlich — in Deutsch publiziert, sprach es sich rasch unter Polen herum. Weil es schon damals als eine Gotteslästerung eingestuft worden ist, wurde es später, im Realsozialismus weitgehend verschwiegen, wenn nicht gar rundweg verdreht; die 1959 nachgedruckte Moskauer polnische Übersetzung aus dem Jahre 1930 hätte daher viel mehr Sorgfalt verdient.

Im 1918 unabhängig gewordenen Polen galt Róża Luksemburg als ein ganz abgefeimter, hinterhältiger und heimtückischer Volks- und Staatsschädling, als eine Verräterin ihres Vaterlandes, — das ihr von rechten politischen Kräften sogar rundweg verweigert wurde, einmal aus diesen Gründen, zum anderen weil sie als Jüdin gar keinen Anspruch auf ein Vaterland habe, am allerwenigsten auf ein polnisches. Zudem war sie für alle ein eindringliches Beispiel dafür, was die „Żydokomuna“ („Judenkommune“) für Polen bedeute und ihm fortdauernd antue. Bei einem solchen antisemitisch aufgeladenen Urteil wagte später nicht einmal das neue, realsozialistische, sonst zu mannigfachen Geschichtsklitterungen sehr einfallsreich befähigte Polen, Rosa Luxemburg als Befürworterin oder gar Vorkämpferin eines unabhängigen, wenngleich sozialistischen polnischen Staates zu entdecken und ihr aus eigenem Legitimationsbedürfnis nationale Weihen zu erteilen. Wohlweislich hielt man sie gegenüber der breiteren Öffentlichkeit im Hintergrund.

Die politische Einordnung Rosa Luxemburgs hatte ihre Gründe. Schon in ihrer Doktorarbeit von 1897 über „Die industrielle Entwicklung Polens“ hatte sie die Verflechtung Polens mit Rußland, dem von allen Polen zutiefst gehaßten, aus wirtschaftlichen Erwägungen als nötig und daher unauflöslich geschildert. Sehr viel später, 1943, sollten ihre Vorstellungen in die Integrationskonzeption, wie sie von ihren Vertretern genannt wurde, der polnischen Kominterngruppe in Moskau eingehen, aus dem von der Roten Armee zu befreienden Polen eine Sowjetrepublik, die 17., zu machen.¹⁷ Allein aus strategischen Überlegungen wurde diese Konzeption von Stalin verworfen. Obzwar er schon zu Anfang der dreißiger Jahre den „Luxemburgismus“ verurteilt und die eigenständige Tätigkeit der polnischen Kommunisten, Nachfahren der Partei Rosa Luxemburgs, in der Sowjetunion sehr erheblich eingeschränkt hatte, war Stalin unter Einfluß seines Wirtschaftsberaters und Experten der Komintern Jevgenij Varga, einem Ungarn, aber keineswegs so frei insbesondere von ökonomischen Denksätzen Rosa Luxemburgs, wie folgerichtig angenommen werden müßte. Das unterstreicht in besonderem Maße die politische Breiten- und Tiefenwirkung, zudem die Auslegbarkeit, aber auch die politische Bedeutung ihres Denkens und ihrer Ideen. Gemessen an ihrer Kritik der russischen Revolution wäre gerade sie davon aber wohl gar nicht erfreut gewesen.

17 Zygmunt Berling, *Wspomnienia. Wolność na przetarg*, Warszawa 1991, S.329ff. — Die Erinnerungen General Berlings werden von mir erläutert und in Auszügen übersetzt demnächst in der Zeitschrift: Osteuropa, Stuttgart, erscheinen.

Für ihre Zeit stimmten die auf Polen bezogenen ökonomischen Überlegungen Rosa Luxemburgs theoretisch weitgehend.¹⁸ Die realen Schwierigkeiten Polens nach dem Verlust der russischen Absatzmärkte zwischen den beiden Weltkriegen sollten es in der Praxis folgeschwer belegen. Heute wiederholt es sich. Ihre Überlegungen und Schlüsse waren klug, aber nur ökonomisch klug. Auch liefen sie viel zu weit über ihren ökonomischen Rahmen hinaus. Politisch widersprachen sie dem alles überlagernden Wunsch der polnischen Nation, sich nach mehr als einem Jahrhundert staatlicher und nationaler Unfreiheit von den Teilungsmächten, von Rußland, Preußen und Österreich-Ungarn, zu lösen, um jeden nur erdenklichen Preis staatlich und national frei und unabhängig, selbständig zu werden, auch jenseits aller ökonomischen Logik. Autonomie innerhalb des russischen Reiches war zwar nach Rosas Überlegungen logisch, sie, ihre Partei und bemerkenswerterweise auch Roman Dmowski, ein politischer Antipode, strebten sie an, wenngleich aus verschiedenen Gründen; Dmowski weil es ihm der kleinste gemeinsame politische Nenner schien, der zu dieser Zeit national verwirklicht sein könnte. Rosa erkannte nicht, daß Ökonomie im Denken von Nationen, aber besonders der polnischen, keineswegs jene politische ultima ratio ist, wie es in Zürich Prof. Wolf, ihr Doktorvater, gelehrt hatte. Zudem propagierte Rosa Luxemburg die soziale Revolution als einzige Lösung aller offenen Lebensfragen dieser Welt, darunter auch der nationalen Befreiung, so daß diese nicht vorrangig angestrebt zu werden brauchte, die allerdings gerade bei den Polen nicht nur eine absolut vorrangige Bedeutung gegenüber allen anderen Fragen besaß, sondern nach deren Ansicht allein in einem eigenen unabhängigen, souveränen und selbstbestimmten Staat verwirklicht werden könne, nicht in einem Autonomiestatus und nicht als Folge einer sozialen Revolution, aufgelöst in einer amorphen Weltbrühe. Schon der nationale Stolz stand dem entgegen. Für Polen bedeuteten Humanität und Menschlichkeit sowie ausgleichende, höhere Gerechtigkeit zuoberst eben nationale Freiheit und staatliche Unabhängigkeit, was Rosa nicht verstand oder erkannte.

Nach Rosas Theorie war ein eigenständiger nationaler Staat im Gefolge der sozialen Befreiung gänzlich überflüssig, wie ein lästiger Kropf, vorher aber völlig indiskutabel. Er sei ohnehin ein hinderlicher, überflüssiger Umweg auf dem Wege zur allumfassenden, universalen Freiheit, die sie damals noch nicht bereit war, staatspolitisch genauer auszudeuten. Damit befand sie sich mit Marx und Engels in guter Gesellschaft, doch auch sie folgte dem Gedanken einer Diktatur des Proletariats, wenngleich nicht in der menschenverachtenden bolschewikischen Form Lenins, die später auch die Herrschaftsform der DDR werden sollte, sondern in einer parlamentarisch abgestuft und gewichtet zustande gekommenen, ähnlicher derjenigen, die in der russischen Partei die Menschewiki vertraten. Letzten Endes bedeutete sie aber in ihrer endgültigen Wirkung ebenfalls die Herrschaft einer Mehrheit über die Minderheit, nur auf

18 Die Originalität dieser in ihrer Dissertation von 1898 entwickelten Theorie ist anzuzweifeln. Wie in Dissertationen nicht unüblich, übernahm Rosa fremde Gedankengänge, die, bei deren späterer politischer Instrumentalisierung, ihre geistigen Väter vergessen bzw. erst gar nicht als solche erscheinen ließen. Vor Rosa Luxemburg warf Leo Winiarski die Frage nach dem Problem der russischen Absatzmärkte als Motiv für die Verneinung einer Verselbständigung Polens wegen der damit verbundenen protektionistischen, Polen schädigenden Abgrenzung auf. Vgl. Leo Winiarski, *Der Sozialismus in Russisch-Polen II*, in: *Die Neue Zeit*, Jg. 10 (1892), Bd. 1, S. 485–494, hier S. 488. Winiarski promovierte 1884 in Lausanne bei Vilfredo Pareto; freundschaftliche Beziehungen verbanden ihn mit Léon Walras. Die Verflechtung Kongreßpolens mit Rußland als Voraussetzung und Motor des ökonomischen Aufschwungs im polnischen Landesteil, was dessen Herauslösung sozial und wirtschaftlich unzweckmäßig erscheinen ließe, betonte, wenngleich mit anderen Absichten als die Rosas, der russische Nationalökonom I. Janżul bereits 1887. Vgl. I. Janżul, *Istoričeskij očerk razvitiia fabrično-zavodskoj promyšlennosti v Carstve Pol'skom*, Moskva 1887, S. 84ff.

eine andere Weise zustande gekommen als Lenins; — nicht gelindert durch die von ihr zu ihren Lebzeiten nicht bestätigte, daher auch moralisch verwaist gebliebene Ansicht, daß die Freiheit immer die Freiheit der anders Denkenden sei. In der Vorstellung von der Art und Weise der Diktatur des Proletariats waren sich beide, Rosa Luxemburg und Lenin, wieder weitgehend gleich, — bis auf die zeitweilige Kritik Rosas an der russischen Revolution. War es aber damals eine Kritik an der Institution der Diktatur des Proletariats oder nur an deren gewalttätiger Wahrnehmung im revolutionären Rußland? Eine offene Frage, auch für ihr Freiheits- und Humanitätsverständnis.

Trotz alledem widersprach Rosa von Anfang an, seitdem der Gedanke der Schaffung dieses internationalen Werkzeugs zur Durchsetzung der als Schritt in die Freiheit ausgegebenen Diktatur des Proletariats bei Lenin im Gefolge der Zimmerwalder Bewegung der Kriegsjahre überhaupt aufkam, der Gründung einer neuen, Dritten, der Kommunistischen Internationale, die Lenin dann 1919, bereits nach ihrem Tode, ins Leben rief, obwohl die Vertreter Rosas polnisch-litauischer Partei mit ihrem ausdrücklichen Einverständnis der von Lenin geführten Linken innerhalb der Zimmerwalder Bewegung sonst folgten.¹⁹ Sie war jedoch nicht bereit, die Zweite, die Sozialistische Internationale, in deren ISB sie als Vertreterin ihrer polnischen Partei Sitz und Stimme hatte, zu verraten, wie er. Trotz vieler Übereinstimmungen begleiteten die vielfachen Gegensätze zu Lenin Rosa Luxemburg ein Leben lang. Ist sie aber allein deswegen auch schon eine beispielgebende, kult- und symbolverdächtige Humanistin?

Auch wenn Rosa Luxemburg auf ihre Weise logisch schlüssig und konsequent dachte, so argumentierte sie, bezogen auf die polnische politische Wirklichkeit und auf die Wünsche der polnischen Gesellschaft, quer durch alle Lager und Schichten, denen sie und die von ihr mitbegründete Sozialdemokratie des Königreiches Polen und Litauens sich zu stellen gehabt hätten, politisch erstaunlich naiv, kurzfristig und absolut kontraproduktiv gegenüber ihren eigenen Vorstellungen und Zielen. Lag dieser Widerspruch etwa daran, daß sie als Nicht-Polin aus einem dem Deutschtum nicht nur aufgeschlossenen bürgerlichen jüdischen Elternhaus, was in dieser Schicht häufiger war, als heute angenommen werden könnte, sondern aus Familientradition sogar eng verbundenem mit russischen, nicht aber polnischen Präferenzen, wie später beschönigend dargestellt wurde, gegenüber dem polnischen nationalen Streben zu wenig sensibel war oder daß sie, was als der von ihren späteren Jüngern beanspruchte Humanismus gedeutet werden könnte, dieses Denken dem übergeordneten Interesse einer unterdrückten Menschheit unterordnete? Ihr Elternhaus war in einem solchen Maße deutsch bestimmt, daß sie bereits als Neunjährige die verbürgte Fähigkeit besaß, aus dem Deutschen zu übersetzen.²⁰ Das erklärt ihre spätere nuancierte und akzentfreie, ausdrucksstarke und sehr bildhafte, metaphorreiche, auch verletzend, Beherrschung des Deutschen, die manche deutschen Parteifreunde nicht nur verärgerte, sondern auch neidisch werden ließ. Sie beeindruckt heute noch.

Ihre theoretischen Vorstellungen brachten Rosa Luxemburg ganz zwangsläufig, und eigentlich damals schon vorhersehbar, in einen unüberwindlichen Gegensatz zur polnischen Nation und deren Verständnis von Humanismus, der für sie quer durch alle Schichten historische Gerechtigkeit und Freiheit, ganz besonders und vordringlich nationale neben der persönlichen, bedeutete. Die andere sozialistische Partei, der sie zeitweilig sogar angehört hatte, ihr aber

19 Georg W. Stöbel, Die internationale Arbeiterbewegung und der Erste Weltkrieg, in: Deutschland und der Erste Weltkrieg. Ringvorlesung an der TH Darmstadt im Wintersemester 1984/85. Hrsg. von Helmut Böhme und Fritz Kallenberg, Darmstadt 1987, S.246ff.

20 Aleksander Kocharński, Róża Luksemburg, Warszawa 1976, S.12.

bald verdrossen den Rücken kehrte, die „Polnische Sozialistische Partei“ (PPS), die der nationalen vor der sozialen Befreiung im Einklang mit dem allergrößten Teil auch der Arbeiterklasse, auf die die Rosa baute, den absoluten Vorzug gab, betont antirussisch war und später unter großen Opfern sehr wesentlich zur Erringung der staatlichen Unabhängigkeit Polens beitragen sollte, in allem also eine Antithese zur Sozialdemokratie Rosas, wurde für Rosa Luxemburg daher auch zum skrupellos bekämpften und verleumdeten Feind, zum Vertreter eines kleinbürgerlichen, sozialistisch verbrämten polnischen Nationalismus, was sich im Verständnis Rosas für die polnische Nation diskriminierend hinter ihrem Wunsch nach Freiheit verbarg. Die Partei Rosa Luxemburgs gewann wegen solcher Gegensätze unter Polen einen nur sehr mäßigen Einfluß, dazu auch nur in Kongreßpolen. Rosa und ihre Partei vertraten schließlich noch die Ansicht, daß polnische Sozialdemokraten in den beiden anderen Teilungsgebieten sich den jeweiligen andersnationalen sozialdemokratischen Parteien anschließen hätten, was wiederum als Absage an nationale Eigenständigkeit ausgelegt wurde. Rosa verstand diese Regelung wiederum als ihren Tribut an den von den polnischen national-orientierten Sozialisten strikt abgelehnten Internationalismus. Sie bildeten in den anderen Teilungsgebieten und im Ausland eigene, polnische sozialistische Parteien und parteiabhängige Organisationen, beispielsweise von Studenten an ihren Universitäten, die dann mit den andersnationalen Parteien zusammenarbeiteten oder, wie die PPS zp (PPS des preußischen Teilungsgebietes [PPS zaboru pruskiego]), von der SPD finanziert und ausgehalten wurde.²¹ In ihren Kampfmitteln standen sich beide marxistische Parteien in nichts nach. Die PPS warf der Partei der „polnischen Róža“ und ihr selber vor, daß sie zum Überleben und zur Neuorganisation ihrer Partei in Kongreßpolen nach deren Zerschlagung an der Wende zum 20. Jahrhundert die Hilfe des jüdischen sozialistischen Arbeiter-„Bund“, übrigens der bedeutendsten und mitgliederstärksten sozialistischen Partei im zaristischen Rußland, — obwohl im wesentlichen nur regional tätig in der ehemaligen jüdischen Ansiedlungsregion und in Kongreßpolen —, die jeglichen Zionismus ablehnte, in Anspruch genommen habe. Dafür zeichnete aber nicht sie verantwortlich, sondern Feliks Dzierżyński, der von Rosa beauftragte Leiter der kongreßpolnischen Landesorganisation und spätere Begründer der Tscheka und des Roten Terrors im revolutionären Rußland.²² Daß die Sozialdemokratie Rosas ebenfalls eine Auslandsorganisation entwickelt hatte, sei nur am Rande erwähnt, als eine Entwicklung, die organisationspolitisch zwar marginal ablief, für die inneren Auseinandersetzungen und Meinungsstreite in der Partei jedoch keineswegs eine nur marginale Bedeutung besessen hatte. Doch das läuft über den Rahmen der Betrachtung hinaus. Rosa Luxemburg, die sich von ihrer jüdischen Herkunft weitgehend gelöst hatte, die zionistischen Konzeptionen eines eigenen

21 Władysław Zieliński, *Geneza i powstanie Polskiej Partii Socjalistycznej zaboru pruskiego (1890–1893)*, Katowice 1979; Władysław Zieliński, *Polska Partia Socjalistyczna zaboru pruskiego 1890/1893–1914*, Katowice 1982; Bolesław Danilczuk, *Działalność SPD i PPS zaboru pruskiego w Poznańskiem w latach 1891–1914*, Toruń 1962.

22 Georg W. Strobel, *Die Partei Rosa Luxemburgs, a.a.O.*, S.128f. — Doch die Hilfe des „Bund“ datierte noch bevor der Zeit, da sie Dzierżyński in vielfältiger Weise bei seinen Bemühungen, die Partei in Kongreßpolen wieder zu errichten, zuteil wurde, weil der „Bund“ in ihr einen natürlicheren Partner als in der sich national exponierenden PPS sah. Bereits 1987 half der „Bund“ bei der Herstellung sozialdemokratischer polnischer Flugblätter, stellte Funktionäre zur polnischen Partei ab, wie Fürstenberg-Hanecki, Ettinger-Dalski und Julia Widerschall für die Arbeit der Sozialdemokratie unter Deutschen, deren Tätigkeit in der Lodzer Region als ein besonderes Zwischenglied zwischen dem „Bund“ und der Sozialdemokratie verstanden wurde. Auf diese Weise erwarb sich der „Bund“ besondere Verdienste für die sozialistische Entwicklung in Osteuropa, denn an der Gründung der russischen Sozialdemokratie und ihrer anfänglichen Entwicklung war er gleichermaßen — oder sogar noch stärker — beteiligt.

jüdischen Staates folgerichtig genau so wie die Zusammenarbeit mit der zionistisch-sozialistischen „Poale-Zion“-Bewegung ablehnte sowie schließlich auch noch das Jiddische als eine kulturlose Sprache eines kulturlosen, daher auch im Marx-Engelsschen Sinne und nach ihrer eigenen Vorstellung geschichtsunwürdigen Volkes ansah und sich darüber mokierte, daß man als Nicht-Jude, als Gojim, diese Sprache zu erlernen suche, wie es aus sehr persönlichen Gründen ihr polnischer kleinadeliger Genosse Dzierżyński tat — die Schwester seines Freundes und „Bund“-Mitbegründers Goldman (Liber) war bis zu ihrem Tode 1903 seine Lebensgefährtin, möglicherweise sogar seine angetraute Frau; einige Jahre später nach ihrem Tode, 1910, ehelichte er die Warschauer Jüdin Zofia Muszkat, die bis in die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, stark russifiziert, Rückhalt polnischer konservativer Kommunisten in der Sowjetunion gewesen war, darunter auch der sog. Integrationisten, wie Berman und Minc²³ —, den sie deswegen aufzog und ärgerte, wurde durch die wiederkehrenden Verweise auf ihre jüdischen Wurzeln zutiefst getroffen. Sie fühlte sich dadurch in ihrer Intellektualität in Frage gestellt und abgewertet. In der üblen Diffamierungskampagne gegen sie setzte die PPS den Antisemitismus der polnischen Gesellschaft und ihrer Kirche bedenkenlos ein, was sich viele Jahre später, zwischen den beiden Kriegen, wiederholen sollte.

Schließlich wurde die Partei Rosas auch noch als eine „deutsche“ Partei denunziert und verhöhnt, womit ein weiteres ressentimentbeladenes polnisches Stereotyp bemüht wurde.²⁴ Allerdings stimmte das insofern, als in Lodz und im Lodzer Industrieviertel zwischen Zgierz, Pabianice, Aleksandrów und Ozorków, das sich mit seinen Ausläufern bis nach Piotrków ausdehnte, wo überall deutsche vor rund hundert Jahren einen industriellen Aufschwung mitten in Polen eingeleitet und seitdem vorangetrieben hatten sowie die ersten sozialistischen Organisationen, sei es in Anlehnung an Lassalles ADAV²⁵ oder an gewerkschaftliche Zusammenschlüsse, auf kongreßpolnischem Boden geschaffen und auch polnischen Mitbürgern öffneten, mithin in vielerlei Weise an der Entwicklung Polens beteiligt waren,²⁶ die Sozialdemokratie Rosas nach eigener zeitgenössischer Bekundung der Parteiführung zu einem großen, stellenweise sogar überwiegenden Teil aus Deutschen bestanden hat.²⁷ Ihnen war eben die

23 Grigori Aronson, Mark Liber, in: Doires bundistn, New York 1956, Bd.1, S.222; John Mill, Pioneren un bojer, New York 1946, Bd.1, S.140.

24 Sprawozdanie z konferencji partyjnych PPS w Tomaszowie Mazowieckim, Ozorkowie, Zduńskiej Woli i organizacji wiejskiej okręgu łódzkiego, in: Źródła do dziejów rewolucji 1905–1907 w okręgu łódzkim, Bd.2, Warszawa 1964, S.481. Dazu ausführlicher: Georg W. Strobel, Die „Deutschenarbeit“ der polnischen sozialistischen Parteien, in: Jahrbuch Weichsel-Warthe 1974, Hannover 1974, S.38ff.

25 Zur Bedeutung Lassalles für die polnische Arbeiterbewegung und des „Bund“ für die Sozialdemokratie Rosas, vgl. Georg W. Strobel, Die sozialistische Arbeiterbewegung Polens und die Juden, in: Juden in Ostmitteleuropa. Von der Emanzipation bis zum Ersten Weltkrieg. Hrsg. von Gotthold Rhode, Marburg 1989, S.242ff.

26 Otto Heike, Die deutsche Minderheit in Polen bis 1939. Ihr Leben und Wirken. Eine historisch-dokumentarische Analyse, Leverkusen 1985; Georg W. Strobel, Die Deutschen Kongreßpolens und die Anfänge des polnischen Sozialismus, in: Jahrbuch Weichsel-Warthe 1971, Hannover 1971, S.30ff.

27 Feliks Dzierżyński berichtete auf dem V. SDKPiL-Kongreß 1906, daß die Lodzer Parteioorganisation zu mehr als der Hälfte aus Deutschen bestehe, die sich durch eine vorbildliche und disziplinierte Erfüllung ihrer Parteiverpflichtungen auszeichneten. Vgl. Sprawozdanie z V-ego Zjazdu Socjaldemokracji Królestwa Polskiego i Litwy. Hrsg. Zarząd Główny SDKPiL, Warszawa 1906, S.13; Faksimile in: Georg W. Strobel, Quellen zur Geschichte des Kommunismus in Polen . . . , a.a.O., Abb. vor S.193. Stein-Krajewski gab die Zahl der deutschen Parteimitglieder wiederum mit „rund 40%“ an. Vgl. A. Krajewski, Wspomnienia z lat 1905–1907, in: Z pola walki, Moskwa 1927, Nr.4, S.128. In seinem Bericht vor dem VI. Parteikongreß meinte Leo Jogiches, daß die Lodzer Organisation nahezu völlig von Deutschen gebildet werde, die die Stütze der Partei seien. Sprawozdanie z VI Zjazdu Socjaldemokracji Królestwa Polskiego i Litwy, Kraków 1910, S.42. Später wurden alle diese Angaben von polnischen Parteihistorikern in Frage gestellt. Zu Einzelheiten und Einschätzungen des daraufhin entbrannten Streits zwischen deutschen und polnischen Historikern um die Bedeutung der Deutschen in der Entwicklung des Sozialismus und der Arbeiterbewegung in Polen vgl. Georg W. Strobel, Die deutsch-polnischen Schulbuchempfehlungen in der Auseinandersetzung um „Deutsche und Polen im Kaiserreich und

internationalistische Sozialdemokratie näher als die national orientierte PPS, die bei ihren trotz der Verleumdungskampagne aufgenommenen Bemühungen um Deutsche als Mitglieder der Partei weitgehend erfolglos geblieben war. Noch nach Jahrzehnten war die „polnische“ Rosa der ersten russischen Revolution von 1905–1907, zu deren Zuspitzung und sozialen Radikalisierung sie in den letzten Tagen des Jahres 1905 tatendurstig aus dem sicheren Berlin mit falschem Paß nach Warschau eilte, aber auch um den drohenden Umschlag der sozialen Revolution in einen nationalen polnischen Aufstand zu verhindern, der sich bereits in Schulstreiks, auch in Preußen, anzukündigen begann,²⁸ unter deutschen Arbeiterinnen von Lodz und Umgebung, in der ganzen Industrieregion, als die „deutsche“ Rosa außerordentlich populär. Rosa blieb deren Idol weit über ihren Tod hinaus. Vor ihrer Abreise vertraute sie die von ihr wahrgenommene Vertretung der polnischen Sozialdemokratie im ISB bezeichnenderweise Karl Kautsky an, dem sie ebenso die Führung der Verwaltung der Finanzen ihrer Partei übergab, bis sie dann 1908 Jogiches und nicht mehr Rosa Luxemburg von Kautsky übernahm. Als „deutsche“ Rosa haben sie Paul Löbe bei seinen Kurierfahrten nach Lodz 1905/1906 und August Bebel's Aufruf von 1905 an die deutschen Arbeiter Kongreßpolens,²⁹ die Revolution und die kongreßpolnische Sozialdemokratie Rosa Luxemburgs tatkräftig zu unterstützen, verstanden und daher auch als solche propagiert, ungeachtet ihrer polnischen Herkunft und Betätigungsseite, was schon damals ein großes Mißverständnis und eine arge politische Belastung für ihre Partei unter Polen war, — eigentlich eine Bestätigung dessen, was die PPS gegen sie diskriminierend vorbrachte. Die deutschen Arbeiter Kongreßpolens folgten aber ihrer „deutschen“ Rosa, August Bebel und Paul Löbe, der 1949 als Alterspräsident den Deutschen Bundestag in Bonn eröffnen sollte, unter großen Opfern an Toten und Verletzten bei den tagelangen Barrikadenkämpfen in der Stadt mit zaristischen Truppen Ende Juni 1905 und bei den anschließenden blutigen Auseinandersetzungen mit politischen Gegnern, meist unverbesserlichen Nationalisten.

Aus allen diesen Gründen war und blieb Rosa Luxemburg den Polen unverständlich und fremd. Als ihre Sozialdemokratie unter Zuhilfenahme von Rosas Theorien und unter ausdrücklicher Berufung auf sie, mit der sie im unruhigen Berlin Kontakt aufgenommen hatte, die Ende 1918 von Polen endlich errungene staatliche und nationale Unabhängigkeit als unnötig und schädlich ablehnte, weil sie den übergeordneten Interessen des internationalen Proletariats konterrevolutionär zuwiderlaufe,³⁰ katapultierte sie sich selber aus dem politischen

- [Forts. Anm.27] in der Industrialisierung“, in: Internationale Schulbuchforschung, Braunschweig 1984, Nr.1, S.73ff. Hierzu und zur Bedeutung der SPD in diesen Zusammenhängen: Georg W. Strobel, Die Auswirkung der Revolution von 1905 in Deutschland in: Industrialisierung, sozialer Wandel und Arbeiterbewegung in Deutschland und Polen bis 1914. XVI. deutsch-polnische Schulbuchkonferenz der Historiker, 24. bis 29. Mai 1983 in Warschau. Redaktion: Wolfgang Jacobmeyer, Braunschweig 1983, S.155ff; polnischer Nachdruck: Georg W. Strobel, Skutki rewolucji 1905 r. w Niemczech, in: Industrializacja, przemiany społeczne i ruch robotniczy w Polsce i w Niemczech do 1914 r. Red. Antoni Czubiński i Zbigniew Kulak, Poznań 1987, S.157ff.
- 28 Georg W. Strobel, Die Auswirkung der Revolution von 1905 in Deutschland, a.a.O., S.148f.; Stanisław Kala-
biński und Feliks Tych, Czwarte powstanie czy pierwsza rewolucja? Lata 1905–1907 na ziemiach polskich, Warszawa 1969.
- 29 Wortlaut, in: Georg W. Strobel, Quellen zur Geschichte des Kommunismus in Polen, a.a.O., S.233ff. In polni-
scher Sprache wurde Bebel's „Offener Brief“ vom 9. April 1905 veröffentlicht in: Czerwony sztandar, Nr.25 vom April 1905.
- 30 Die Unabhängigkeit Polens wurde von den polnischen Kommunisten und ihrer Partei als „Unabhängigkeits-
komödie“ abgelehnt. Vgl. Flugblätter vom Oktober 1918 und 6.11.1918. Polish Subject Collection. Hoover Institu-
tion on War, Revolution and Peace, Stanford University, Stanford, Calif. Die KP Polens, die damals KPRP
(Komunistyczna Partia Robotnicza Polski — Kommunistische Arbeiterpartei Polens) hieß, kündigte von Anfang
an allen „politischen Losungen, wie Autonomie, Selbständigkeit, Selbstbestimmung auf der Grundlage politi-
scher Formen des Kapitalismus“ den Kampf an, denn „für das Lager der sozialen Revolution gibt es Probleme

Geschehen im Lande — obwohl Rosa an ihm angesichts der revolutionären Ereignisse in Deutschland vorerst nicht besonders interessiert war —, dazu dann gleich noch ihre bereits bei ihrer Gründung Mitte Dezember 1918, aber auch zu wiederholten Malen nahezu während der ganzen Zeit ihres Bestehens bis 1938, da sie von der Kommunistischen Internationale, der Moskauer Überpartei, aufgelöst wurde, gleichermaßen argumentierende Nachfolgepartei Kommunistische Partei Polens (KPP), die sich übrigens über Jahre in verschiedenen Fragen weit mehr mit Rosa Luxemburg als mit Lenin identifizierte.³¹ Lenin hatte die Unabhängigkeit Polens aus dem Selbstbestimmungsrecht der Völker heraus, wie er es definierte, schon immer bejaht, was einer der verschiedenen Streitpunkte mit Rosa Luxemburg war. Das ging bis zur Fälschung eines Parteiübereinkommens über das Selbstbestimmungsrecht für Kongreßpolen, was Rosa und ihre Partei im Gegensatz zur ganzen russischen Partei ablehnten, das beim Vereinigungsparteitag der russischen mit der polnischen Partei Rosas 1906 getroffen worden war.³² Die KPP bewahrte sich ihre „luxemburgistische“ Unbotmäßigkeit lange. Sie tat es ebenfalls gegenüber der Kommunistischen Internationale und damit folgenreich für sie selber gegenüber Moskauer Interessen, von denen sie dann 1938 nicht mehr benötigt wurde. Ihre erzwungene Auflösung war die Folge.

Das polnische Urteil über die Rosa voller Ablehnung und Unversöhnlichkeit war damit auf Dauer unverrückbar festgeschrieben. Nicht einmal jenes Polen versuchte es ernsthaft zu revidieren, um seine Existenz legitimativ nicht noch mehr zu belasten und in Frage zu stellen, das sich in Rosas politischer und ideologischer Tradition verstand, — nicht nur durch die Integrationsabsichten der in Polen seit 1944 Macht besitzenden und Gewalt ausübenden Moskauer Kominterngruppe. In ihrer Mehrheit bestand sie ja fatalerweise für sie aus Juden. Für die polnische Gesellschaft bedeutete das genau so eine weitere Übereinstimmung mit der berüchtigten, verhaßten „Żydokomuna“ der Vorkriegszeit wie mit der verfemten Rosa, also eine Herrschaft von Fremden in Polen — und daher einen weiteren Grund zur Ablehnung und Selbstverweigerung gegenüber der neuen Macht. Auch das alles gehört zu den vielen Widersprüchen und Gegensätzen um Rosas Person. Ganz besonders zählt es bei der Frage nach der Wirkungskontinuität und nach der Wirkungsrichtung der Ideen und Vorstellungen „der Rosa“ in Polen und nach ihrer dortigen Einschätzung, was freilich für die „deutsche Rosa“ nicht bedeutungslos sein und unberücksichtigt bleiben darf.

[Forts. Anm.30] von Grenzen nicht“. Vgl. Platforma polityczna, in: Zasady i taktyka Partii Komunistycznej. I. Ważniejsze uchwały Partii od Zjazdu Zjednoczeniowego w grudniu 1918 do Konferencji Partyjnej w kwietniu 1920, Warszawa 1920, S.25; Flugblätter des ZK der KPRP, in: Elias Tcherikover-Archives. YIVO-Institute for Jewish Research, New York, N.Y.; Trybuna, Moskwa, vom 5.II.1918.

31 Georg W. Strobel, Nationalitätenprobleme in Ostmitteleuropa, Räte-Großdeutschland und Grenzfragen als Mittel kommunistischer Revolutionsstrategie, in: Nationales Selbstverständnis und politische Ordnung. Abgrenzungen und Zusammenleben in Ost-Mitteleuropa bis zum Zweiten Weltkrieg. Hrsg. von Hans Hecker und Silke Spieler, Bonn 1991, S.121ff; Georg W. Strobel, Arbeiterschaft und Linksparteien in Polen 1928–1938, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas, Wiesbaden 1962, Nr.1, S.67ff; Georg W. Strobel, Die parlamentarische Idee und die polnischen Parteien, in: Die Krise des Parlamentarismus in Ostmitteleuropa zwischen den beiden Weltkriegen. Hrsg. von Hans-Erich Volkmann, Marburg 1967, S.35ff.

32 Der von den Polen als letzter Satz des Vertrags über die Vereinigung mit der SDAPR vom April 1906 bezeichnete Passus: „Der Vereinigungskongreß der SDAPR erkennt die Forderung auf eine Autonomie Polens an“ wurde in der russischsprachigen Version des Vertrages nicht ausgewiesen. Eine Bemängelung der Polen, die in ihrer Version den Passus nannten, wurde abgedruckt, jedoch wurde er nie von den Russen als Teil des Vertrages anerkannt. Vgl. Vpered, Nr.1 vom 26.5.1906.

Die osteuropäische Rozalia

Die Unterschiedlichkeiten der „deutschen“ und der „polnischen“ Rosa, die vielen Mißverständnisse und Widersprüche um sie bei Zeitgenossen und Nachgeborenen, weisen mehr in Richtung auf die Lebenstragik einer bedeutenden politischen Denkerin, vielleicht der bedeutendsten unseres Jahrhunderts, und einer bemerkenswerten Frau ihrer Zeit, was beides auch dann anzuerkennen ist, wenn ihren Ideen nicht gefolgt wird, als auf eine kultische, symbolträchtige Verherrlichung ihrer Person. Sie wurde zum Ahasverus im Geiste zwischen Ost- und Westeuropa, zwischen Polen, Deutschen, Russen und Juden, ohne sich jemals mit den einen oder anderen vollgültig zu identifizieren, so sehr die einen es wünschten und anstrebten, die anderen wiederum ablehnten und verurteilten. Übrigens tat sie es auch nicht mit ihrer eigentlichen, ihrer ostjüdischen Herkunft aus dem Chassidismus rings um sie, dem sie mit ihrer ganzen Art so außerordentlich nahe war. Das ist umso erstaunlicher als ihr Elternhaus angeblich nicht sonderlich religiös gewesen war, trotz seiner rabbinischen Traditionen. Doch aus dem Chassidismus kommende soziale Ansichten und Verhaltensweisen sind bei ihr nicht zu übersehen.

Sie selbst hatte freilich gewählt, überall Fremde zu sein, was auch darin zum Ausdruck kam, daß sie wurzelschlagenden, vertrauteren Freundschaften aus dem Wege ging, sich lange scheute, vom abstandwahrenden, steifen „Sie“ zum intimeren „Du“ überzugehen; es blieb alles in allem eher selten bei ihr. So blieb sie allenthalben, auch geistig, mehr Fremde als Vertraute, es sei denn, sie wurde ungebeten vereinnahmt, was dann häufig mißdeutet wurde. Ein bestimmtes Vaterland, eine Heimat gab es für sie nicht. Die „Arbeiterklasse“ sollte ihr alles ersetzen. Den Unterschied zwischen ihrer eigenen Vorstellung von deren Interessenbreite und der Wirklichkeit der Interessen der Arbeiterklasse, insbesondere der polnischen, denen sie sich wirklichkeitsfremd und kontraproduktiv den eigenen Zielen und Absichten entgegenstemmte, war sie nicht imstande zu erkennen. Nicht das, wohl aber ihre Fremdheit erkannte sie mit einem Anflug von Traurigkeit und Wehmut, wenngleich erst sehr spät, viel zu spät, um an ihrem Leben noch etwas ändern zu können. Ebenso gilt dies für ihren in Deutschland zur singulären Offenbarung stilisierten, freiheitlich definierten Humanismus. Mit ihren Ideen und Theorien, die diejenigen der beiden deutschen Ideologeväter Marx und Engels weiterführen sollten, als deren rechtmäßige Erbin und Nachlaßverwalterin sie sich empfand und daher Karl Kautsky schon nachtrug, was zur späteren Entfremdung beitrug, daß er übereinstimmend als solcher bezeichnet und verstanden wurde, wie ihre gelegentlichen Äußerungen erkennen lassen,³³ verhielt sie den Unterdrückten dieser Welt Freiheit. Doch Freiheit welcher Art und für wen? Viele Mittel und Wege waren ihr auf dem Wege zu dieser Freiheit, einer Freiheit allein für die Arbeiterklasse, recht. Keineswegs nur menschenfreundliche, saubere und humane. Gerade sie sind es, die ganz zwangsläufig Fragen nach der Art ihres vermeintlichen Humanismus, ihrer Menschlichkeit und ihres Gerechtigkeits- und Freiheitsbegriffes aufwerfen, dem „deutschen“ und dem „polnischen“, die gravierende Unterschiede aufweisen. Trotz aller Klugheit war sie doktrinär. Ihr mangelte es eben an Unterscheidungs-, Einordnungs- und Abstraktionsvermögen sowie an politischem Realitätsbezug, an Einsichtsfähigkeit und Kompromißbereitschaft; — und wenn sie alles dies besessen haben soll, so hat sie es verstanden, es geschickt zu verbergen. Allerdings dann wieder

33 Mündliche, in der Niederschrift autorisierte Mitteilung bei einem Gespräch in Menlo Park, Calif., bei Boris Nikolaevskij, an dem außer ihm Benedikt Kautsky und Frau Burgina teilnahmen.

zum Schaden ihres Zieles und Erfolges. Populistin war sie jedoch nicht. Selbst Benedikt Kautsky bestätigt auf Grund familiärer Erfahrung, was in diesem Zusammenhang erwähnenswert scheint, „ihre Art zu denken vernachlässigte nur zu leicht die stets in Bewegung befindlichen Tatsachen der menschlichen Gesellschaft“. ³⁴ Sind das alles etwa Mängel ihrer frühen Sozialisation, — einer Sozialisation nicht nur auf dem Hintergrund einer auch in Warschau chassidischen Umgebung, sondern ebenfalls unter fragwürdigem Einfluß des sie in der Schweiz dominierenden Jogiches, der mit Geld, das er u.a. dem in ärmlichen Verhältnissen vegetierenden Plechanov anbot, auch Einfluß auf die russische Arbeiterbewegung erkaufen wollte, Shylock ähnlich, und andere, sicherlich ihren Einfluß auf Rosa Luxemburg nicht verfehlende Dreistigkeiten auf seinem Konto hatte? ³⁵

Alles das an Eigenschaften war es, das Rosa Luxemburg und ihre Ideen, trotz aller ihrer mannigfaltigen Verdienste, gleichermaßen in Deutschland wie in Polen an den politischen Rand drängte, wenngleich in sehr unterschiedlichem Maße. In Deutschland definierte man ihre Position von Anfang an, seit ihrem Streit mit Bernstein, mit dem Begriff des politischen Radikalismus. War es in Polen etwa nur dieser „deutsche“ Radikalismus, der sie politisch und menschlich so sehr fragwürdig machte?

Polen hatte durch seine Geschichte andere Erfahrungen gesammelt sowie gegenüber den deutschen grundverschiedene Erkenntnisse und Haltungen internalisiert, die es prägten. Das allein unterscheidet die Klassifizierungen Rosas bereits entscheidend. Mit ihrer Ablehnung der nationalen polnischen Hoffnungen und deren Gleichstellung mit kleinbürgerlichem konterrevolutionärem, obskurem Nationalismus, was als Diffamierung wertvollster nationaler Werte angesehen wurde, waren Rosa Luxemburgs Ideen und Bemühungen für die polnische Nation und den von ihr herbeigesehnten unabhängigen Staat Ausdruck einer zutiefst menschen- und nationsverachtenden, inhumanen Ungerechtigkeit. Die Hoffnungen der polnischen Nation in allen ihren Schichten waren ja so übermächtig, daß Polen zur Wiederherstellung ihres eigenen Staates und ihrer nationalen Unabhängigkeit in napoleonischer Gefolgschaft sogar bereit waren, namens der selbst ersehnten, in Kirchen herbeigeflehten Freiheit sie bei anderen Völkern, die sich gegen ihre fremden Bedrücker in verschiedenen Ecken der Welt auflehnten, in Italien, in Spanien und sogar auf Santo Domingo in der Karibik, zu unterstützen helfen. Und das alles dann aus nationalegoistischer Sicht auch noch moralisch

34 Benedikt Kautsky, Rosa Luxemburg. Eine biographische Skizze in: a.a.O., S.177.

35 Der wohlhabende Jogiches bot Plechanov Geld für die Gruppe „Osvoboždenie truda“ an und schlug Aksel'rod vor, nachdem er in die Führungsgruppe aufgenommen werde, illegal nach Rußland zur Ankurbelung der Parteiarbeit zu reisen. Alles machte er jedoch von der Annahme eines Statuts durch die Gruppe abhängig, das seinen organisationspolitischen Vorstellungen entsprach. Auch die Verteilung der zur Verfügung gestellten Mittel wollte er nach seinen Kriterien vornehmen und nicht einem Verteilergremium aus allen sozialistischen Zirkeln überlassen. Die Ansprüche und Machenschaften Jogiches', die zu einem Auseinanderstreben der Zirkel führten, was er unterstützte, ließen ihn seinen russischen Genossen als „Shylock“ erscheinen und ihn als ein Ausbund der Verworfenheit abqualifizieren, auch Engels gegenüber: Vgl. Perepiska G. V. Plechanova i P. B. Aksel'roda, Moskva 1925; Brief Plechanovs an Engels vom 16.5.1894, in: Gruppe „Osvoboždenie truda“, Moskva 1924, Bd.2, S.319. Viel später, Ende 1906, als er in Warschau einsaß, bat er Portnoj (Noëch), einen der Führer des „Bund“, die jüdische Partei möge ihm einen sogen. eisernen Paß besorgen, der amtlich abgesichert gewesen wäre, natürlich gegen entsprechendes Schmiergeld. Trotz persönlicher Vorbehalte wegen Jogiches' früheren Verhaltens gegenüber Plechanov, aber auch gegenüber dem „Bund“, erfüllte das Zentralkomitee des „Bund“, dessen meiste Mitglieder er aus gemeinsamen Tagen in Wilna kannte, die Bitte als Hilfe für einen Genossen in Not, wie ausdrücklich angemerkt wurde. Es wurde ein echter, amtlich abgesicherter Paß auf den typisch jiddischen Namen Chajm Chajko Cimbal besorgt, womit man ihn offensichtlich demütigen wollte. Jogiches lehnte auch aus diesem Grunde die Annahme des Passes ab und blieb lieber inhaftiert, bis er durch einen Handstreich Fürstenbergs aus dem Gefängnis befreit wurde. Vgl. Franc Kurski (Schmul Kahn), Gezamlte schriftn, New York 1952, S.183; Portnoj-Papers. The Bund-Archives, New York, N.Y.

zu rechtfertigen, — eine unerhörte Selbstgefälligkeit. Ihr universal verstandener, moralisch anspruchsvoller, allenthalben und allseits als Beweis übergroßen polnischen Edel- und Opfermutes gedeuteter politischer Slogan „Für unsere und für eure Freiheit“ hinderte Polen zu keiner Zeit, die Unterdrückung der fremden Freiheit namens der eigenen moralisch nicht nur nicht in Frage zu stellen, sondern als Heldentum und nationale Opferbereitschaft zu verklären, eigentlich zu verzerren, wie den vorgeblichen Angriff der polnischen Reiterei gegen spanische Artilleriestellungen im Hohlweg von Samosierra, die trotz verheerender Verluste heldenhaft erobert worden seien. Schon in den Schulen wird gelehrt, daß die Ulanen von Samosierra eine der größten Heldentaten der Nation vollbracht hätten. Samosierra als Waffentat ist aber nicht der historischen Realität entnommen. Sie stammt aus der Welt der vielen megalomanen Helden- und Opfermythen der Polen. Solches und ähnliches berücksichtigte Rosa in ihrer politischen Gedankenwelt nicht.

Aber auch die verschiedenen polnischen Aufstände, die zu Rosas Zeit in der unmittelbaren Familientradition noch außerordentlich lebendig und gegenwärtig, für das politische Denken und Handeln bestimmt waren, was ein wesentliches Element auch des heutigen populären polnischen Geschichtsbewußtseins und seiner Umsetzung ausmacht, zog Rosa nicht in Rechnung, — oder versuchte, was wieder als Schlag ins Gesicht der ganzen Nation angesehen wurde, sie ungeschickt in ihrem Sozialismus aufgehen zu lassen. Diese Aufstände, insbesondere 1830 und 1863, nötigten verschiedenen Generationen blutige Opfer für nationale Freiheit und staatliche Unabhängigkeit ab, brachten Menschen in sibirische Verbannung, und zwar nicht nur adeliger oder städtischer bürgerlicher Schichten, für die der jüdische Kaufmann Berek Joselewicz paradigmatisch zu nennen wäre,³⁶ sondern auch der unteren städtischen Schichten mit dem Schuster Jan Kiliński³⁷ an der Spitze und der sich eben erst herausbildenden Industriearbeiterschaft. In der 1863 gebildeten Lodzer Aufständischenabteilung, die zu 75 % aus Arbeitern bestand, machten unter ihnen bemerkenswerterweise Deutsche 30 % und Juden 5 % aus.³⁸ Die Unterdrückung ihres nationalen Aufbegehrens, was ja den anderen Völkern von den Polen auch angetan worden war, wurde für sich selber als Vergewaltigung und als Versuch zur Ausrottung der nationalen Identität empfunden (Organisches Statut des Zaren von 1832 für Kongreßpolen!), ohne beides, eigenes Erdulden durch fremdes Handeln und eigene Gewalt gegenüber Fremden, auch nur andeutungsweise ähnlich zu bewerten. Bei einer solchermaßen selbstgerecht strukturierten polnischen Beurteilungs- und Empfindungswelt besitzt die nationale Einschätzung der Polen durch Rosa mit deren Herauslösung aus einem nationalen und Einfügung in ein soziales System wohl doch einige moralische Berechtigung, — für ihre eigene Zieleffizienz hatte Rosa das alles an polnischen Besonderheiten und Betroffenheiten jedoch nicht erkannt und auch nicht genutzt. Zumindest weist auf das erste nichts hin. Aus ihrer feindseligen Voreingenommenheit und ihrer blinden Verbissenheit gegenüber der PPS war sie überhaupt nicht mehr imstande, das alles in ihr politisches Kalkül und in ihre Ideenwelt erfolgverheißend einzubeziehen.

36 Berek Joselewicz (1764–1809) stellte 1794 aus eigenen Mitteln ein Kavallerieregiment aus Juden zum Kampf gegen Rußland zusammen, das er in dem ihm verliehenen Rang eines Obersten bis zu seinem Soldatentod bei Kock 1809 führte.

37 Jan Kiliński (1760–1819) war 1791 Mitglied im Warschauer Stadtrat und führte 1794 die Aufstandsbewegung der Warschauer Bürger und Gesellen gegen Rußland an.

38 Georg W. Strobel, *Lodz: eine Vielvölkerstadt Polens*, in: *Deutsche und Polen. 100 Schlüsselbegriffe*. Hrsg. von Ewa Kobylinska, Andreas Lawaty und Rüdiger Stephan, München und Zürich 1992, S.511.

Klugheit allein ist keine Garantie für Erfolg, und schon gar nicht für politischen. Auch Rosa steht als Beispiel dafür. Ihre Überzeugungen bezahlte Rosa Luxemburg mit ihrem höchsten Gut, mit dem Leben. Das erlittene Verbrechen, so qualvoll es war, kann sie aber nicht zur Humanistin geweiht haben, als welche sie ihre Jünger sehen. Sie war es ja in ihrem ganzen Wirken nie gewesen, zumindest nicht in jenem Sinne, der ihren vielen Lippenbekenntnissen und guten Vorsätzen entnommen werden und ihr kultische Symbolbedeutung verleihen könnte. Weit eher verachtete sie ihr nicht genehme Menschen und insbesondere politische Gegner, die sie unübertroffen zu verhöhnen wußte. Mit ihrer spontanen Unberechenbarkeit und Widersprüchlichkeit, aber auch mit ihrer Sprunghaftigkeit und Unvermitteltheit blieb sie ein ganzes Leben geistig in Osteuropa, trotz aller äußerlichen Verwestlichung. Unübersehbar lagen ihre Wurzeln hier, wenngleich viel zu selten richtig wahrgenommen. Sie hatte gewählt, Fremde zu sein. In der Schweiz, in Deutschland und in Frankreich unterstrich sie es immer wieder durch den Umgang mit Ausländern, den sie suchte, vorzugsweise mit Russen, vielfältig enttäuscht von Polen, auch aus dem eigenen politischen Lager, die sie schließlich mit der PPS gleichsetzte und verwechselte, einer Partei, die zum Komplex ihres Lebens geworden war.

Aus vielerlei Gründen, wie sie auch andere Osteuropäer immer wieder formulierten, mochte sie Deutschland und die Deutschen wenig und kritisierte sie immerfort, was ihre deutschen Jünger überraschen mag, wohl aber nicht verunsichern wird. Als sie hierherkam, fühlte sie, sensibel wie sie war, daß ihr dieses Land Unheil bringen könnte. Das trotz ihres deutschorientierten Elternhauses, trotz der familiengeschichtlichen Beziehungen zu Berlin.³⁹ Andererseits bewunderte sie die Deutschen wegen verschiedener Eigenschaften, die sie lobte, weswegen sie sie für ihre eigenen Vorstellungen zu gewinnen suchte. Besonders indem sie ihnen ihr eigenes, nicht ganz unverzerrtes Bild von Osteuropa und seinen Menschen vermittelte. Mit ihrer Tüchtigkeit setzte sie die Deutschen aber zum Vorbild für Osteuropa. Auch darin war sie ein Kind dieses Teils Europas, in dessen bewundernd-anerkenndem, zugleich aber besorgtäglichem Verständnis die Deutschen in jeder Weise schier Unmögliches vollbringen, ja, sogar den Affen erfunden haben, wie ein russisches Sprichwort meint. War sie bei alledem aber als Humanistin, Theoretikerin und Vorkämpferin für die Freiheit der anders Denkenden, was alles sie zum symbolhaften Idol befähigen soll, wirklich so unfehlbar, so anerkannt und politisch sowie theoretisch so erfolgreich, stringent und überzeugend, wie ihre deutschen Adoranten auf ihrer Symbolsuche heute Glauben machen wollen?

Die „deutsche“ Rosa gibt es nur zusammen mit der osteuropäischen „polnischen Róża“. Das darf nicht übersehen werden. Einzeln, jede für sich, sind sie nicht zu haben, auch wenn man sich neuerdings wieder darauf zu besinnen anfängt, die „deutsche Rosa“ einmal mehr in einseitige symbolhafte Pflicht zu nehmen, sie als Galionsfigur und Symbolträgerin für Kritik am Heute zu stilisieren, wider alle Vernunft, teilungs- statt konsolidierungs- und einigungsorientiert, einmal mehr sträflich gedankenlos mißdeutet und zwistig benutzt. Kennt man sie denn überhaupt gut genug dafür?

39 Der Vater Rosa Luxemburgs, Elias, studierte in Berlin, wo er dem deutschen geistigen Leben gegenüber sehr aufgeschlossen und aufnahmebereit wurde; ihre Mutter entstammte einem Rabbinergeschlecht, das bis zu dem im 12. Jahrhundert in Spanien lebenden Rabbi Zarachia Halevi, einem bekannten Talmud-Kommentator seiner Zeit, zurückreichte. Der Bruder der Mutter Rosas, ihr Onkel, war Dr. Bernard Löwenstein, ein bekannter Rabbiner, der in Wien und Berlin studiert hatte. Ihre von polnischen Biographen der Rosa Luxemburg und Parteihistorikern betonte Polonisierung dürfte wohl eher oberflächlich gewesen sein.

Viele Mißverständnisse, Mißdeutung und Fehlinterpretationen, die das Bild Rosa Luxemburgs verfremden und verwischen, kommen daher, daß die verschiedenen Seiten und die unterschiedlichen Wirkungsrichtungen und Wirkungskontinuitäten, Ausstrahlungen und Betätigungsfelder der deutschen Rosa und der polnischen Róża von ihren Jüngern nicht zusammengefügt, nicht synoptisch betrachtet werden, wie es sich redlicherweise gehörte. Wenn, dann geschieht es vereinzelt und zu selten. Einseitige Vereinnahmungen und Fehldeutungen fallen deshalb leichter. Ihr Werk liegt ja weder in Deutsch noch in Polnisch oder irgendeiner anderen Sprache vollständig und geschlossen vor, wodurch sie auf beiden Seiten noch mehr begünstigt werden. Bei den Schwierigkeiten ihrer deutschen Adoranten mit der osteuropäischen Mehrsprachigkeit Rosas können voreilige Spekulationen und politische Manipulationen ihrer Person, gerade gegenüber sonst unbeleckten, naiven Gutgläubigen, umso bequemer und unerkannter erfolgen. Sie erkennen nicht einmal, auf diese Weise selber manipuliert zu werden.

Sogar bei den unvollständigen, punktuellen Editionen ihrer Briefe, die ihre Persönlichkeit aus dem theoretisch-politischen Hintergrund hervortreten lassen und deutlicher zeichnen würden, wurde unredlicherweise vieles weggelassen. In den in Polen veröffentlichten Briefen an ihren Lebensgefährten liegt nicht alles vor, was sie geschrieben hatte, der Intimsphäre wegen, wie der Herausgeber widerwillig, offenbar aber in den achtziger Jahren bedauernd, erklärte — ganz unterkühlt sachlich früher im Vorwort⁴⁰, was sich dann in der nahezu auf ein Drittel zusammengeschrumpften westdeutschen Ausgabe natürlicherweise wiederholte.⁴¹ Gleiche Gründe führten in der bisher umfangreichsten, fünfbandigen Ausgabe aus der ehemaligen DDR zur Weglassung von rund 70 greifbaren Briefen allein an eine einzige Person, an Konstantin (Kostja) Zetkin, ihren Geliebten.⁴² Die kleinbürgerliche Prüderie der abgelösten Systeme sorgte neben der allseits verbindlichen Parteilichkeit dafür, daß Rosas Persönlichkeit verschwommen blieb. Mit den Arbeiten Rosa Luxemburgs verhält es sich nicht viel anders, auch wenn man die verschiedenen Editionen zusammensetzt, die polnischen, die ost- und die westdeutschen. Erschwerend kommt noch eine nicht immer befriedigende Qualität der Übersetzungen hinzu, auch bei den Briefen.

Trotz aller Fährnisse wurde Rosa Luxemburg zum Symbol. Verdientermaßen? Nun soll sie es erneut werden, politisch noch weit fragwürdiger als ehemals. So wird sie als Mensch, als Theoretikerin und als Politikerin, eben als Persönlichkeit, verfremdet bleiben. Als Symbol und Galionsfigur aus sozialer und politischer Unzufriedenheit sich Sammelnder und vermeintlich Ausgegrenzter eignet sie sich nur wenig und bleibt ein Fehlgriff, obwohl sie als solche unter ihnen im Hintergrund bereits kräftig herumgeistert. Was aber am Leben bleiben wird, gerade bei ihnen, den sie unredlich instrumentalisierenden Uneinsichtigen, ist ihre Legende, eine Heiligenlegende gar, wenngleich grob manipuliert, die Legende von der Rosa Luxemburg. Legenden haben es an sich, lange herumzuspukeln. Sie brauchen ja nur geglaubt zu werden. Wo bleibt aber die wirkliche Rosa?

40 Róża Luksemburg, *Listy do Leona Jogiches-Tyski*, a.a.O., Bd. I: 1893–1899, S. XLIII.

41 Rosa Luxemburg, *Briefe an Leon Jogiches*, a.a.O.

42 Rosa Luxemburg, *Gesammelte Briefe*. Hrsg. vom IML beim ZK der SED, 5 Bde, Berlin/DDR 1982–1984, Bd. I, S. 49x. — Die Weglassung erfolgt, obwohl an anderer Stelle der Einleitung betont wird, daß „in den ‚Gesammelten Briefen‘ alle erhalten gebliebenen und uns zugänglichen Briefe Rosa Luxemburgs an Persönlichkeiten, die in der deutschen Arbeiterbewegung tätig oder mit ihr verbunden waren, erstmals geschlossen vorgelegt [werden]“. A.a.O., S. 47x. Auch hier ist die weithin übliche Beschränkung auf die „deutsche Rosa“ zu bemängeln.

KARL RADEK (1885–1939). BIBLIOGRAPHISCHE NOTIZEN*

Von Markus Wehner

Wer war Karl Radek? 1885 in einer jüdischen Familie in Lemberg im damals habsburgischen Teil Polens als Karol Sobelsohn¹ geboren, wendet er sich bereits früh der nationalpolnisch orientierten Polnischen Sozialdemokratischen Partei (PPSD) zu, schließt sich aber nach seiner Bekanntschaft mit Feliks Dzierżyński 1904 der internationalistisch ausgerichteten Sozialdemokratischen Partei des Königreiches Polen und Litauen (SDKPiL) an, der Partei Rosa Luxemburgs, Leo Jogiches' und Adolf Warskis. Nach der Teilnahme an den 1905er Unruhen in Warschau, zwei Jahren Redaktions- und Agitationsarbeit sowie einer Gefängnishaft in Polen im Jahre 1907, kommt Radek Anfang 1908 nach Deutschland, wo er bis Ende 1914 bleibt. Als aktives Mitglied des linken Flügels der deutschen Sozialdemokratie macht er sich in diesen Jahren vor allem als Publizist einen Namen, lebt abwechselnd in Berlin, Leipzig und Bremen. Aufgrund verschiedener Beschuldigungen, die in die Zeit vor 1908 zurückreichen, hinter denen jedoch Fraktionsauseinandersetzungen in der polnischen Partei standen, wird Radek 1912 von der Exilführung unter Jogiches aus der SDKPiL ausgeschlossen. Zur gleichen Zeit sorgt er in der SPD durch die „Göppinger Affäre“ für Unruhe, in deren Folge man den unliebsamen Radek mit Berufung auf den Ausschlußbeschluß der polnischen Partei 1913 auch aus den Reihen der SPD verbannt.

Nach Beginn des Ersten Weltkrieges macht Radek im Schweizer Exil nähere Bekanntschaft mit Lenin und den sich dort aufhaltenden Bolschewiki, engagiert sich in der „Zimmerwalder Linken“ und begleitet im April 1917 Lenin im berühmten „plombierten Waggon“ von Zürich bis Stockholm, wo er die „Auslandsstelle“ der bolschewistischen Partei leitet. Nach der Oktoberrevolution wird er Bolschewik, engagiert sich als linker Kommunist gegen den Brester Frieden, arbeitet unter Lev Trockij als Leiter der Abteilung „Zentraleuropa“ im Außenkommissariat. Ende 1918 reist er illegal nach Deutschland ein und nimmt am 31. Dezember am Gründungsparteitag der KPD teil. Kurze Zeit nach dem mißglückten Spartakusaufstand vom Januar 1919, den er mit Paul Levi zu verhindern gesucht hatte, wird Radek am 15. Februar in Berlin festgenommen und in das Gefängnis in Berlin-Moabit gebracht. Hier sollte er für ein Jahr lang der prominenteste politische Gefangene der Weimarer Republik sein. Bereits in dieser Zeit entwickelt er Gedanken zu einer künftigen Zusammenarbeit zwischen Sowjetrußland und Deutschland, die weit über den Horizont vieler seiner damaligen russischen und deutschen Zeitgenossen hinausgingen.²

Nach seiner Rückkehr macht er in der Russischen Kommunistischen Partei [RKP(b)] und in der Kommunistischen Internationale Karriere: 1920 wird er — als Nachfolger von Angelica Balabanoff — Sekretär des Exekutivkomitees der Komintern (EKKI), von 1920 an ist er

* Für zahlreiche Materialien und Hinweise bin ich Herrn Wolfgang Lubitz, Berlin, zu Dank verpflichtet.

1 „Radek“ war ein Pseudonym nach dem Helden eines Romans von Stefan Żeromski („Syzyfowe prace“). Es wurde von Radek bereits seit 1904 benutzt. Die Auffassung, die beispielsweise von Ruth Fischer vertreten wird, das polnische Wort „kradek“ (= Dieb) habe mit diesem Pseudonym zu tun, entspricht nicht den Tatsachen. Andere Pseudonyme Radek-Sobelsohns waren Arvid, P. Bremer, Ramsay B. Carlson, Alfred J. Childe, Max, Observator, Parabellum, J. Porębski, Konstantin Römer, Arnold Struthahn und Viator. Siehe Aleksander Kocharński, Radek, in: Polski Słownik biograficzny, Bd. 29, Krakau u.a. 1986, S. 681.

2 Siehe hierzu Karl Radek, Deutschland und Russland. Ein in der Moabiter Schutzhaft geschriebener Artikel für „richtiggehende“ Bourgeois, o.O., o.J. [1920].

Mitglied des ZK der RKP(b) (bis 1924). Nicht selten wird er in dieser Zeit im Ausland in einem Atemzug mit Lenin und Trockij genannt.³

Als „Deutschland-Experte“ lenkt er in der Komintern die Geschicke der KPD, vertritt zunehmend — jedoch nicht immer konsequent — eine „Einheitsfront“-Linie. Nach der blutig niedergeschlagenen „Märzaktion“ 1921 läßt er seinen ebenfalls „antiputschistisch“ gesinnten alten Freund Paul Levi als KPD-Führer fallen und auch dessen Nachfolger Ernst Reuter bald aus dem Amt entfernen. Weiterhin hält er sich häufig in Deutschland auf, sowohl als Komintern-Funktionär als auch als Geheimdiplomate, der selbst Kontakte zur deutschen Reichswehr nicht scheut. Die Suche nach Gemeinsamkeiten mit den „Nationalbolschewisten“ (Schlageter-Rede im Juni 1923) geht jedoch nicht allein auf Radeks Initiative zurück, sondern ist allgemeine Parteitaktik und leitet eine kurzfristige Kampagne zur verstärkten Diskussion über gemeinsame Ziele zwischen den deutschen Kommunisten und der extremen Rechten ein. Der gescheiterte „deutsche Oktober“ 1923 wird Radek zum Verhängnis: Seine Gegner, allen voran sein „Intim-Feind“, Komintern-Chef Grigorij Zinov'ev, schieben ihm, und nicht etwa den völlig unrealistischen bolschewistischen Umsturzplänen, die Schuld am „Versagen der deutschen Arbeiterklasse“ zu.

Hintergrund für Radeks Degradierung und die fortgesetzten Angriffe gegen ihn in den Jahren 1924/25 ist jedoch der in der bolschewistischen Partei entbrannte Fraktionskampf, in dem Radek von Anfang an auf Seiten Trockijs und der „Linken“ stand. Als Direktor der „Sun-Yat-sen-Universität“, einer Kaderschule für zukünftige Führungskräfte der ostasiatischen kommunistischen Parteien, aufs politische Abstellgleis geschoben, zieht Radek sich zunächst weitgehend vom politischen Geschehen zurück, um 1926/27 im Rahmen der „Vereinigten Opposition“ wieder mit der ihm eigenen zynischen Schärfe die verhängnisvolle China-Politik der Stalin-Bucharinschen Parteimehrheit zu kritisieren und gegen Stalins Losung vom „Sozialismus in einem Land“ zu polemisieren. Die Zerschlagung der linken Opposition nach dem 15. Parteitag der VKP(b) Ende 1927 trifft auch Radek. Zusammen mit 75 anderen führenden Oppositionellen wird er aus der Partei ausgeschlossen und im Januar 1928 zunächst nach Tobolsk, dann nach Tomsk verbannt. Bereits im September 1928 beginnt er, Trockijs Theorien zu kritisieren und im Sommer 1929 legt er (zusammen mit den verbannten Oppositionellen Ivar Smilga und Evgenij Preobraženski) ein Schuldbekenntnis ab, das ihm die Rückkehr nach Moskau Mitte 1929 und die Wiederaufnahme in die Partei im Januar 1930 sichert.

Von nun an wird Radek schnell zu einem der ersten Propagandisten der Stalinisierung und steigt 1930 wieder zum Leitartikler der „Izvestija“ auf. Der neuen Führung treu ergeben, unterscheidet sich Radek nur noch als brillanter Journalist mit Sprachwitz und Originalität von vielen seiner schreibenden sowjetischen Kollegen der 30er Jahre, obgleich, wie ein zeitgenössischer Beobachter bemerkt, der „alte Schwung seiner Gedanken und seiner Feder

3 Als leitender Mitarbeiter des Außenkommissariats und als weltgewandter und kommunikationsfreudiger Mensch war Radek eine bevorzugte Anlaufstelle für viele Rußlandreisende, die zwischen 1918 und 1923 Moskau besuchten. In ihren Reiseerinnerungen haben sie ihren Eindruck von Radek festgehalten und für die Verbreitung seines Namens im Ausland gesorgt. Als Beispiele seien genannt: Alfons Paquet, Im kommunistischen Rußland. Briefe aus Moskau, Jena 1919, S.24–27; Alfons Goldschmidt, Moskau 1920, Berlin 1920, S.113–115; Leo Matthias, Genie und Wahnsinn in Rußland, Berlin 1921, S.143ff; Robert B. Lockhart, Memoirs of a British Agent, London 1932, S.255; Oswald Bumke, Erinnerungen und Betrachtungen. Der Weg eines deutschen Psychiaters, München 1952, S.111–114.

[. . .] gebrochen“ war.⁴ Von 1932 bis zu seiner Verhaftung am 16. September 1936 ist Radek Leiter des Büros für internationale Information des ZK der VKP(b). In diesen Jahren wird er mit verschiedenen Missionen im Ausland betraut und nimmt dort auch an Konferenzen teil.⁵ 1934 übt Radek wie alle ehemaligen Oppositionellen auf dem 17. Parteitag Selbstkritik; im gleichen Jahr tritt er — „almost a self-parody“⁶ — auf dem 1. sowjetischen Schriftstellerkongreß auf. 1935/36 beteiligt sich Radek an der Ausarbeitung der Stalinschen Verfassung. Als Kamenev und Zinov'ev im August 1936 im ersten der Moskauer Schauprozesse vor Gericht erscheinen, schließt sich Stalins Propagandist in der Presse der Forderung nach der Todesstrafe für die Angeklagten an. Es sollte sein letzter Artikel sein: **Am 16. September wird Radek selbst verhaftet**, zum zweiten Mal aus der bolschewistischen Partei ausgeschlossen und zu einem der Hauptangeklagten im zweiten Moskauer Schauprozeß gegen das „parallele anti-sowjetische trotzkistische Zentrum“ erklärt. Allein die Tatsache, daß er bei der Vorbereitung seines eigenen und des darauf folgenden Schauprozesses gegen Bucharin, Rykov u.a. bereitwillig mitwirkt, scheint ihm die Todesstrafe erspart zu haben: Er wird zu zehn Jahren Haft verurteilt. 1939 wird er im Lager von Mitgefangenen, offensichtlich auf Geheiß „von oben“, erschlagen.

* * *

Als eine der schillerndsten Figuren der bolschewistischen Führungsmannschaft hat der hochintelligente Radek seine Zeitgenossen beeindruckt; besonders im Ausland war er als ein führender Propagandist und scharfzüngiger Journalist am Anfang der zwanziger Jahre, aber auch in den dreißiger Jahren bekannt. Als Publizist ist er bis zuletzt von enormer Produktivität gewesen. In diesem Aufsatz soll es jedoch nicht um Radeks reichen literarischen Nachlaß gehen, sondern um die wissenschaftliche (und zum Teil auch populärwissenschaftliche) Sekundärliteratur zu Karl Radek, die bis heute erschienen ist. Aufgrund der vielfältigen Tätigkeiten, die der wandlungsfähige Revolutionär auf verschiedenen politischen Ebenen entwickelte, wird seine Person in einer großen Anzahl geschichtswissenschaftlicher Werke mehr oder minder ausführlich gewürdigt. Ein Anspruch auf Vollständigkeit kann hier also nicht erhoben werden. Zunächst sollen chronologisch die Perioden des Wirkens Radeks behandelt werden, zu denen bereits Einzelforschungen vorliegen, bevor dann auf die biographisch ausgerichtete Radek-Literatur sowie auf einige neuere sowjetische Veröffentlichungen näher eingegangen wird.

4 Artur W. Just, *Die Presse der Sowjetunion. Methoden diktatorischer Massenführung*, Berlin 1931, S.128. Just war in Moskau Korrespondent der konservativ-liberalen Kölnischen Zeitung. Zur Bedeutung Radeks als Publizist siehe auch A.J. Cummings, *Karl Radek. Vorwort zu: K. Radek, Portraits and Pamphlets*, London 1935, S.IX–XX.

5 Siehe z.B. die Erinnerungen von A. Arenstam an ein Treffen mit Radek 1932 auf der Genfer Abrüstungskonferenz: A. Arenstam, *Persons and Personages*. Karl Radek, in: *Living Age* (Boston, Mass.), 1937, April, S.137–139.

6 H. Schurer, *Radek and the German Revolution*, in: *Survey*, Jg.1965, Nr.35, S.126–140, hier S.138. Vgl. auch Anm.20.

Radeks Zeit in Polen und Deutschland 1905–1914

In Bezug auf Radeks Kindheit und Jugend sind wir weitgehend auf seine eigenen Angaben angewiesen, die er in seiner auf russisch erschienenen Autobiographie macht.⁷ Radeks Zeit in Polen und sein Engagement in der SDKPiL von 1905–1908 sowie die Beziehungen zwischen polnischer und russischer Sozialdemokratie haben polnische Historiker im Rahmen der Parteigeschichte dieser Jahre dargestellt.⁸ Anders als in der Sowjetunion war Radek in Polen schon seit spätestens 1967 keine Unperson mehr — vielmehr war sogar die Veröffentlichung objektiver Informationen über Radek möglich.⁹

Mit seinem Engagement in der SPD und vor allem in der Bremer Linken ist die Spur Radeks noch leichter zu verfolgen. In der Literatur hat vor allem die „Göppinger Affäre“ im Frühjahr/Sommer 1912, die Auseinandersetzung um das linke Göppinger Parteiblatt, ihren Niederschlag gefunden. Die in der württembergischen Stadt erscheinende „Freie Volkszeitung“, die unter ihrem Chefredakteur August Thalheimer eine „linksradikale“ Propaganda entfacht hatte, war in finanzielle Schwierigkeiten gekommen. Der Landesvorstand der württembergischen SPD hatte die Entlassung Thalheimers gefordert. Radek, der hier ein Vorgehen gegen die Radikalen in der SPD witterte, fuhr daraufhin nach Göppingen und wurde zum Hauptakteur der „Affäre“, in deren Verlauf er den Berliner Parteivorstand heftig und offenbar ungerechtfertigt angriff. Der publizistische Schlagabtausch nahm solche Ausmaße an, daß er auf dem SPD-Parteitag in Chemnitz im Herbst 1912 behandelt wurde. Durch den Konflikt in der polnischen SDKPiL weitete sich das Ganze zu einem „Fall Radek“ aus, in dessen Zusammenhang Vorwürfe (Diebstahl, Veruntreuung von Geldern) gegenüber Radek erhoben wurden, die bis in seine polnische Zeit vor 1908 zurückgingen. Nachdem die Berliner Exilführung unter Jogiches im Sommer 1912 Radek aus der SDKPiL ausgeschlossen hatte — Radek unterstützte die mit der Exilführung konkurrierende Warschauer Gruppe der *roslamowcy* (Spalter) —, nahm die SPD-Führung dies zum Anlaß, sich unter Berufung auf den Beschluß der polnischen Schwesterpartei des Störenfrieds Radek im September 1913 ebenfalls zu entledigen (dieser Beschluß, der rückwirkend angewandt wurde, wurde von seinen Kritikern als „lex Radek“ bezeichnet).¹⁰ Da der verstoßene Unruhestifter von der linken Bremer Sozialdemokratie unterstützt wurde, bei deren Organ „Bremer Bürgerzeitung“ er von 1908

7 Avtobiografija. Ėnciklopedičeskij slovar' Granat, Moskau (1929), Bd.41, 2, Sp.137–169; als Reprint in: Dejateli SSSR i revolucionnogo dviženija Rossii. Ėnciklopedičeskij slovar' Granat, Moskau 1989, S.593–608. Die Autobiographie wurde 1925 geschrieben. Eine Darstellung zur Jugend Radeks in jiddischer Sprache ist S. Shajnfeld, Der junger Karol Radek, in: Törne: Kium un Khurbn fun a yidisher shtot [Tarnów: Leben und Sterben einer jüdischen Stadt], Tel Aviv 1954.

8 Aleksander Kochański, SDKPiL w latach 1907–1910 (Problemy polityczne i ideologiczne), Warschau 1971; Walentyna Najdus, SDKPiL a SDPRR 1908–1918, Wrocław und Warszawa 1980.

9 Davon zeugen die Artikel über Radek und seine Frau Rosa im Biographischen Lexikon der polnischen Teilnehmer der Oktoberrevolution: Księga polaków uczestników rewolucji październikowej 1917–1920. Biografie. Pod redakcją Aleksandra Kochańskiego, Warschau 1967, S.705–706. Eine Reihe von Informationen über Radek finden sich auch im 2. und 3. Band der von Feliks Tych herausgegebenen, dreibändigen Ausgabe der Briefe Rosa Luxemburgs an Leo Jogiches: Róża Luksemburg. Listy do Leona Jogiches-Tyszkiewicz, Warszawa 1968–1971. Bd.2 (1900–1905), Bd.3 (1908–1914). Gekürzte deutsche Ausgabe: Rosa Luxemburg. Briefe an Leo Jogiches, Frankfurt a.M. 1971.

10 Zur Diskussion über den „Fall Radek“ auf den SPD-Parteitagen in Chemnitz und Jena: Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten in Chemnitz vom 15. bis 21. September 1912, Berlin 1912. Reprint: Berlin und Bonn 1984, S.215–241, S.282–284, S.287–289 und S.515 (Erklärung Radeks); Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten in Jena vom 14. bis 20. September 1913, Berlin 1913. Reprint: Berlin und Bonn 1984, S.448 und S.536–559.

bis 1914 Mitarbeiter war, ist die „Affäre Radek“ in den Darstellungen zur Bremer Sozialdemokratie, besonders in der Studie von Karl-Ernst Moring, eingehend dargestellt.¹¹ Einen Beitrag, der sich durch profunde Detailkenntnisse und die Veröffentlichung von zehn den „Fall Radek“ betreffenden Dokumenten auszeichnet, steuerte der langjährige Mitarbeiter des Internationalen Schulbuch-Instituts (heute Georg-Eckert-Institut), Otto-Ernst Schüddekopf, zur Radek-Forschung bei.¹² Nach dem Ausschluß aus der SPD wurde Radek durch ein von den russischen Sozialdemokraten majorisiertes Ehrengericht in Paris rehabilitiert — Lenin, der auf Seiten der Warschauer und gegen die Berliner Führung mit Jogiches und Luxemburg stand, unterstützte Radek zu dieser Zeit aus taktischen Gründen.¹³ Zu einer Neuverhandlung des Falles bzw. einer Wiederaufnahme in die SPD sollte es nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs nicht mehr kommen. Radek, der als „Österreicher“ hätte einrücken müssen, ging kurz nach Kriegsbeginn in die Schweiz.¹⁴

Radek in der Schweiz und in Stockholm 1914–1917

In der Schweiz lernte Radek fast alle namhaften russischen Sozialdemokraten kennen, die sich zu dieser Zeit dort aufhielten. Sein Verhältnis zu Lenin war schwierig und äußerst wechselhaft. Trotz politischer Auseinandersetzungen, vor allem über das Selbstbestimmungsrecht der Völker, erkannten die beiden jedoch, daß sie füreinander von Nutzen sein konnten. Die Aktivitäten der russischen Sozialdemokraten in der Schweiz und ihre Beziehungen untereinander hat Alfred Erich Senn in einer Monographie gut aufgearbeitet.¹⁵ Darüber hinaus bietet die Literatur über die Zimmerwalder Bewegung, in der sich Radek engagierte, wichtige Informationen zu Radeks Schweizer Zeit.¹⁶

An der legendären Fahrt im „plombierten Waggon“, die in der westlichen Literatur ausführlich behandelt wurde, nahm Radek bis Stockholm teil. Hier war die Fahrt für ihn vorläufig zu Ende, da er einen österreichischen Paß besaß und deshalb nicht nach Rußland einreisen konnte. In der schwedischen Hauptstadt leitete Radek zusammen mit Jakub Hanecki (Fürstenberg) und Waclaw Worowski die Auslandsstelle der Bolschewiki, die die Zeitschriften

- 11 Karl-Ernst Moring, *Die Sozialdemokratische Partei in Bremen 1890–1914*, Hannover 1968, S.176–200. Erhard Lucas, *Die Sozialdemokratie in Bremen während des Ersten Weltkrieges*, Bremen 1969, insbesondere S.16–18. Siehe auch Georg W. Strobel, *Die Partei Rosa Luxemburgs, Lenin und die SPD. Der polnische „europäische“ Internationalismus in der russischen Sozialdemokratie*, Wiesbaden 1974, S.372–377.
- 12 Otto-Ernst Schüddekopf, *Der Revolution entgegen: Materialien und Dokumente zur Geschichte des linken Flügels der deutschen Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg*, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, Jg.9 (1969), S.451–497. Hier auch Angaben über Radeks Aufenthaltsorte 1908 bis 1914.
- 13 Zu Lenins allerdings gemäßigter Unterstützung Radeks siehe J. P. Netti, Ein unveröffentlichter Artikel Lenins vom September 1912, in: *International Review of Social History*, Vol.IX, (1964), No.3, S.470–482. Allerdings hatte auch Radek im Fraktionenstreit der russischen Sozialdemokratie Lenin und die Bolschewiki 1910 mehrfach publizistisch unterstützt. Vgl. dazu Dietrich Geyer, *Kautskys Russisches Dossier. Deutsche Sozialdemokraten als Treuhänder des russischen Parteivermögens 1910–1915*, Frankfurt a.M. und New York 1980, S.68ff, und S.79. Siehe auch die a.a.O. abgedruckte Einschätzung des Falls Radek durch D. Gol'denbach (Rjazanow) und durch L. Trotzki, S.617–619.
- 14 Zur Radeks Reaktion auf deutschnationale Gefühle sozialdemokratischer Genossen siehe Gunter Krüschet, Ein Brief Konrad Haenischs an Karl Radek. Zur Politik des 4. August, in: *IWK*, Nr.14 (Dez. 1971), S.1–17.
- 15 A.E. Senn, *The Russian Revolution in Switzerland 1914–1917*, Madison, Milwaukee und London 1971.
- 16 Grundlegend für die Geschichte der Zimmerwalder Bewegung: *Die Zimmerwalder Bewegung. Protokolle und Korrespondenz*. Hrsg. von Horst Lademacher, 2 Bde (I. Protokolle, II. Korrespondenz), The Hague und Paris 1967. Weiterhin die materialreiche Studie von O.E. Gankin und H.H. Fischer, *The Bolsheviks and the World War*, Stanford 1940. Als Augenzeuge auch Angelica Balabanoff, *Die Zimmerwalder Bewegung 1914–1919*, Leipzig 1928; dies., *Erinnerungen und Erlebnisse*, Berlin 1927. Nun auch Craig R. Nation, *War on War. Lenin, the Zimmerwald Left, and the Origins of Communist Internationalism*, Durham u.a. 1989.

„Russische Korrespondenz Prawda“ und „Bote der russischen Revolution“¹⁷ herausgab und die außerdem als eine Art Geldwaschanlage diente, um finanzielle Unterstützung für die Bolschewiki nach Rußland zu schleusen. Eine entscheidende Rolle spielten dabei die Kontakte zu Alexander Helphand (Parvus).¹⁸

Radek und die deutsche Revolution 1918–1923

Radeks Bemühungen um die deutsche Revolution und die von ihm vertretene „Deutschland-Politik“ über die Komintern einerseits und über diplomatische Kanäle andererseits sind Aspekte in Radeks Leben, die bislang am gründlichsten in der Forschung aufgearbeitet wurden. Der Grund hierfür ist offensichtlich sowohl im großen Interesse an der Geschichte der Beziehungen zwischen Komintern und KPD als auch allgemein an der Frühphase der deutsch-sowjetischen Beziehungen zu finden. Radeks Ankunft in Berlin kurze Zeit nach der Novemberrevolution versetzte die deutschen Behörden in Schrecken: Nach dem Spartakusaufstand wurde er steckbrieflich gesucht. Seine Haftzeit in Berlin und der „politische Salon“, zu dem sich sein Gefängniszimmer bald entwickelte und in dem er neben Genossen hochrangige Gäste aus Industrie, Militär und Politik empfing, sind in einem autobiographischen Dokument festgehalten worden: Unter dem Titel „November“ wurden diese Erinnerungen an seine Haftzeit zum ersten Mal 1926 in der Sowjetunion gedruckt. E.H. Carr veröffentlichte sie 1952 auszugsweise in Englisch, Otto-Ernst Schüddekopf 1962 in Deutsch.¹⁹ Schüddekopf gibt zudem eine knappe und gute Darstellung der Ereignisse während Radeks Berliner Aufenthalt und der mit der Frage seiner Freilassung verbundenen Querelen zwischen verschiedenen deutschen Dienststellen, hinter denen unterschiedliche Auffassungen über das Wesen des Bolschewismus und die Zukunft der deutschen Außenpolitik standen.

Den Radekschen Aktivitäten in Bezug auf Deutschland von 1918 bis zum Verlust seiner hohen politischen Ämter Ende 1923 widmete sich als erster H. Schurer in einem 1964/65 erschienenen Aufsatz, der in der Einleitung auch einen guten Überblick über Radeks Lebenslauf bis 1917 gibt.²⁰ Der Autor analysiert den Wandel der Radekschen Einstellung zu einer „deutschen Revolution“, deren Möglichkeit Radek ab 1919 und verstärkt ab 1921 pessimistisch einschätzte. Schurer versucht, die spezifische „Radeksche Linie“ in der Politik gegenüber Deutschland zu beschreiben, nach der man einen *modus vivendi* mit der Weimarer Republik zu suchen habe, ohne auf revolutionäre Propaganda zu verzichten. Hier zeigte sich Radek Anfang der zwanziger Jahre — im Gegensatz zu vielen anderen führenden Bolschewiki — einmal mehr als Realpolitiker, was ihn aber nicht davor bewahrte, in einem „Moment der Schwäche“ (Schurer) bei der geheimen Politbüro-Sitzung am 23. August 1923 für den

17 Der Bote der russischen Revolution erschien wöchentlich vom 15. September 1917 (Nr.1) bis zum 28. November 1917 (Nr.11) als „Organ der ausländischen Vertretung des Zentralkom. der Soc. Dem. Arbeiterpartei Russlands (Bolschewiki)“. Die Russische Korrespondenz Prawda war ein von Radek herausgegebenes hektographiertes Blatt.

18 Siehe hierzu die Parvus-Biographie von Winfried B. Scharlau und Zbyněk A. Zeman, *Freibeuter der Revolution, Parvus-Helphand. Eine politische Biographie*, Köln 1964. Zu Parvus von sowjetischer Seite jetzt auch O.F. Solow'ev, *Parvus: Političeskij portet*, in: *Novaja i novejšaja istorija*, Jg.1991, H.1, S.162–185.

19 Das Original: *Nojabr* erschien in: *Krasnaja Nov'*, Oktober 1926, S.139–175; E.H. Carr, *Radek's „Political Salon“ in Berlin 1919*, in: *Soviet Studies*, 1952/III, S.411–430; Otto-Ernst Schüddekopf, *Karl Radek in Berlin. Ein Kapitel deutsch-russischer Beziehungen im Jahre 1919*, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, Jg.2 (1962), S.87–166. Neben „November“ veröffentlichte Schüddekopf drei weitere Dokumente: einen Brief Radeks an seine Frau vom März 1919, einen Brief an den Reichsaußenminister Hermann Müller sowie den Polizeibericht über Radeks Verhaftung.

20 H. Schurer, *Radek and the German Revolution*, in: *Survey*, Jg.1964, Nr.53, S.59–69, und Jg.1965, Nr.55, S.126–140.

„Oktoberaufstand“ in Deutschland zu plädieren. Schurers Aufsatz, der leider nur unzureichende Quellenverweise enthält, ist in seiner Darstellung der Entwicklung von Radeks politischen Ansichten 1918–1923 in manchen Detailfragen durchaus anfechtbar, insgesamt aber überzeugend.²¹

Radeks Geheimmission in Deutschland, die er unter dem Decknamen „Konstantin Römer“ im Januar 1922 auf inoffizielle Einladung Ago von Maltzans, des Leiters der Ostabteilung im Auswärtigen Amt, antrat, wird in der exzellenten Studie von Horst Günther Linke über die deutsch-sowjetischen Beziehungen bis zum Rapallo-Vertrag aufgearbeitet.²² In der Zeit bis zum 21. Februar traf sich Radek mehrfach mit seinem Hauptverhandlungspartner Maltzan, aber auch mit Reichskanzler Josef Wirth sowie in größerem Kreis mit Walther Rathenau und Vertretern der deutschen Industrie. Diese Vorverhandlungen zu Rapallo hat Linke in seiner Darstellung vor allem anhand von Akten aus dem Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes minutiös rekonstruiert.

Weniger als Beitrag zur Diplomatiegeschichte denn als Beschreibung eines wichtigen Kapitels der Geschichte der KPD und der Wechselbeziehungen zwischen der von Moskau gelenkten Komintern und der deutschen Mitgliedspartei ist die 1973 veröffentlichte Dissertation „Karl Radek und die deutsch-sowjetischen Beziehungen 1918–1923“ von Marie-Luise Goldbach zu verstehen. Als Vertreter der Kominternexekutive bei der KPD war Radek von der Gründung der KPD bis zur gescheiterten deutschen „Oktoberrevolution“ 1923 eine Schlüsselfigur für die Organisierung der deutschen revolutionären Linken. Die Autorin untersucht die wichtigsten Ereignisse dieser Zeit („Politischer Salon“ in Berlin, Ausbau der KPD zur Massenpartei, Märzaktion 1921 und Ausschaltung Paul Levis, Komintern- und Deutschlandpolitik) zum einen, um Radeks „antiputschistische Linie“ herauszuarbeiten, zum anderen, um der gegenseitigen Beeinflussung von KPD- und Komintern-Politik nachzugehen. Wie schon bei Schurer verleitet die Herausstellung einer kontinuierlichen politischen Linie dazu, die Widersprüche in Radeks Verhalten und Reden zu nivellieren — die Schwankungen Radeks hätten bei einer kritischeren Herangehensweise stärker betont werden müssen. Trotz dieser Kritik ist M. Goldbachs Untersuchung ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der KPD und der Radek-Forschung, der fast vollständige Verzicht auf russischsprachige Quellen ist angesichts des Themas und der Zeit, in der die Arbeit entstand, verzeihlich.²³

Radeks Verhältnis zum deutschen Nationalbolschewismus, insbesondere die aufsehenerregende „Schlageter-Kampagne“, hat wiederum Schüddekopf in seinem 1960 erschienenen Buch „Linke Leute von rechts“ dargestellt, für das der Autor eine große Zahl wichtiger Quellen herangezogen hat. Zur begrifflichen Bestimmung der verschiedenen Strömungen, die unter dem Schlagwort „Nationalbolschewismus“ zusammengefaßt werden, trägt die materialreiche Arbeit leider kaum bei. — Weitaus differenzierter als Schüddekopf hat zuletzt Louis Dupeux das Terrain der „konservativen Revolution“ im Deutschland der Jahre 1919 bis 1933

21 Einige Daten in Schurers Artikel sind ungenau: So kam Radek nicht im Februar 1922 nach Berlin, sondern bereits im Januar, und er blieb auch nicht bis März/April dort, sondern kehrte zurück (S.131). Radeks „große Liebe“ von 1923 an, Larissa Reissner, starb nicht 1927, sondern bereits 1926 (S.140).

22 Horst Günther Linke, *Deutsch-sowjetische Beziehungen bis Rapallo*, Köln 1970, S.175–194. Zu Radeks Anteil an der Entstehung des Rapallo-Vertrages siehe auch Theodor Schieder, *Die Entstehungsgeschichte des Rapallovertrages*, in: *Historische Zeitschrift*, Bd.204 (1967), S.545–609.

23 Marie-Luise Goldbach, *Karl Radek und die deutsch-sowjetischen Beziehungen 1918–1923*, Bonn-Bad Godesberg 1973. Die grundlegende Darstellung zur Märzaktion ist: Sigrid Koch-Baumgarten, *Aufstand der Avantgarde. Die Märzaktion der KPD 1921*, Frankfurt a.M. 1986 (zur Rolle Radeks bei der Absetzung Paul Levis S.90–92, S.105–107, S.113–122 u.a.); in knapperer Form: dies., *Die Märzaktion der KPD 1921*, Köln 1987.

sondiert: Er geht in seiner Studie, die zurecht als Standardwerk gelten darf, ausführlich auf die Person Radeks und dessen vermeintliche und tatsächliche Verbindungen zu den nationalen Kreisen in Deutschland ein.²⁴ Radek hatte in einer Rede am 20. Juni 1923 vor der Erweiterten Exekutive der Komintern zum Tod des Freikorpsoffiziers Albert Leo Schlageter, der wegen Sabotage von einem französischen Kriegsgericht zum Tode verurteilt worden war, Stellung genommen und damit für Aufsehen über Parteikreise hinaus gesorgt. Schlageter, so Radek, sei „der mutige Soldat der Konterrevolution“ gewesen. Es gelte nun, „hunderte Schlageters“ für die kommunistische Sache zu gewinnen, damit diese nicht ebenfalls „Wanderer ins Nichts“ würden.²⁵

Radek-Biographien

Radeks Degradierung Ende des Jahres 1923, die ihn seines politischen Einflusses weitgehend beraubte, schlägt sich auch in der wissenschaftlichen Literatur nieder. Um Informationen über die weiteren Etappen seines Lebens zu erhalten, gilt es, sich den wenigen biographisch ausgerichteten Arbeiten über Radek zuzuwenden. Den ersten Versuch, sich mit Radeks Biographie und seiner Bedeutung für die Partei der Bolschewiki auseinanderzusetzen, leistete Lyman H. Legters in seiner in deutscher Übersetzung 1959 veröffentlichten Dissertation „Karl Radek als Sprachrohr des Bolschewismus“.²⁶ Sie erhebt nicht den Anspruch, eine Radek-Biographie zu sein, unterscheidet sich aber in Aufbau und Erkenntnisinteresse nicht von einer solchen. Inhaltlich weist die Arbeit erhebliche Lücken auf; darüber hinaus bleibt sie analytisch äußerst schwach und unbestimmt. Auch hätte man die zahlreichen Zitate, die aus den in deutscher Sprache verfaßten Texten Radeks stammen, nicht in der englischen Übersetzung belassen sollen.

Ein gutes Jahrzehnt später legte der britische Historiker Warren Lerner die erste und bislang einzige wissenschaftlich fundierte Radek-Biographie vor: „Karl Radek. The Last Internationalist“.²⁷ Lerner stellt die wichtigsten Stationen in Radeks Leben in einer klar gegliederten und hervorragend geschriebenen Arbeit dar, vermeidet weitgehend Spekulationen bzw. läßt bei unbestätigten Berichten die nötige Vorsicht walten. Auch verliert er sich nicht in die zahlreichen, aber doch häufig nicht verifizierbaren Anekdoten, die sich um Radek ranken. Freilich kann das vor über zwanzig Jahren erschienene Werk nicht alle Fragen zu Radeks Leben beantworten. So hatte Lerner anscheinend nur wenig Informationen über Radeks Bremer Zeit und seine dortigen Aktivitäten, und auch Radeks Mission in Deutschland Anfang 1922 wird äußerst verkürzt dargestellt (S.113). Die Darstellung der Parteidiskussion innerhalb der bolschewistischen Partei und der Säuberungen der 30er Jahre wirkt aus heutiger Sicht zu undifferenziert. Auch hat Lerner einige in polnischen Veröffentlichungen zugängliche Informationen

24 Otto-Ernst Schüddekopf, *Linke Leute von rechts. Die nationalrevolutionären Minderheiten und der Kommunismus in der Weimarer Republik*, Stuttgart 1960, insbesondere S.147–164. In einer gekürzten Taschenbuchausgabe auch unter dem Titel „Nationalbolschewismus in Deutschland 1918–1933“, Frankfurt a.M. u.a. 1972, S.118–138. Louis Dupeux, „Nationalbolschewismus“ in Deutschland 1919–1933. *Kommunistische Strategie und konservative Dynamik*, München 1985, insbes. S.173–196 (franz. Ausgabe 1976).

25 Zu Radeks Rede und zu der Diskussion zwischen Rechten und Kommunisten siehe: Karl Radek, Paul Frölich, Graf Ernst Reventlow und Möller van den Bruck, *Schlageter. Eine Auseinandersetzung*, Berlin 1923. Radeks Rede wurde sogar unter dem NS-Regime in einen Dokumentenband zur deutschen Geschichte aufgenommen: *Deutsche Geschichte seit 1918 in Documenten*. Hrsg. von Ernst Forsthoff, 2. Aufl., Stuttgart 1938, S.142–148. Vgl. auch H. Schurer, S.135.

26 Lyman H. Legters, *Karl Radek als Sprachrohr des Bolschewismus*, in: *Forschungen zur osteuropäischen Geschichte*, Jg.7 (1959), S.196–322.

27 Warren Lerner, *Karl Radek. The Last Internationalist*, Stanford 1970.

nicht berücksichtigt. Trotzdem ist Lernalers Buch das bislang maßgebende Werk über Karl Radek, an dem sich weitere Arbeiten werden messen lassen müssen.

Der Vollständigkeit halber seien hier auch die Radek-Biographien aufgeführt, die wissenschaftlichen Ansprüchen nicht oder doch nur sehr bedingt standhalten: So kann der biographische Aufsatz von Dietrich Möller, der seinen 1976 erschienenen Dokumentenband „Karl Radek in Deutschland“ einleitet, nur als Gelegenheitsarbeit aufgefaßt werden.²⁸ Möllers Text bleibt nicht nur oberflächlich und reichlich unstrukturiert (so springt er in seiner Darstellung ständig zwischen den zwanziger und dreißiger Jahren), er enthält auch eine ganze Reihe von Fehlern.²⁹ In der Schilderung von Radeks Reichswehrkontakten macht Möller aus dem Baron von Reibnitz, bei dem Radek nach seiner Entlassung aus der Moabiter Haft für kurze Zeit wohnte, den „Baron von Schweinitz“ (S.35). Wichtige Ereignisse, wie zum Beispiel die Absetzung Paul Levis als KPD-Führer, finden bei Möller keinerlei Erwähnung. Seinen Wert findet Möllers Band durch die Zusammenstellung von Texten, die Radeks Haltung zu Deutschland als Leitthema haben (leider sind fast alle nur in Auszügen abgedruckt) sowie durch ein Verzeichnis der in deutscher Sprache erschienenen Werke Radeks (Stand 1972) mit Standortangaben in wissenschaftlichen Bibliotheken der Bundesrepublik, der Schweiz und Österreichs (S.285–298).

Die Radek-Biographie des Filmemachers Adalbert Wiemers ist aus einem nicht realisierten Film-Projekt mit dem Schriftsteller Heinar Kipphardt hervorgegangen.³⁰ Sie erhebt keinen wissenschaftlichen Anspruch und verzichtet auch vollständig auf einen Anmerkungsapparat. Vielmehr soll es darum gehen, „den Menschen und Revolutionär von der historischen Bühne zu holen, an ihm und durch ihn das politische Geschehen plastisch und wirklich werden zu lassen.“³¹ So ist ein Opus zustande gekommen, das zwar leicht lesbar ist und eine Menge Details bietet, diese aber sind mit Vorsicht zu genießen.³² Die wirklich zuverlässigen Fakten übernimmt Wiemers von Lerner. Darüber hinaus übersetzt er mitunter Lernalers Text wortwörtlich über mehrere Seiten (S.66–71), ohne dies einer Erwähnung nötig zu befinden. Wiemers' Sympathie für Radek veranlaßt ihn dazu, diesen als aktuellen Vorläufer der „neuen Linken“ zu schildern (so habe die SPD mit dem Parteiausschluß Radeks „sich selbst der Kräfte kritischer Reflexion“ beraubt, S.25) und führt zu einer weitgehend unkritischen Haltung gegenüber seinem Helden.³³

28 Dietrich Möller, Karl Radek in Deutschland. Revolutionär, Intrigant, Diplomat, Köln 1976 (Biographische Skizze, S.11–58). Siehe auch die Rezension von Hans Hecker, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas, Bd.26 (1978), S.135f.

29 So datiert Möller das Ende der Ehe Radeks mit seiner Frau Rosa, die er 1908 in Leipzig kennengelernt hatte, auf 1926 (S.28), während diese Ehe in Wirklichkeit bis über seine Verhaftung hinaus fortbestand. Rosa Radek besuchte sogar nach der Urteilsverkündung ihren Mann in der Haft. Sie starb ebenfalls in einem der Stalinschen Lager. Siehe Ogonek, 1988/52, S.30; Moskovskaja Pravda vom 14. Mai 1989, S.3; Księga Poljakow (siehe Anm.9) gibt den 9.5.1939 als Todesdatum Rosa Radeks an. Sie wurde 1957 in der UdSSR rehabilitiert.

30 Jochen Steffen und Adalbert Wiemers, Auf zum letzten Verhör. Erkenntnisse des verantwortlichen Hofnarren der Revolution Karl Radek, München 1977.

31 So Jochen Steffen in seinem Vorwort, a.a.O., S.8.

32 So half Radek Lenin nicht bei der Vorbereitung der Reise nach Petrograd vor Ausbruch der Februar-Revolution (S.30), Radeks Aufenthaltsort vor seiner Verhaftung in Berlin wird falsch angegeben (er wohnte „nicht bei Freunden aus dem Spartakus“, S.41) und Radeks (1939 verstorbene) Frau konnte nicht 1945 gleich nach dem Krieg mit ihrer ebenfalls zu Lagerhaft und Verbannung verurteilten Tochter im ZK der KPdSU vorsprechen (S.94).

33 Der zweite, umfangreiche Teil des Buches, der von dem vor einigen Jahren verstorbenen SPD-Politiker und Kabarettisten Jochen Steffen verfaßt wurde, besteht aus vier fiktiven Verhören des „toten“ Radek vor einem Weltgericht, das letztlich ein Rehabilitierungsverfahren für Radek ablehnt, und zwar mit dem Hinweis auf Radeks Verhalten in der Bljumin-Affäre. Bljumin hatte im Sommer 1929 aus dem Ausland einen Brief von Trockij an Radek mitgebracht. Radek hatte daraufhin diesen Vorfall dem NKWD gemeldet, woraufhin

Die jüngste Radek-Biographie des Journalisten und Kurzgeschichtenautors Jim Tuck wird wissenschaftlichen Maßstäben in keiner Weise gerecht und kann dadurch ebenfalls wenig zur Radek-Forschung beitragen.³⁴ Tucks Arbeit fußt auf schmaler historischer Faktenbasis, ist stark mit Anekdoten und Gerüchten angereichert, deren Glaubwürdigkeit der Autor selten nachgeht. Die Grunddaten sind wiederum von Lerner übernommen. Auf die Benutzung von Primärquellen verzichtet der Autor weitgehend, dort, wo er sie heranzieht, läßt er eine quellenkritische Herangehensweise vermissen (so z.B. bei Radeks Autobiographie). Die deutschsprachigen Untersuchungen (z.B. Schüddekopf, Goldbach) sind ihm nicht bekannt, deutsche Namen und Buchtitel werden oft falsch wiedergegeben. Neben rein sachlichen Fehlern enthält Tucks Arbeit auch gewagte historische Vergleiche. So zieht er beispielsweise merkwürdige Parallelen zwischen Hitler und Radek, um letzteren als „besserwisser“ zu charakterisieren (S.6). Tucks Überlegungen zu Radeks Schrift „Der Baumeister der sozialistischen Gesellschaft“ von 1934, in welcher der Verfasser Stalin verherrlichte, münden in dem Schluß, dieser Aufsatz Radeks sei als Satire gedacht, die decodiert werden müsse, da Radek gerade die offensichtlichen Schwachpunkte und Minderwertigkeitskomplexe Stalins (seine Rolle im Bürgerkrieg, seine Bauernpolitik und seine Leistungen als marxistischer Theoretiker) lobend hervorhebe. Wenn auch diese Interpretation nicht überzeugend begründet ist, so mag darin noch der originellste Beitrag dieses Buches liegen, das auch als populärwissenschaftliche Studie zu Radek nicht überzeugt und über Feuilletonniveau kaum hinauskommt.³⁵

Als ausgesprochen objektiv sowie reich an detaillierten und zuverlässigen Informationen erweist sich hingegen ein polnischer Lexikonbeitrag über Karl Radek von Aleksander Kochański, der 1986 im „Polski Słownik biograficzny“ erschien. Er führt nicht nur mit großer Zuverlässigkeit alle wichtigen Daten aus Radeks Leben auf, sondern verzeichnet auch den größten Teil der in deutscher, englischer, russischer und polnischer Sprache erschienenen Sekundärliteratur.³⁶

Radeks Rehabilitierung und neuere sowjetische Veröffentlichungen

Am 13. Juni 1988 wurde Radek zusammen mit allen Angeklagten des ersten und zweiten Moskauer Schauprozesses durch eine Entscheidung des Obersten Gerichts der Sowjetunion rehabilitiert, die Gerichtsurteile vom August 1936 bzw. Februar 1937 wurden aufgehoben. Damit war nun auch in der Sowjetunion der Weg frei für Veröffentlichungen über die ehemalige „Unperson“ Karl Radek.³⁷ Diese sind allerdings bis heute nicht zahlreich: Offensichtlich ist Radek als historische Figur nur schwer zu (be)greifen; an einer politischen Rehabilitierung oder Popularisierung — wie wir sie in der Sowjetunion bei Bucharin erlebt haben — bestand

[Forts. Anm.33] Bljumkin verhaftet und kurze Zeit später erschossen wurde. Interessant ist das Buch von Wiemers und Steffen insofern, als es viel über die Befindlichkeit der bundesdeutschen Linken und ihre Rezeption der sowjetischen Geschichte in den 70er Jahren aussagt.

34 Jim Tuck, *Engine of Mischief. An Analytical Biography of Karl Radek*, New York u.a. 1988.

35 Siehe auch die Rezension von Abraham Ascher, in: *Russian Review*, 1990/3, S.353f. An kürzeren Aufsätzen zu Radeks Biographie sei noch der objektiv und flüssig geschriebene Aufsatz von Ernst Pawel genannt: *Karl Radek — A Forgotten Pillar of Bolshevism*, in: *Midstream. A monthly Jewish review* (New York, NY), Jg.18 (1972), Nr.5, S.33–45.

36 Aleksander Kochański, *Radek*, in: *Polski Słownik biograficzny*, Bd.29, Krakau (u.a.) 1986, S.681–688. Weniger ausführliche biographische Angaben zu Radek auch in: Branko Lazitch und Milorad M. Drachkovitch, *Biographical Dictionary of the Comintern*, Stanford 1973, S.324–326; Księga Poljakow (siehe Anm.9).

37 Zu der Bedeutung der Rehabilitierung siehe Yevgenij Ambartsumov, *The Poisonous Mist Disperses. Victims of the Moscow Trials Rehabilitated*, in: *Moscow News*, 1988/25 (19. Juni 1988), S.10. Ambartsumov bestätigt Radeks Ermordung durch „Kriminelle“. Zu Prozeß und Rehabilitierung nun ausführlich: *Reabilitacija. Političeskie processy 30–50–ch godov*, Moskau 1991, insbesondere S.210–235.

selbst in der Glasnost'-Zeit von 1988/89 kein Interesse. Als Pole, Jude, Trotzkist und nicht zuletzt als „Propagandist Stalins“ bot Radek für eine Popularisierung die denkbar schlechtesten Voraussetzungen.

Die erste größere Publikation über Radek in der sowjetischen Presse war ein ausführliches Interview mit Radeks in Moskau lebender Tochter Sof'ja Radek, das in der Zeitschrift „Ogonek“ veröffentlicht wurde, und in dem sie persönliche Erlebnisse schildert sowie Mitteilungen über Radeks Verhaftung und seine letzten Lebensjahre macht.³⁸ In der „Moskovskaja Pravda“ erschien im Mai 1989 ein Artikel der Historiker Ė. Gusejnov und V. Sirotkin: „Das Gesicht und die Masken des Karl Radek.“ Er enthält einige neue Fakten über die Verhöre, denen Radek ausgesetzt war, und bestätigt noch einmal die im Interview von Radeks Tochter angeführte Version über Radeks Tod, zu dem in der westlichen Literatur bis dahin äußerst widersprüchliche Angaben existierten: Radek wurde „zwei Jahre nach dem Prozeß im Lager von gedungenen Kriminellen getötet“.³⁹ Die Zeitschrift „Izvestija CK KPSS“ veröffentlichte 1989 im Zusammenhang mit der Arbeit der Rehabilitierungskommission der KPdSU einige brisante Details zur Vorgeschichte und Planung des Schauprozesses von 1937. So wird von mehreren Briefen berichtet, die Radek im August und September 1936 noch vor seiner Verhaftung an Stalin schrieb, in denen er Stalin von seiner Unschuld überzeugen wollte.⁴⁰ In der Haft konnte Radek erst nach 2 Monaten und 18 Tagen dazu gebracht werden, seinen Widerstand aufzugeben und seine „Schuld“ zu bekennen. Von nun an war er jedoch bereit, den Forderungen des Anklägers Vyšin'skij nach den für den Prozeß „notwendigen“ Geständnissen Folge zu leisten.⁴¹ Ein Brief Radeks an seine Frau aus dem Gefängnis 1937, der als Entwurf in den Archiven erhalten geblieben ist, wurde an gleicher Stelle veröffentlicht.⁴² Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Radek hat in der Sowjetunion allerdings gerade erst begonnen: Einzig ein kurzer Beitrag des in Voronež lehrenden Historikers V.A. Artemov zu Radeks politischen Vorstellungen 1918/19 ist bis jetzt zu verzeichnen.⁴³

Zusammenfassung

Als Politiker und Mensch hat Karl Radek die historische Forschung immer wieder beschäftigt und auch Anlaß zu einer Reihe von populären Darstellungen gegeben, die jedoch stark vom politischen Zeitgeist bestimmt waren und wenig zum Verständnis seiner Person beigetragen haben. In der wissenschaftlichen Literatur recht gut aufgearbeitet ist bis heute nur die Zeit ab 1908, hier vor allem die Nachkriegsjahre 1918 bis 1923, die Lebensperiode, die Radek mit

38 Sof'ja Radek — O svoem otce i o sebe, in: Ogonek, 1988/52, S.28–31.

39 Ėl'mar Gusejnov und Vladlen Sirotkin, Lico i maski Karla Radeka, in: Moskovskaja Pravda, vom 14. Mai 1989, S.3; gekürzt auch in: Archivy raskryvajut tajny . . ., Moskau 1991, S.343–348. Die Autoren machen deutlich, daß sie Kenntnisse anhand von Archivmaterialien haben, ohne daß sie ihre Quellen aufdecken konnten.

40 Izvestija CK KPSS, 1989/9, S.37. Einen weiteren langen Brief an Stalin schrieb Radek bereits in der Haft. In der Zeitschrift wird nur die Existenz der Briefe erwähnt; Zitate aus ihnen werden nicht angeführt und ihr Inhalt nicht näher beschrieben. Der Artikel wurde in deutscher Übersetzung veröffentlicht in: Schauprozesse unter Stalin 1932–1952. Zustandekommen, Hintergründe, Opfer, Berlin 1990, S.170–209.

41 A.a.O., S.40–41. Hier auch ein Auszug aus dem Schuldgeständnis Radeks. Wie die Falschaussagen Radeks zur Konstruktion der Anklage für den Schauprozess gegen Bucharin und Rykov benutzt wurden, zeigt die jüngste Publikation von Dokumenten des ZK-Plenums vom Februar/März 1937, in: Voprosy istorii, 1992, H.2–3, S.3–44.

42 A.a.O., S.43.

43 V.A. Artemov, Karl Radek. Im Banne von Dogmen oder auf der Suche nach einer neuen Taktik (1918/1919)?, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung (BZG), Jg.33 (1991), H.2, S.160–164. Eine erste sowjetische Neuveröffentlichung von Texten Radeks findet sich in: A. Lunačarskij, Karl Radek und L. Trockij, Siluëty: Političeskie Portrety, Moskau 1991.

der „deutschen Revolution“ und der Komintern verband und in der er den größten politischen Einfluß besaß. Die Jahre in der linken Opposition 1924–1927 lassen hingegen viele Fragen offen. In noch stärkerem Maße gilt das für Radeks „stalinistische“ Periode ab 1929 sowie für die Zeit seiner Verhaftung, des Schauprozesses und der Lagerhaft bis zu seinem Tod. Warren Lerner mußte hier zwangsläufig viele Fragen offenlassen.

Eine definitive Radek-Biographie ist bis heute nicht geschrieben. Die Öffnung der ehemaligen sowjetischen Archive (sowie des früheren Zentralen Parteiarchivs der SED, jetzt im Institut für die Geschichte der Arbeiterbewegung in Berlin) bietet die Möglichkeit, sich an diese zweifellos schwierige Aufgabe heranzuwagen.

ÜBER DEN MARXISMUS IN SPANIEN. BERICHT ÜBER EIN KOLLOQUIUM IM KARL-MARX-HAUS, TRIER, AM 15. UND 16. JUNI 1992

Von Pedro Ribas

Im Rahmen der Ausstellung „Die Verbreitung der Werke von Karl Marx und Friedrich Engels in Spanien“ fand am 15. und 16. Juni dieses Jahres im Studienzentrums Karl-Marx-Haus, Trier, ein wissenschaftliches Kolloquium über die Marx/Engels-Rezeption in Spanien statt.

Hans PELGER, Leiter des Karl-Marx-Hauses, untersuchte anläßlich der Eröffnung der Ausstellung am 14.6.92 einige interessante Aspekte der Forschungen von Marx und Engels zur Geschichte Spaniens. Er verwies besonders auf eine Artikelserie, die Marx 1854 in der „New York Daily Tribune“ über das damalige Spanien veröffentlicht hat. Pelger erinnerte ebenfalls an den Informationsaustausch, den man über dieses Thema im Briefwechsel von Marx und Engels finden kann, und ging ausführlich auf einige konkrete Punkte der Serie „Revolutionary Spain“ ein. Pedro RIBAS (Universidad Autónoma de Madrid) ließ anschließend die diversen Etappen der Verbreitung des Marxismus zwischen 1869 und 1939 Revue passieren.

Nach der Begrüßung durch den Leiter des Karl-Marx-Hauses und der Vorstellung der Referenten durch den Koordinator des Kolloquiums, Pedro Ribas,¹ eröffnete Antonio ELORZA² (Universidad Complutense de Madrid) mit seinem Referat „Über den Marxismus in Spanien: Engpässe und Grenzen“ das Kolloquium. Antonio Elorza sprach über den spanischen Marxismus im allgemeinen und warf einen Blick auf die wichtigsten Probleme, die sich seiner Meinung nach beim Studium dieses Themas ergeben. In diesem Zusammenhang hob er die Notwendigkeit hervor, die Analyse der Verbreitung der Marxschen Werke mit der des Marxismus als ideologischer Grundlage der sozialistischen Bewegung zu verknüpfen. Elorza vertrat die Auffassung, daß sich dem Marxismus in Spanien verschiedene Hindernisse entgegenstellten: Das wichtigste beruhe auf der Tatsache, daß es dem Marxismus nicht gelang, die Arbeiterschaft des bedeutendsten Industriegebietes, Kataloniens, zu integrieren, während im

1 Pedro Ribas publizierte u.a.: *La introducción del marxismo en España (1869–1939)*. Ensayo bibliográfico, Madrid 1981; *Aproximación a la historia del marxismo español*, Madrid 1990. Er ist auch Herausgeber von Miguel de Unamuno, *Escritos socialistas*, Madrid 1976, und ders., *Política y filosofía. Artículos recuperados (1886–1924)*, (gemeinsam mit Diego Núñez), Madrid 1991.

2 Antonio Elorza leitet die Zeitschrift: *Estudios de Historia Social*, und ist Autor von Büchern wie z.B. *El fourierismo en España*, Madrid 1975; *Ideología del nacionalismo vasco*, San Sebastián 1978; *La ideología liberal en la ilustración española*, Madrid 1979; *Socialismo utópico español*, Madrid 1979; *La formación del PSOE* (gemeinsam mit Michel Ralle), Barcelona 1989.

Zentrum des Landes mit einer vorwiegend bäuerlich und handwerklich strukturierten Bevölkerung der Sozialismus dominierend war.

Santiago CASTILLO³ (Universidad Complutense de Madrid) sprach über „Das Marxbild der spanischen Sozialisten“. Castillo vertrat die Meinung, daß der spanische Marxismus in dem betrachteten Zeitraum von 1869 bis 1939 kein Werk von eigenständiger Bedeutung hervorgebracht habe. In seinen Anfängen sei er dem französischen Sozialismus eng verbunden gewesen, was der hohe prozentuale Anteil der der französischen sozialistischen Presse entnommenen Artikel von „El Socialista“, dem Organ der Sozialistischen Arbeiterpartei Spaniens (PSOE), beweist. Andererseits handelte es sich bei den Initiativen zur Verbesserung der theoretischen Bildung der sozialistischen Militanten um individuelle Vorstöße, die untereinander keinen Zusammenhang hatten und im allgemeinen von der Partei auch keine offizielle Unterstützung erhielten. Selbst ein so wichtiges Werk wie „Das Kapital“ erfuhr nur eine sehr langsame Verbreitung, so daß es trotz seiner geringen Auflage noch 30 Jahre nach seinem erstmaligen Erscheinen nicht vergriffen war. — Man muß noch hinzufügen, daß die Sozialisten in ihrem Verlagswesen eine widersprüchliche Politik verfolgten: Während Antonio García Quejido in „La Nueva Era“ (Madrid), Jules Guesdes ehernes Lohngesetz ablehnte, veröffentlichte „La Aurora Social“ (Oviedo) eine Neuauflage von Guesdes Broschüre „La loi des salaires et ses conséquences“. Castillo hob in diesem Zusammenhang die Notwendigkeit hervor, den Sozialismus auch außerhalb der sozialistischen Presse zu untersuchen, weil die Veröffentlichungen von Autoren, wie z.B. Juan José Morato, zum größten Teil in nicht-sozialistischen Zeitungen verstreut sind.

Walther L. BERNECKER⁴ (Universität Bern) befaßte sich in seinem Referat „Spanien in den 30er Jahren, Zweite Republik und Bürgerkrieg in der kommunistischen Interpretation“, mit der Politik der Kommunistischen Partei Spaniens (PCE) während der Republik und des Bürgerkrieges. Bernecker unterstrich die Abhängigkeit der PCE von der Außenpolitik der Sowjetunion. Zwar distanzierte er sich von alten Thesen wie denen von B. Bolloten, stimmte aber teilweise mit dessen kritischer Stellungnahme überein. Die seiner Meinung nach falsche Interpretation der PCE ist darauf zurückzuführen, daß diese Partei unfähig war, die demokratische Revolution mit einem sozialen Programm für die Industrie und Landwirtschaft konsequent zu verbinden. Das Hauptziel der PCE war, den Krieg zu gewinnen, obwohl das eine Verzögerung der sozialen Revolution mit sich brachte. Die Folgen dieser Politik waren von großer Bedeutung, weil sie der PCE erlaubten, in den entscheidenden Organen der Madrider Regierung einen immer größeren Einfluß auszuüben. Der PCE gelang es zwar, Teile des Kleinbürgertums für ihr Programm einzunehmen, aber die Verschiebung der Revolution zugunsten eines militärischen Sieges über den Faschismus entmutigte möglicherweise das Proletariat und schwächte so seine Widerstandskraft und Kampfmoral, statt sie zu stärken.

3 Santiago Castillo ist der Verfasser von: *Historia del socialismo español*, Barcelona 1989. Er hat zahlreiche Arbeiten über den spanischen Sozialismus (besonders über seine Presse und Gewerkschaftstätigkeit) veröffentlicht und mehrere wichtige klassische sozialistische Texte herausgegeben.

4 Walther L. Bernecker publizierte u.a.: *Die Soziale Revolution im Spanischen Bürgerkrieg. Historisch-politische Positionen und Kontroversen*, München 1977; *Gewerkschaftsbewegung und Staatssyndikalismus in Spanien. Quellen und Materialien zu den Arbeitsbeziehungen, 1936–1980*, Frankfurt a.M. und New York 1985; *Sozialgeschichte Spaniens im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M. 1990; *Spanien heute*, Frankfurt a.M. 1990 (gemeinsam mit anderen Verfassern); *Krieg in Spanien 1936–1939*, Darmstadt 1991.

Marta BIZCARRONDO⁵ (Universidad Autónoma de Madrid) bezog sich in ihrem Referat „Marxismus und Vorrevolution in Spanien 1930–1936“, ebenfalls auf die Marx- und Engelsrezeption im Spanien der 30er Jahre. Sie richtete ihre Aufmerksamkeit auf das, was sie den Marxismus nach russischem Vorbild nannte, d.h. das sowjetische Modell als Anknüpfungspunkt, um den Arbeitern und der Intelligenz als Referenz für ein revolutionäres Programm zu dienen, das sich oft mit der erträumten Vision eines eigenen kommunistischen Vaterlandes vermischte. Bizcarrondo zeigte an verschiedenen Beispielen die Bedeutung, die das sowjetische Modell während der zweiten Republik erlangte und wie das Vaterland Lenins als Verwirklichung des Sozialismus idealisiert wurde. Die große Zahl von Veröffentlichungen sowjetischer Literatur während dieser Jahre bewirkte zwar den Durchbruch des Marxismus nach russischem Vorbild, war aber keine Quelle für eine theoretische Diskussion über den Marxismus selbst. Bizcarrondo sprach sogar von einer rein mechanischen Übernahme des sowjetischen Modells, wodurch seine konkrete Anwendung auf die spanischen Verhältnisse unmöglich gemacht wurde. Aus diesem Grunde gab der Marxismus keinen Anstoß zu eigenständigen Analysen, sondern nur zu Übertragungen von geringer Originalität.

„Marxismus, Nationalismus und Syndikalismus: um die Gestalt Andreu Nins“, lautete der Titel des Referats von Montserrat GALCERÁN⁶ (Universidad Complutense de Madrid). Galcerán beschrieb kurz das Leben von Nin und ging dann auf die Ereignisse in Barcelona vom Mai 1937 ein, sowie auf den Prozeß und die Hinrichtung von Andreu Nin. Sie hob hervor, daß es für Nin in der Situation, in der sich Spanien nach dem Juli 1936 befand, vorrangig war, die Errungenschaften der Revolution zu erhalten und zu festigen, ein verfassunggebendes Parlament einzuberufen und eine Arbeiter- und Bauernregierung anzustreben. Nin widersetzte sich der Politik der PCE und der Außenpolitik der Sowjetunion, was aber (entgegen der allgemeinen Meinung) nicht bedeutet, daß er sich ohne weiteres in die Reihen des Trotzkismus einfügte, sondern sich in einer besonderen Interpretation des Militäraufstandes vom Juli 1936 ausdrückte, den er nicht als faschistisch bezeichnete, und in einer Sicht der demokratischen Revolution, die sich stark von der unterschied, die die PCE proklamierte. Der Schlüssel zu seiner Haltung ist demnach in den Mai-Ereignissen von 1937 zu suchen.

Francisco ROCA⁷ (Universidad de Barcelona) sprach über den Marxismus in Katalonien. In seinem Referat „Einige Beiträge des katalanischen Marxismus“ zeigte er, daß man den Einfluß des Marxismus nicht nur in den Äußerungen der Marxisten suchen darf, sondern auch andere kulturelle und politische nichtmarxistische Positionen berücksichtigen muß, wie zum Beispiel die von Volkswirtschaftlern, Literaten, Künstlern, Soziologen u.s.w. Aus dieser Perspektive untersuchte Roca den Beitrag des Marxismus in Katalonien, wo sich ein industrieller Kapitalismus und eine präindustrielle Gewerkschaft [die Confederación Nacional de

5 Marta Bizcarrondo publizierte u.a.: *Araquistain y la crisis socialista en la segunda república*, Madrid 1975; *Octubre del 34. Reflexiones sobre una revolución*, Madrid 1977; *Análisis económico y socialismo en la segunda república*, in: *Estudios de Historia Social*, Madrid 1980; *Edición crítica de la revista Leviatán*, Glashütten im Taunus 1974.

6 Montserrat Galcerán ist die Verfasserin von: *El concepto de libertad en la obra de Marx*, 2 Bde, Madrid 1984; *Sujeto, libertad y alienación en una perspectiva marxista*, in: *Anales del Departamento de Historia de la Filosofía*, Madrid 1985; *Beschäftigung mit Marx und Engels in Spanien*, in: *Marxistische Studien. Jahrbuch des IMSF*, Bd.12. (1987), S.257–269.

7 Francisco Roca ist der Leiter der Zeitschrift: *Nous Horitzons*. Er ist der Autor von Büchern wie: *El pensament econòmic català durant la república i la guerra (1931–1939)*, Barcelona 1976; *Nuestra utopía. PSUC, 50 años de historia de Cataluña*, Barcelona 1986; *Marxisme de consum diari. De la A a la Z*, Barcelona 1988; *Les raons del socialisme*, Barcelona 1991.

Trabajo (CNT)] herausbildeten. Nach der Analyse verschiedener Wissenschaftsdisziplinen wie etwa der Geschichte, der Politik und der Gesellschaftsorganisation, scheint die größte Bedeutung dieses Einflusses in dem ökonomischen Modell gelegen zu haben, das in dem Kollektivierungserlaß von 1936 zum Ausdruck kommt. Roca verweilte besonders bei diesem ökonomischen Modell, das er sorgsam von einem Kooperativsystem unterschied wissen wollte und von dem er meinte, daß es sehr viel größere Aufmerksamkeit verdiene als man ihm bisher geschenkt habe — auch Modell für die heutige Gesellschaft.

Aurelio MARTIN⁸ (Bibliothek der Stiftung Pablo Iglesias) untersuchte in seinem Referat „Marx und Engels in der spanischen sozialistischen Presse“ die Rezeption Marx' und Engels' in den Zeitschriften und Zeitungen der PSOE. Martin, der der Autor einer ausgezeichneten Quellensammlung für das Studium des spanischen Sozialismus ist, lieferte interessante Daten über 50 Zeitungen aus dem Zeitraum von 1869–1939. In diesen 50 Zeitungen befinden sich nach seiner Meinung 90 % der Beiträge, die in der spanischen sozialistischen Presse von und über Marx und Engels veröffentlicht worden sind. Im Rahmen seiner Untersuchung ist es Martin auch gelungen, eine Erklärung dafür zu finden, daß das Madrider Casa del Pueblo über ein Exemplar des „Kapital“ mit einer eigenhändigen Widmung von Marx verfügt. (Dieses Exemplar befindet sich heute in der Stiftung Largo Caballero.) Die Erklärung fand Martin in „El Obrero Gráfico“, der Madrider Zeitung der Unión General de Trabajadores (UGT) deren Ausgabe vom Juni 1934 zu entnehmen ist, daß der Sohn von Karl Lessner dem Casa del Pueblo einen Originalbrief von Marx, einen von Engels und das genannte Exemplar des „Kapital“ gestiftet hat. Ein Hauptverdienst Martins besteht wohl in der sorgfältig zusammengestellten Liste der von Marx und Engels selbst veröffentlichten Texte (z.B. der Briefe, die bei einem systematischen Studium der Schriften von Marx und Engels über Spanien berücksichtigt werden müssen), sowie der Artikel spanischer Autoren über die beiden deutschen Theoretiker.

Das Kolloquium kann als eine Bilanz des heutigen Standes der Forschung über den spanischen Marxismus angesehen werden. Es wurden dabei einige wichtige Aspekte hervorgehoben, auf die im folgenden näher eingegangen werden soll.

Zunächst wurde darauf hingewiesen, daß ein wesentliches Merkmal des Marxismus in Spanien darin besteht, daß er von Arbeitern rezipiert wurde: In der Gruppe der Anhänger des Londoner Generalrats während der Ersten Internationale gab es keine Intellektuellen und auch im Gründerzirkel der sozialistischen Partei waren nur sehr wenige vorhanden. Die intellektuellen Tätigkeiten wurden von Arbeitern übernommen, die Zeitungen veröffentlichten, die Werke von Marx verbreiteten und die konkrete Arbeit in Partei und Gewerkschaft leisteten. Sie waren das, was Gramsci später einen organischen Intellektuellen genannt hat. Jedenfalls erscheint es logisch, daß zwischen dem geringen Stellenwert der Theorie im spanischen Marxismus und der geringen Zahl von in ihm engagierten Intellektuellen eine Wechselbeziehung besteht. Aber es wurde auch darauf hingewiesen, daß die ersten wichtigen Manifestationen des Marxismus, in denen die Ablehnung einer Art von Sozialismuskonzeption zugunsten einer anderen zum Ausdruck gebracht wurde, das Werk von Druckern waren. José Mesa, Drucker und Herausgeber von „La Emancipación“, ist tatsächlich der erste spanische Marxist, der Marxtexte (im besonderen „Misère de la philosophie“) benutzt, um Pierre

8 Aurelio Martin ist der Verfasser von: 100 años de socialismo en España. (Bibliografía), Madrid 1979; Fuentes para la historia del PSOE y de las Juventudes Socialistas de España (1879–1990), Madrid 1991.

Joseph Proudhon zu widerlegen. Man kann sagen, daß ab Mitte 1872 eine Neuorientierung dieses bedeutenden Madrider Wochenblattes stattfindet, die darin zum Ausdruck kommt, daß Marx zum wahren theoretischen Führer des Sozialismus proklamiert wird.

Ähnliche Tendenzen finden wir in der „Nueva Era“ einer Zeitschrift, die 1901 durch den Drucker Antonio García Quejido gegründet wurde. In seiner Artikelserie „La ley de los salarios, está bien formulada?“ weist García Quejido das sogen. Eherne Lohngesetz zurück, das Jules Guesde in seiner „Loi des salaires“, der französischen Fassung von Ferdinand Lassalles gleichnamiger Schrift, formuliert hatte. Die Argumente dagegen entnimmt Quejido dem ersten Buch des „Kapital“, das er gut kannte, denn er selbst hatte eine spanische Ausgabe gesetzt und in Heftform in vierzehntägigen Folgen herausgegeben.

Das Kolloquium hat gezeigt, daß der Marxismus bis 1930 in Spanien keine tiefen Wurzeln schlagen konnte und daß er auch zu keinen bedeutenden Studien Anlaß gab. Um dieses Phänomen zu erklären, reicht es vielleicht, wenn wir uns auf das Beispiel Katalonien beschränken. Der Marxismus brauchte lange, um dort eine wichtige Stellung zu erorbern. Außerdem war die Tatsache, daß die PSOE, die offizielle marxistische Partei, ihren Sitz in Madrid, einem Verwaltungs- und Handwerks- aber keinem Industriezentrum, hatte, ganz sicher ein negativer Faktor. Sowohl der als bürgerliche Ideologie verstandene katalanische Nationalismus, wie er lange innerhalb des spanischen Sozialismus betrachtet wurde, als auch die Identifizierung der PSOE mit dem Zentralismus von Kastilien trugen dazu bei, die Integrierung des Marxismus in die katalanische Autonomietradition zu erschweren.

Natürlich blieben viele Fragen der Diskussion offen und wurden sogar aus entgegengesetzten Perspektiven vorgetragen, wie es für ein Kolloquium normal ist, dessen Teilnehmer aus unterschiedlichen Wissenschaftsbereichen kommen (Geschichte, Philosophie, Wirtschaft). Aber das Kolloquium trug dazu bei, verschiedene wichtige Aspekte hervorzuheben, die nicht nur für den spanischen, sondern auch für den europäischen Marxismus interessant sind. Vor allem ist eine unbestreitbare Tatsache zu konstatieren, die die Vielzahl von Zeitungen, Broschüren und anderen Veröffentlichungen beweisen: die Verbreitung der Werke von Marx und Engels im spanischen Arbeitermilieu. Diese Rezeption im Spanien der Neuzeit (vom letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bis zur Ära Francos) ist von nicht geringer Bedeutung: In den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts ist sie sogar, zum ersten Mal in der Geschichte Spaniens, in allen Bereichen des Lebens nachzuweisen: in der Literatur, der Musik, im Film, der Wirtschaft, der Politik und natürlich im Verlagswesen. Daß dieser Marxismus der 30er Jahre, wie Bizcarrondo sagt, ein „Marxismus zur russischen Stunde“ ist, ist nicht der Ausdruck einer literarischen Mode, sondern das symbolische Bild, in dem der revolutionäre Drang der Proletarier und der Intelligenz nach dem für das Land geforderten Wandel zum Ausdruck kommt. Der Marxismus, der sich auf der Iberischen Halbinsel in den Jahren der Republik verbreitet, ist eine vollständige Revision des Reformismus, der in der von Pablo Iglesias geleiteten Arbeiterpartei in den vorhergehenden Jahren geherrscht hatte. Vor allem von 1934 an wird Marx als Marx der Revolution, sowohl der Bauern- wie auch der Stadtrevolution, verbreitet. In den 30er Jahren wird Marx nicht mehr ausschließlich aus der Sicht von Jules Guesde, Karl Kautsky und anderen Autoren der Zweiten Internationale interpretiert, sondern man beginnt, ihn mehr und mehr aus der Perspektive von Luxemburg, Lenin und anderen Autoren der Dritten Internationale zu sehen. Marx wird allmählich von einer revolutionären Perspektive aus interpretiert, auch wenn sich in diese Perspektive sehr heterogene Elemente mischen: Antifaschismus, Verteidigung der UdSSR als Heimat der kommunistischen Revolution,

stalinistische Spuren in der PSOE-PCE Diskussion, usw. Aber all dies stellt eine Gesamtheit von kulturellen und politischen Elementen dar, die aus dem spanischen Marxismus der 30er Jahre eine historische Periode macht, die durch zwei grundlegende Umstände charakterisiert wird:

1. Die Publikation von Büchern, Zeitungen, Zeitschriften, sowie die Kongresse ihrer Verfasser und ihre Diskussionen beweisen, daß der Marxismus sich zum ersten Mal in der Geschichte Spaniens zu einem kulturellen Komplex von sozialer und politischer Relevanz entwickelt hat. Dieser Aspekt wird durch die spektakuläre Zunahme der Mitgliedschaft der Arbeiter in den Parteien und den Gewerkschaften ergänzt.

2. Im sozialen und politischen Aufruhr dieser Jahre hat der Marxismus aufgehört, ein aus einigen grundlegenden Ideen bestehender, einheitlicher Komplex zu sein: Es gibt nicht einen Marxismus, sondern mehrere. Und gerade in diesem Kontext der Auseinandersetzung innerhalb des Marxismus entsteht eine echte Diskussion über seinen Sinn, die die Interpretation der Werke von Marx einschließt, die aber vor allem dem Historiker die Rolle der Theorie in der sozialen und politischen Wirklichkeit enthüllt: Die Polemik zwischen Julián Besteiro und Luis Araquistain in der Zeitschrift „Leviatán“ (1935) zeigt uns (abgesehen davon, daß sie die erste ist, die in Spanien darüber entsteht, wer der wahre Marx ist: der Reformist oder der Revolutionär, der von Kautsky oder der von Lenin) die Versuche zur Legitimierung einer bestimmten Politik: die der Proletarier, die sich für eine immer revolutionärere Perspektive entscheiden, und die der Mittelklassen, die die liberalen Positionen des gemäßigten Republikanismus unterstützen.

In der Geschichte des spanischen Marxismus bleiben noch viele Fragen offen. Die Erforschung der publizistischen Verbreitung des Marxismus selbst ist noch nicht abgeschlossen, weil die Zahl der Veröffentlichungen schwerlich vollständig sein kann. Wahrscheinlich wird sie es nie sein. Eine zweite Streitfrage ist die nach der Verarbeitung des Marxschen Denkens: Wurde der Marxismus als wissenschaftliche Methode angenommen um die Realitäten des Landes zu studieren und zu analysieren, oder handelte es sich nur um eine mechanische Übertragung von im Ausland erarbeiteter Schemata? Wurde er durch nationale Traditionen ergänzt oder integrierte er sich in sie? Ein drittes Problem betrifft die Interpretationen der Werke von Marx und Engels, die in Spanien entstanden oder sich innerhalb des spanischen Marxismus verbreiteten. Alle diese Fragen wurden im Kolloquium angeschnitten, wenn auch nicht erschöpfend beantwortet. Das Verhältnis des Marxismus zum Anarchismus ist einer der Komplexe, die nicht behandelt wurden und das ein besonderes Kapitel verdient. Natürlich waren sich die Teilnehmer des Kolloquiums dessen bewußt, daß in Spanien die marxistische Tendenz im Vergleich zur anarchistischen bis in die 30er Jahre hinein eine minoritäre oder dissidente Strömung innerhalb der spanischen Arbeiterbewegung darstellt. Vielleicht ist dieses Thema aber an sich schon so komplex, daß es ein eigenes Kolloquium verdient.

JUGENDWIDERSTAND IM NATIONALSOZIALISMUS. EIN TAGUNGSBERICHT

Von Thomas Franz und Jan Merk

Im Adam-von-Trott-Haus der Evangelischen Akademie Berlin, die sich seit Jahrzehnten darum bemüht, aus der diskursiven Beschäftigung mit Widerstandsgeschichte kritische Impulse für die Gegenwart zu gewinnen, fand vom 17. bis 19. Juli 1992 eine Tagung zum Thema „Widerstand der jungen Generation im NS-Staat. Verweigerung — Protest — Opposition“ statt. Rund 80 Interessierte, darunter Historiker, Zeitzeugen und in der Vermittlungsarbeit Tätige, nahmen daran teil. Organisiert wurde das Programm von Manfred KARNETZKI und Franz von HAMMERSTEIN für die Evangelische Akademie sowie dem Historiker Kurt SCHILDE, dem Politologen Matthias WIBBE und dem Pädagogen Martin BECHER.

Den Auftakt bildete am ersten Abend ein Überblicksreferat von Wilfried BREYVOGEL (Essen) über „Verhaltensweisen und Prozesse“ des jugendlichen Widerstands im Nationalsozialismus. Breyvogel plädierte für ein weitgefaßtes Begriffsspektrum, wie es beispielsweise Detlev Peukert 1982 mit der Differenzierung zwischen Resistenz, Dissidenz, Protest, Widerstand und Konspiration schematisiert hat. Vorsicht sei dort geboten, wo diese Stufenfolge auch das Entstehen von Widerstandsbewußtsein erklären solle, dem oftmals kein schrittweiser Lernprozeß, sondern ein aus Betroffenheit resultierender plötzlicher Entschluß zugrunde gelegen habe. Um politische Widerstandshandlungen in ihrer Entwicklung angemessen verstehen zu können, schlug Breyvogel eine Kombination von historischer Situationsanalyse (Querschnittsanalyse) und biographischer Rekonstruktion (Tiefenhermeneutik) vor, die mit einem hohen Komplexitätsgrad nicht nur die Jugendwiderstandsforschung weiterführen könne. So würden auch vorschnelle Abwertungen einerseits oder ein zu starkes Eingehen auf Legitimierungs- und Idealisierungsansprüche der Gegenwart andererseits vermieden.

Nach diesen methodischen Überlegungen wandte sich Breyvogel vor dem Hintergrund eigener Forschungen zur Jugendgeschichte im Ruhrgebiet einem durch Dias veranschaulichten Überblick über jugendliche Widerstandsformen zwischen 1933 und 1945 zu. Dabei stellte er sowohl die Bedeutung der verschiedenen Jugendorganisationen der Weimarer Republik mit ihren weiterwirkenden Traditionen als auch, losgelöst von der jeweiligen Organisationsgeschichte, übergreifende Gemeinsamkeiten einer stark durch die Jugendbewegung geprägten Alltagskultur heraus. Die überkommene Gegnerschaft zum Nationalsozialismus versuchte der Kommunistische Jugendverband Deutschlands (KJVD) auch nach 1933 mit einer Offensivtaktik fortzusetzen. Unter drastisch veränderten Handlungsbedingungen führte dies jedoch zu Massenverhaftungen, Verhören, Folter und Tod. Forschungsergebnisse von Arno Klönne und Frank Bajohr zeigen deutlich die brutale Zerschlagung illegaler kommunistischer Organisationen bis 1935 und stellen damit die Kontinuitätsthese der früheren DDR-Historiographie in Frage. Länger konnten Gruppen der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) weitergeführt werden, wenn sie sich als Wander- oder Fahrtenvereine tarnten und sich für die Übernahme kultureller Stilformen der Jugendbewegung offen zeigten. Diese jugendspezifische Alltagskultur stand bei den politisch ambivalenten bündischen Gruppen im Zentrum, deren Traditionen die Hitlerjugend (HJ) nach der Gleichschaltung nach und nach besetzen konnte. Dennoch blieb das bündische Milieu — auch durch Mythenbildung — ein resistenter Bezugspunkt, besonders bei den direkten Gegnergruppen wie der „Deutschen Jungenschaft vom 1.11.1929“ (dj. 1.11.), der „Bündischen Front“, den „Schwarzen Scharen“, der „Schwarzen Front“ oder

der „Südlegion“, die ab 1935 durch den HJ-Streifendienst und danach durch Verbote und Verhaftungen verfolgt wurden. Nur sehr kurz ging Breyvogel auf Elemente bündischer Alltagskultur in katholischen Jugendgruppen bis zu deren Verbot 1938 ein. Vollständig ausgespart blieb die Behandlung evangelischer Jugendgruppen, sieht man von der vielschichtigen und emotionalisierten Thematik der „Weißen Rose“ ab, der sich Breyvogel über die unterschiedlichen biographischen Erfahrungen der Münchner Studenten näherte. Vorbereitend für Widerstandshandlungen habe aber auch hier ein bündisch mitgeprägtes Umfeld gewirkt. Mit der Entstehung der Hamburger „Swingjugend“ hingegen fand ein grundlegender Umschlag in den Stilmitteln statt: Waren die bündischen Alltagskulturen in gewissem Sinne retrospektiv und antimodern, so wird hier die erste jugendliche Subkultur erkennbar, die sich durch moderne, großstädtische und kulturindustriell vermittelte Elemente auszeichnete.

In drei Parallelveranstaltungen wurde am zweiten Tag der Entwicklung verschiedener Motive und Erscheinungsformen des Jugendwiderstands nachgegangen. Am Beispiel der individuellen Entscheidungswege von Sophie und Hans Scholl führte Hajo FUNKE (Berlin) in das Thema der ersten Arbeitsgruppe, „Prozesse nonkonformistischer Verweigerung unter einem Regime von Faszination und Terror“, ein. Die Prägung durch bündische Werte, etwa die naturromantische Verschmelzung von Heimat, Vaterland und Nation, vor 1914 mit egalitär-anarchischen Zügen, nach dem gemeinsamen Weltkriegserlebnis jedoch immer stärker soldatisch-hierarchisch, sei ambivalent gewesen. Einerseits ließe sie sich mit ihren antiaufklärerischen, antiliberalen und nationalen Elementen als Teil des deutschen Sonderwegs begreifen, andererseits würden in ihr zeit- und jugendspezifische Forderungen nach Autonomie und Authentizität erkennbar, die jedoch primär auf eine Abkehr von herkömmlichen Sozialisationsinstanzen wie Elternhaus oder Schule gerichtet gewesen seien. Die „Falle der identifikatorischen Fixierung auf eine charismatische Führergestalt“ biete auch bei den Geschwistern Scholl Ansatzpunkte einer anfänglichen Begeisterung für den Nationalsozialismus. Jugendlisches Aufbegehren und bündische Werte wie Mut und Gemeinschaftsgefühl konnten nach und nach dem System der zur „Staatsjugend“ gewordenen HJ untergeordnet werden. Nebeneinander bestehen blieben die jugendliche Faszination und Einsatzbereitschaft und das Miterleben brutalen Terrors. Auftretende „Widersprüche und Irritationen“ wurden von Hans Scholl relativ früh wahrgenommen und führten zunächst zu partieller Kritik im Kreis der dj. 1.11. In einem komplexen, krisenhaften Prozeß, beeinflusst durch seine Religiosität, die Auseinandersetzung mit seinem liberalen Vater, Gespräche im Freundeskreis und vor allem durch Erlebnisse als Sanitäter während des Frankreich- und Rußlandfeldzugs sei Hans Scholl zur Einsicht in die Notwendigkeit entschiedenen Widerstandes gekommen, deren Konsequenzen er sich voll bewußt war. Als sehr viel geradliniger beschrieb Funke dagegen den nicht durch die bündische Bewegung beeinflussten Weg Sophie Scholls von anfänglicher NS-Begeisterung zur Entwicklung einer universalen Ethik der Fürsorge und Gerechtigkeit, die ihr weiteres Handeln bestimmte.

In der engagierten **Diskussion**, die Martin Becher leitete, wurde unter anderem auf die Vielfalt auch fortschrittlich-demokratischer Schultypen in der Weimarer Republik hingewiesen — neben der Geschlossenheit des jeweiligen Herkunftsmilieus eine der wichtigsten Resistenz-Vorprägungen Heranwachsender im Nationalsozialismus. Andererseits seien Tugenden wie Empathie und Toleranz, die sich in den Flugblättern der „Weißen Rose“ manifestieren, zweifellos ohne breite Traditionen in der deutschen Jugendsozialisation. Spannend entwickelte sich ein Disput darüber, inwieweit die bündische Jugend und speziell das Meißner-Fest in

autoritäre deutsche Geschichtstraditionen einzureihen sei (Funke), oder ob bei aller Ambivalenz und Befängnis im Nationalismus nicht doch die Autonomieideale sehr viel stärker in Eigenwert und Wirkung berücksichtigt werden müssen (Breyvogel).

Die zweite Arbeitsgruppe zur Frage „Widerstand von Mädchen und jungen Frauen — gab es geschlechtsspezifische Formen des Widerstands?“ wurde von Sabine HERING (Kassel) moderiert, der wir die folgende Zusammenfassung verdanken: „Die Referentin Ingrid STROBL (Köln), die ihre Ausführungen explizit auf den bewaffneten, organisierten Widerstand bezog, verwies auf Differenzen zwischen weiblichem und männlichem Widerstand auf drei Ebenen: auf der der Rollenerwartungen, bzw. des weiblichen Selbstverständnisses, auf jener der Motive und Rahmenbedingungen sowie auf der Ebene der Rezeptionsgeschichte. Die Differenzen im Selbstverständnis beziehen sich vor allem auf die spezifische Doppelrolle der Frauen, nämlich gleichzeitig perfekte Kämpferin und tröstende Gefährtin sein zu sollen. Die Unterschiede in den Motiven erklären sich aus der jeweiligen Sozialisation: Die schrittweise Annäherung der Männer an ihre Rolle als Widerstandskämpfer war ein Stück weit von ihrem genuinen Rollenbild mitgeprägt (Held und Kämpfer), die Annäherung der Frauen zwang sie zu einer diametralen Entfernung von ihrer ursprünglichen Rollenzuweisung (Mutter von sechs Kindern). Daraus erklärt sich, daß der Widerstandskampf von Frauen auch als Befreiung aus den Rollenzwängen erlebt wurde — und daß sie ihn teilweise mit größerer Radikalität beziehungsweise aus ursprünglicheren Motiven wie Haß und Rache heraus geführt haben. Daß die Rezeptionsgeschichte weiblichen und männlichen Widerstandes große Differenzen aufweist, braucht kaum noch betont zu werden: Frauen haben nicht zum Gewehr zu greifen, deshalb wird ihr bewaffneter Widerstand so gut wie gar nicht zur Kenntnis genommen, aber auch ihre Kurierdienste und ihre Vorbereitungsarbeiten (etwa zur Ermöglichung des Aufstandes im Warschauer Ghetto) werden weitgehend ausgespart. Dieses stellt angesichts der Tatsache, daß Frauen zur Hälfte den Widerstand trugen und teilweise hohe Kader waren, eine untragbare Erkenntnis- und Forschungslücke — zumindest in der deutschsprachigen Literatur — dar.“

In einer dritten, von Kurt Schilde moderierten Arbeitsgruppe referierte Bernd RUSINEK (Düsseldorf) über die „Wechselwirkung von Repression und Widerstand am Beispiel der Edelweißpiraten“. Bereits die Überlegungen zur Definition dieser Gruppe verdeutlichten allgemeine Schwierigkeiten der Erforschung jugendlicher Widerstandsbewegungen. Die diffusen Strukturen und Gruppenmuster speisten sich aus vielfältigen Quellen, und auch der nationalsozialistische Herrschaftsapparat hatte trotz großer Aufmerksamkeit Probleme bei der Einordnung nonkonformer Verhaltensweisen. Mit fortschreitender Dauer des NS-Regimes wandelten sich Positionen und Begriffe. Rusinek vermochte dies am Bedeutungswandel des Begriffs „bündisch“ zu illustrieren. Gegenüber der Weimarer Republik verschob sich der Sinngehalt des Wortes einerseits bei den Jugendlichen: Eine direkte Kontinuität der Rezeption läßt sich etwa bis 1936 verfolgen. Die nachfolgenden Kohorten der 14- bis 18jährigen konnten nurmehr indirekt, etwa vermittelt durch Erzählungen, Alternativen zur HJ entwickeln. Die weitere Einengung persönlicher Freiräume im Krieg und das in den nationalsozialistischen Massenmedien erzeugte Feindbild des „Bündischen“ führten schließlich zu einer „indirekt-adversativen“ Rezeption. Das besonders ab 1943 zu beobachtende Auftreten massenhafter Abweichungen und Gruppenbildungen unter Jugendlichen jenseits der staatlich sanktionierten Organisationen unter Bezugnahme auf den Begriff „bündisch“ erfolgte, weil die Propaganda den Ausdruck erst wieder popularisiert hatte. „Alle möglichen Jugendlichen nannten sich

plötzlich ‚bündisch‘, ohne genau zu wissen, was darunter zu verstehen sei.“ Auch die Gestapo tat sich mit der Definition des wiederbeschworenen Geistes schwer: „1941 wurde unter ‚bündischer Betätigung‘ das ‚planlose Herumstehen und Singen‘ verstanden. ‚Bündisch‘ war nach einer anderen Einschätzung der Gestapo, wer ‚ohne Grund HJ-Angehörige überfällt und körperlich mißhandelt‘.“ Rusinek beschrieb die „Edelweißpiraten“ daher recht umfassend als „Gruppen Jugendlicher, die mit einem eigenen Freizeitstil außerhalb der Hitlerjugend standen, und die deshalb von der HJ, der Polizei, der Gestapo und den Gerichten bekämpft und verfolgt wurden.“ Hauptkontrahenten der „Piraten“ wurden dabei die Streifendienste der HJ, die durch ihr Auftreten häufig eine Geschlossenheit dissidenter Jugendgruppen erst provozierten. „Dieser Gegner verlieh ihnen also ein gemeinsames Profil.“ Die Vielfalt dissidenter Verhaltensweisen, die sich oft gegen Symbole des NS-Staats richteten, erschwerte auch heute die Bewertung der heterogenen Gruppe der „Edelweißpiraten“. Der Referent plädierte für eine genaue Untersuchung im Einzelfall: „Die Edelweißpiraten als einheitliches widerständisches Gesamtphänomen oder gar als Fortführung der bündischen Jugend waren eine Machination des nationalsozialistischen Verfolger-Ensembles.“

In der **Diskussion** wurde der Hinweis auf spezifische und individuelle Entwicklungen noch einmal mit dem Komplex der Periodisierung in Verbindung gebracht. Insbesondere die Auswirkungen des Krieges und die kumulative Radikalisierung des NS-Systems wurden hervorgehoben. Die Schrecken des totalen Krieges führten zu einer Außerkraftsetzung gesellschaftlicher Normen, und die Bewertung von Aktionen gegen den NS-Staat wird dadurch zusätzlich erschwert. Der Machterfall und das Chaos in der letzten Phase des Krieges lösen dissidente Verhaltensweisen von „normalen“ Schemata der Einordnung.

Zu den Höhepunkten der Tagung zählten am Samstagnachmittag zwei Gesprächsrunden mit Zeitzeugen. Die Moderatorin der Arbeitsgruppe „Junge Generation im jüdischen Widerstand“, Christine ZAHN (Berlin), die im Rahmen eines Projektes der Freien Universität eine Ausstellung zum jüdischen Widerstand für 1993 mit vorbereitet, stellte zunächst die drei eingeladenen Gesprächspartner vor, bevor diese sich selbst zu ihrer Sozialisation, politischen Entwicklung und schließlich ihrer Widerstandstätigkeit äußern konnten.

Walter SACK (Berlin), 1915 geboren und, wie die ebenfalls anwesenden Alice ZADEK und Günter PRAGER, Mitglied der Herbert-Baum-Gruppe, kommt aus einer sozialdemokratischen Schlosserfamilie mit liberaler Religionsauffassung in Kreuzberg. Während seiner Lehrzeit trat er zunächst der SAJ bei, wurde aber — enttäuscht durch den Legalitätskurs der SPD — im April 1933 von Baum zum Eintritt in den KJVD überzeugt, wo er in den Folgejahren eine Jugendgruppe leitete. Nach der Leitlinie Baums, für deren Billigung durch den Parteivorstand es bis heute keinen dokumentarischen Nachweis gibt, wurde die illegale jüdische KP-Arbeit in legalen jüdischen Organisationen fortgeführt: Neben Diskussionen und Schulungen waren so auch Wanderungen und Fahrten möglich. Nach dem Verbot jüdischer Jugendorganisationen 1938 entschloß sich die Gruppe auch zu aktivem Widerstand. Sack, der bereits 1936 eine Fahrt nach Schweden unternommen hatte, emigrierte 1939 dorthin. Nach 1945 war er in der SBZ beziehungsweise DDR, unter anderem als stellvertretender Bürgermeister in Treptow, politisch tätig. Trotz aller schweren Erlebnisse der dreißiger Jahre unterstrich Walter Sack im Hinblick auf die Herbert-Baum-Gruppe jedoch: „Wir waren fröhliche junge Leute, fröhlicher als alle anderen. Wir wußten, wofür wir lebten.“

Von einem bis vor kurzem völlig vernachlässigten Widerstandskreis, der „Gemeinschaft für Frieden und Aufbau“, berichtete Eugen HERMAN-FRIEDE (Frankfurt a. M.), 1926 in

Kreuzberg geboren und als Sohn einer Mutter aus orthodoxer Münchner Familie und eines nichtjüdischen Stiefvaters religionslos erzogen, besuchte er zunächst eine christliche, dann eine jüdische Schule. Während seine Mutter durch ihre „Mischehe“ geschützt war, galt Herman-Friede nach den „Nürnberger Gesetzen“ als „Volljude“. Nach Beginn der Deportationen ging er in die Illegalität und kam im August 1943 zur Familie Hans Winkler nach Luckenwalde, wo er durch eine „Widerstandsgruppe kleiner Leute“, initiiert von den aus dem KZ Theresienstadt geflohenen Werner Scharff und Fancia Grün, geschützt wurde. Die „Gemeinschaft“ versteckte Juden, sammelte Geld und verbreitete Flugblätter. Bei der Werbung von Mitgliedern wurden auch Nationalsozialisten angesprochen, die sich für die absehbare Niederlage Deutschlands rückzuversichern suchten. Durch zu große Naivität in ihren Aktionen flog die Gruppe 1944 auf, die Mitglieder in Berlin und Luckenwalde wurden verhaftet, Werner Scharff, Gerhard Grün und Fancia Grün im März 1945 im KZ Sachsenhausen ermordet. Herman-Friede überlebte mehrere Gefängnisse, wurde nach der Befreiung 1945 als KPD-Mitglied Journalist in Potsdam, dort aber bereits 1948 erneut verhaftet. Später lebte er in Kanada und Italien, heute in Frankfurt am Main. Die Geschichte der „Gemeinschaft für Frieden und Aufbau“, in der DDR verschwiegen, weil zahlreiche Mitglieder im Widerspruch zur SED-Politik standen, wurde bis vor kurzem nur von dem französischen Historiker Lucien Steinberg bearbeitet.

Jizchak SCHWERSENZ (Israel/Berlin), Jahrgang 1915, wurde als Mitglied jüdisch-orthodoxer Jugendorganisationen schon früh stark religiös und zionistisch geprägt. Ab 1933 absolvierte er auf Wunsch der Mutter eine Lehre in den Niederlanden, kehrte aber 1935, von der Leitung der zionistischen Vereinigung in Deutschland beauftragt, nach Deutschland zurück. Neben einem Studium als Volksschullehrer war er an jüdischen Schulen und Kinderheimen tätig und übernahm 1939 die Leitung der Jugend-Aliyah-Schule in Berlin, in der sich jüdische Jugendliche auf die Auswanderung nach Palästina vorbereiteten. Nach deren Schließung führte er den Unterricht in kleinen Lerngruppen weiter, widersetzte sich im August 1942 dem Deportationsaufruf und ging in die Illegalität. Im Februar 1943, nach der „Generalliquidierung der Berliner Juden“ mit der „Fabrikaktion“, gründete er die illegale Jugendorganisation „Chug Chaluzi“ (Pionierkreis) mit etwa 40 untergetauchten Mitgliedern im Alter zwischen 14 und 17 Jahren. Unterstützt von Edith Wolff, die als „jüdischer Mischling“ noch nicht direkt von der Deportation bedroht war, mußten ständig Quartiere, Lebensmittel, Geld und Ausweispapiere organisiert werden. Bei regelmäßigen Treffen der getrennt lebenden Gruppenmitglieder wurde auch Unterricht abgehalten, um das Bewußtsein zu bewahren, Teil einer lebendigen jüdischen Gemeinschaft zu sein. Einzelne Mitglieder wurden in den Häusern, in denen ihnen Mieter Unterschlupf gewährten, von Mitbewohnern denunziert. Unter sehr schweren psychischen und physischen Bedingungen blieb die Gruppe auch nach der Zerschlagung eines wichtigen Unterstützerkreises verbunden. Schwersenz, der im Februar 1944 in die Schweiz floh, versuchte von dort aus, mit Geldsendungen und Planungen die Flucht weiterer Gruppenangehöriger zu ermöglichen. Nach der Verhaftung nichtjüdischer Fluchthelfer kam es dazu nicht mehr, doch die Mitglieder des „Chug Chaluzi“ überlebten bis 1945 im Untergrund. Schwersenz blieb nach Kriegsende in der Schweiz und in Israel pädagogisch tätig.

Viel zu wenig Zeit blieb leider für die **Diskussion** über diese Zeitzeugenberichte. So konnten weder wichtige Einzelnachfragen gestellt werden, noch wurde thematisiert, daß und warum der jüdische Widerstand in beiden deutschen Nachkriegsstaaten so lange verschwiegen wurde.

Unter dem Titel „Widerstand aus unterschiedlichen Motiven — Organisationen des Widerstandes und Gruppen der Subkultur“ präsentierte Andreas GRAF (Berlin) eine interessant gestaltete Parallelrunde. Fünf Zeitzeugen vertraten ein breites Spektrum jugendlicher Widerstandsmotive aus unterschiedlichen Milieus, womit sich die Frage verband, welche Gemeinsamkeiten und welche Unterschiede etwa zwischen dem proletarischen Anarchisten, dem „Swing“ großbürgerlicher Herkunft und dem aus deutschnationalem Bildungsbürgertum stammenden, christlich motivierten Jugendlichen bestanden. — Martin Broszat hat in seinen Überlegungen zur Sozialgeschichte des deutschen Widerstandes einige übergreifende Voraussetzungen beschrieben, wie etwa „die enge persönliche Bindung und gemeinsame Zugehörigkeit zu bündisch verfaßten Suborganisationen und Kleingruppen der jeweiligen Parteien“ auf seiten der Arbeiterbewegung und die „fiktive Scheinwelt relativer Unberührtheit vom ordinären Nazitum [. . .] in relativ homogenen Milieus“ auf bürgerlich-konservativer Ebene.¹

Zuerst berichtete Kurt WAFNER (Berlin), Jahrgang 1918, aus seiner Vita, wobei der Schwerpunkt auf den ersten Jahren des Nationalsozialismus lag. Er hatte sich schon 1931/32 einer anarchistischen Jugendgruppe angeschlossen und schilderte die Stimmung auf der von Fritz Karsen geleiteten „Karl-Marx-Schule“ in Berlin-Neukölln nach der Machtübernahme, wo durch einen „Schülerstreik“ die Ablehnung des neuen Systems demonstriert wurde. — Rainer PENKERT (München), 1921 geboren, entstammte einem völlig anders strukturierten Umfeld. Als Schüler des Französischen Gymnasiums in Berlin hatte er 1931 den Anschluß an eine elitäre bündische Jugendgruppe gefunden und war, wie viele seiner großbürgerlichen Freunde, auf Abstand zur „gemeinen“ HJ bedacht. Um 1936 entstand in seinem Kreis Interesse an der von den Nazis befehdeten Swing-Jugend: „Wir begannen, um die Nazis zu ärgern, diese Mode zu kopieren.“ Penkert stellte die Besonderheiten dieser Erscheinung plastisch dar. Im Gegensatz zu vorhergegangenen Jugendsubkulturen stützte sich die Swing-Jugend völlig auf Einflüsse, die nur durch die großstädtische Kulturindustrie fruchten konnten. — Roland GRÜNDEL (Berlin), Jahrgang 1929, berichtete über einen Vorfall im Jahr 1943, als bei einer Schulfeier in Meißen ein deutliches Bekenntnis zum protestantischen Christentum abgelegt wurde und kurz darauf Teile des Lehrerkollegiums und die oberen Klassen getrennt und strafversetzt wurden. — Ursula KERBER (Berlin), 1919 geboren, sprach über ihre Kontakte zum Kreis um Martin Niemöller und beschrieb, wie sie (auch unter dem Einfluß ihres kommunistischen Mannes) eine stufenweise Entwicklung zum bewußten Widerstandsakt hin durchlebte. — Heinz-Jürgen BLANCK-LUBARSCH (Berlin), sozialisiert in deutschnationalem Elternhaus, schließlich komplettierte die Runde durch einen Bericht über seine Verbindungen zur Bekennenden Kirche. — In der abendlichen **Lesung** von Alice Zadek aus dem zusammen mit ihrem Mann verfaßten Buch „Mit dem letzten Zug nach England“ wurden die frühen Jahre der Herbert-Baum-Gruppe nochmals in den Mittelpunkt gerückt.

Sowohl hinsichtlich der unterschiedlichen Sozialmilieus als auch aufgrund der chronologischen Streuung konnten somit unterschiedliche Facetten von Resistenz, Verweigerung und

1 Martin Broszat, Zur Sozialgeschichte des deutschen Widerstands, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Jg. 34 (1986), S. 293–309, hier S. 297 und S. 307.

Widerstand eingefangen werde. Es schien sich die These zu erhärten, daß auch der Jugendwiderstand „sich primär aus gesellschaftlichen Residuen speiste, die dem Zugriff der Nazifizierung“² aufgrund zumindest eines überdurchschnittlich ausgeprägten Merkmals milieubedingter Unabhängigkeit vom Nationalsozialismus Paroli bieten konnten.

Am dritten Tag der Konferenz standen allgemeine Probleme der Erforschung und der Vermittlung von Widerstand auf der Tagesordnung. In der ersten Vormittagsrunde wurde das zentrale Problem der Umsetzung von Widerstandsgeschichte in Schule und Erwachsenenbildung behandelt. In der von Matthias Wibbe moderierten Runde äußerte sich zuerst Martin Becher zum Thema „Vermittlung des Jugendwiderstands in der alten Bundesrepublik“. Er konzentrierte sich bei seinem Referat auf die Integration von Forschungsergebnissen in den Schulunterricht und konnte durch eine Schulbuchanalyse Defizite der westdeutschen Widerstandsvermittlung aufzeigen. Dem — Becher zufolge — ungenügenden Stellenwert des Widerstandes in den westdeutschen Lehrplänen und der mangelnden Einbeziehung von Widerstandsbewegungen jenseits der kanonisierten Gruppen korrespondiert die Schwierigkeit, Schüler für den Widerstand zu interessieren. Dabei sei gerade das Näherbringen von Formen jugendlichen Widerstandes ein Mittel, Identifikationsmöglichkeiten zu schaffen, die nicht in hagiographischen Mustern enden, sondern auch demokratische Verhaltensformen in der Gegenwart fördern.

Andreas HERBST (Berlin) hielt ein Referat zur Behandlung des Widerstandes im Bildungswesen der DDR. Er betonte, daß trotz etwaiger Unausgewogenheiten in der bundesrepublikanischen Vermittlung von Forschungsergebnissen die ideologischen Vorgaben der DDR-Geschichtsschreibung noch weitaus rigoroser gewesen seien. Der kaum verinnerlichte verordnete Antifaschismus führte zu einer Abkehr von Fragen des Widerstandes, weil Kontroversen und individuelle Lebensschicksale parteilichen Vorgaben geopfert wurden. Diese Stagnation wurde in Ausnahmefällen durchbrochen, und während der achtziger Jahre erfolgte eine Umorientierung, durch die auch bis dahin vernachlässigte Widerstandsbewegungen stärker beachtet wurden, wie beispielsweise der militärische Widerstand. Der Referent gab der Hoffnung Ausdruck, daß die durchaus vorhandenen positiven Ansätze der Widerstandsforschung in der DDR auch nach der Vereinigung erhalten blieben. Die Behandlung des Themas in der Erwachsenenbildung kann zur Zeit noch von der Möglichkeit profitieren, Widerstandskämpfer persönlich aus ihren Erfahrungen berichten zu lassen. Auch hier müssen aber zukünftig neue Konzepte entwickelt werden.

Die zweite Arbeitsgruppe, moderiert von Kurt Schilde, war der „Erforschung des Jugendwiderstands gegen den NS-Staat in der DDR und in der alten Bundesrepublik“ gewidmet. Der Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Johannes TUCHEL (Berlin), ließ die bundesdeutsche Rezeptionsgeschichte der „Weißen Rose“ Revue passieren. Nicht zuletzt, weil Thomas Mann in einer Rede 1943 den Widerstand der Geschwister Scholl als Fall freier Revolte auf moralischer Grundlage als geeignet für die Unterstützung von außen beurteilt hatte, bildete sich schnell ein Mythos um die „Weiße Rose“. In den fünfziger Jahren standen, neben dem Rekonstruktionsversuch Ricarda Huchs und dem Erinnerungsbericht Inge Scholls, idealistisch geprägte literarische Denkmäler im Vordergrund, die gegen die gesellschaftliche Ablehnung des Widerstandes in der Bundesrepublik geschrieben worden waren. In den sechziger

2 Hans Mommsen, *Der Widerstand gegen Hitler und die deutsche Gesellschaft*, in: ders., *Der Nationalsozialismus und die deutsche Gesellschaft. Ausgewählte Aufsätze*, Reinbek 1991, S.338–361, hier S.344.

Jahren entstanden in größerem Umfange wissenschaftliche Arbeiten, die jedoch — so Tuchel — vor dem Hintergrund der Studentenunruhen Zeitzeugenaussagen oft zu unkritisch übernommen hätten. Erst in den achtziger Jahren habe sich mit wichtigen Quelleneditionen die Forschungslage entscheidend verbessert. Trotz 400 bis 500 Titeln und eines nach wie vor wirksamen Mythos' gibt es noch keine zusammenfassende Gruppenbiographie, die monokausale Erklärungsversuche überwindet und klärt, was die „Weiße Rose“ bei starken weltanschaulichen Differenzen verbindlich einte und zum Handeln führte.

Margot PIKARSKI (Berlin) schilderte die Geschichte der Erforschung der Herbert-Baum-Gruppe in der DDR, die von einem kleinen Kreis Interessierter ausgegangen sei. Neben ihrer Tätigkeit als Archivarin hat sie mehrere Arbeiten dazu veröffentlicht, in denen nicht nur das kommunistische Selbstverständnis von Gruppenmitgliedern, sondern auch deren enge Verzahnung mit der illegalen Parteistruktur betont wird. Als Forschungsdesiderate bezeichnete sie vor allem die Familiengeschichte von Gruppenangehörigen, deren Alltag im Nationalsozialismus, genauere Umstände der Festnahmen nach 1933 wie auch des Anschlags auf die Berliner Ausstellung „Das Sowjetparadies“ 1942. Neu zugängliche Quellen, unter anderem Akten zu Gruppenvernehmungen aus dem Bestand des Ministeriums für Staatssicherheit, aber auch verbesserte Bedingungen beim internationalen Meinungsaustausch seien günstige Forschungsvoraussetzungen.

Eine lange Zeit vernachlässigte Jugendgruppe, die „Leipziger Meuten“, stellte Sabine KIRCHEISEN (Berlin) vor. Erst sehr verspätet habe die Forschung mit der Bearbeitung der NS-Akten begonnen (aus denen wahrscheinlich auch die Bezeichnung „Meuten“ übernommen wurde) und Zeitzeugen befragt. Nach der Zerschlagung kommunistischer und sozialistischer Jugendorganisationen suchten Jugendliche gerade in den Arbeiterbezirken Leipzigs nach Alternativen. Eine Möglichkeit war der Eintritt in bereits bestehende Organisationen, etwa Sportvereine, Kirchengruppen oder auch in die HJ. Zugleich entstanden die „Leipziger Meuten“, die bereits 1936 aktenkundig wurden. In Kleidung, gemeinsamen Fahrten und anderen Stilformen lehnten sie sich an die bündische Jugend an. Treffpunkte waren Straßen, Wohnungen, auch eine Gaststätte. Die politischen Aktionen reichten von Diskussionen, Abhören ausländischer Sender oder dem Singen von Arbeiterliedern bis hin zur Zerstörung von HJ-Schaukästen und dem Herstellen von Flugblättern im Kartoffeldruck. 1938 wurden Mitglieder der Meute „Hundestart“ wegen Vorbereitung zum Hochverrat angeklagt und mit bis zu acht Jahren Zuchthaus bestraft. Ein Mitglied erhängte sich. 1938/39 endete der Prozeß gegen Mitglieder der Meute „Lille“ mit vergleichsweise milderen Urteilen. Die Mitglieder der politisch aktivsten Meute „Reeperbahn“, die auch den umfangreichsten Verfolgungsmaßnahmen ausgesetzt waren, erhielten vor Gericht 1939 jedoch die geringsten Strafen.

Bernd Rusinek ging der Frage nach, wie Widerstand nach 1945 vereinnahmt wurde. Während in der DDR ein, allerdings bald ritualisierter, Antifaschismus, angelehnt an den Schwur der Überlebenden von Buchenwald, zum Gründungsmythos des Staates wurde, zog man in der Bundesrepublik den 20. Juli zur Legitimierung der Bundeswehr heran und konnte mit der „Weißen Rose“ auf eine demokratische Europa-Utopie verweisen. Am Beispiel der Edelweißpiraten entwickelte Rusinek ein vierstufiges Schema der Erforschung jugendlichen Widerstandes, in dem auch hier wirksame Vereinnahmungsstrategien herausarbeitet werden. Zunächst werde ein vernachlässigtes Phänomen entdeckt, im Fall der Edelweißpiraten vor dem Hintergrund des Polykatieansatzes und der Suche von Historikern der achtundsechziger Generation nach Widerstandsformen im jugendlichen Arbeitermilieu. Dann folgten dessen

Verabsolutierung und die Entstehung einer mythischen Erzählung, die bei den Edelweißpiraten den exemplarischen Charakter jugendlicher Verweigerung bis hin zum offenen Kampf gegen ein Terrorregime und die Fortsetzung der Kriminalisierung in der Bundesrepublik betont habe. In einem dritten Schritt, den die Forschung zu den „Piraten“ gerade erreicht habe, würden Elemente der mythischen Erzählung zurückgenommen und eine relativierende Einordnung des Phänomens versucht. Damit sei — viertens — die Gelegenheit geschaffen, ein neues Forschungsobjekt zu entdecken.

Mit ersten zusammenfassenden Bemerkungen leitete Hajo Funke dann eine abschließende **Diskussion** ein. Er wies auf die Vielfalt von Fragen und Forschungsperspektiven hin, die auf dieser Tagung deutlich geworden seien und hob eine Umorientierung weg von der „klassischen“ Trias „Weiße Rose — 20. Juli — Graf von Galen“ hervor. Für die Ausbildung demokratischer Traditionen wie Toleranz und Kritik sei die Aufarbeitung des Widerstandes in beiden deutschen Gesellschaften nach wie vor von großer Wichtigkeit. Vergleichsweise günstig deutete Funke die Forschungschancen nach dem Ende des Kalten Krieges mit seinen Rechtfertigungszwängen und der sich abzeichnenden verbesserten Quellenlage infolge besserer Aktenzugänglichkeit. Skeptischer beurteilten die Forschungslage sowohl Johannes Tuchel, der sich fragte, warum die alte Bundesrepublik von lieb gewonnenen Mythen Abschied nehmen sollte, und Christiane MOLL (München) von der Stiftung „Weiße Rose“, die in dem momentanen Orientierungskonflikt auch die Gefahr eines wachsenden Bedürfnisses nach Mythen sah.

Auf inzwischen zugängliche Quellen im Archiv der Komintern wies Daniil MELNIKOV (Moskau) hin, dabei wurde aber sofort die Frage nach dem Neuigkeits- und Aussagewert dieses Materials gestellt. Kritisch setzten sich einige Tagungsteilnehmer mit der DDR-Widerstandsforschung, etwa der These von der fort dauernden zentralistischen Anleitung des kommunistischen Widerstands von außen, auseinander. Da eine Zeitzeugenbefragung in vielen Fällen schon bald nicht mehr möglich sei, ist auch absehbar, daß Bereiche des von der DDR-Historiographie verklärten Widerstandes keiner umfassenden Rekonstruktion mehr unterzogen werden können. Auf die drohende Vernachlässigung des Arbeiterwiderstandes in der Geschichtswissenschaft in der neuen Bundesrepublik (anstelle einer differenzierten Wiederbeschäftigung mit diesem zentralen Thema) verwies Andreas Graf.

In knapp zwei Tagen arbeiteten sich Organisatoren und Teilnehmer durch ein ambitioniertes, umfangreiches Tagungsprogramm. Mehr Beachtung hätte die Vermittlungsarbeit verdient, da die Zusammenarbeit mit Zeitzeugen bald nicht mehr möglich sein wird und von der Einbeziehung des Vermittlungsaspekts sowohl Lehr- als auch Forschungskonzepte profitieren könnten. Zu begrüßen ist, daß bei der Tagung auch interdisziplinäre Fragestellungen entwickelt wurden. Verwirklicht wurde die Absicht der Veranstalter, die Tagung zu einem Forum der Kooperation zwischen Interessierten aus Ost und West werden zu lassen. Positiv ist schließlich zu vermerken, daß in letzter Zeit mehrere Memoirenbände und wissenschaftliche Arbeiten zum Thema „Jugendwiderstand“ erschienen sind. Auch die Evangelische Akademie beabsichtigt, eine Dokumentation der Tagung zusammenzustellen.

WIDERSTAND UND VERFOLGUNG UNTER DEM NS-REGIME — ZU EINIGEN NEUEREN DARSTELLUNGEN

Von Inge Marßolek

Die hier vorgestellten Arbeiten zu Widerstand und Verfolgung unter dem NS-Regime sind überwiegend in der zweiten Hälfte der 80er Jahre publiziert worden. (Dies läßt zu Recht auf eine säumige Rezensentin schließen.) Allerdings hat eine Beschäftigung mit dieser Literatur etwas merkwürdig Anrührendes, insbesondere was die Untersuchungen zum Widerstand im engeren Sinne angeht.

Ohne die Geschichtsschreibung zur Widerstandsforschung noch einmal auszubreiten — dies haben Michael Zimmermann und Barbara Dorn¹ in der Einleitung zur ihrer Studie über Herne getan —, sei hier noch einmal auf die politisch-pädagogische Implikation verwiesen, mit der Historiker in der Bundesrepublik in den 70er Jahren den politisch motivierten Widerstand, dessen Träger vor allem Sozialdemokraten und Kommunisten waren, entdeckten. Hierdurch wurde der Blick frei für die vielfältigen Spuren von Widerstand und Verfolgung vor Ort, deren Archäologie von den Geschichtswerkstätten eben mit dieser politisch-pädagogischen Motivation betrieben wurde. Mittlerweile ist diese Zielsetzung selber in Verruf geraten. Die früher oft geäußerte Kritik, viele dieser lokalen und regionalgeschichtlichen Arbeiten neigten oft zu einer Überbetonung des Widerstandes, wird heute umfassender formuliert: Die Forschung zum Nationalsozialismus habe stets vom Ende her, nämlich von Holocaust und Krieg, Staat und Gesellschaft interpretiert. Daher seien die Anziehungskraft dieses Regimes, vor allem seine Modernisierungsleistungen, aber auch die Aufhebung der Realität in einer Inszenierung des „schönen Scheins“ (Peter Reichel) nicht angemessen analysiert und gewürdigt worden. Damit einher geht eine strikte Ablehnung oder gar Diffamierung jeglichen politisch-pädagogischen Impetus² bis hin zu einer neopositivistischen Kritik an jeder Geschichtsschreibung,² die eine normative Interpretation von Geschichte für sich reklamiert. Angesichts der jüngsten Entwicklung in den neuen wie auch alten Bundesländern scheint es allerdings mehr als notwendig, erneut einen öffentlichen Diskurs über die Bedeutung der Spurensicherung eines „anderen Deutschland“ anzuzetteln. Gerade weil die Erfahrungen in der ehemaligen DDR zeigen, daß die Verengung des Blicks auf den kommunistischen bzw. antifaschistischen Widerstand, dessen heroische Verklärung und dessen Instrumentalisierung zur Legitimation der diktatorischen Herrschaft einer Partei auf lange Sicht eher zu einer Diskreditierung desselben führte, ist neu zu fragen, ob und wie Traditionen eines allerdings anders definierten „Antifaschismus“ weiterleben können und sollen. M.E. sind es gerade die Ergebnisse der sozial- und alltagsgeschichtlichen Forschung, die Widerstand und Verfolgung einbetten in das Verhalten der Mehrheit der „Volksgenossen“, die noch am ehesten ermöglichen, „vor Ort“ das Interesse auch gerade der Jüngeren an der Geschichte des Nationalsozialismus wach zu halten oder neu zu wecken. Allerdings sind hier Defizite festzustellen: Der Blick auf den Widerstand, auf die Spuren des „anderen Deutschland“ hat zu einer Verengung geführt. Bisher fehlen Untersuchungen zu den Verfolgerinstanzen, die nunmehr auch den

1 DORN, Barbara und Michael ZIMMERMANN: Bewährungsprobe. Herne und Wanne-Eickel 1933–1945. Hrsg. von der Stadt Herne. — Bochum: Studienverlag Brockmeyer 1987. 391 S.

2 So vor allem Rainer Zitellmann, Die totalitäre Seite der Moderne, in: Nationalsozialismus und Modernisierung. Hrsg. von Michael PRINZ und Rainer ZITELMANN. — Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1991. XI, 357 S., hier S.1–20.

Bereich der Verfolgung um alltagsgeschichtliche Perspektiven erweitern, und zwar sowohl was die Opfer als auch was die Verfolgungsinstanzen angeht. Dies bedeutet, ähnlich wie beim Widerstand, auch die Darstellung der Verfolgerseite jeglicher Schwarz-weiß-Malerei zu entkleiden und zugleich die Interaktionen von Gestapo und anderen involvierten Behörden auf der einen wie die der Bevölkerung auf der anderen Seite als ein verstrüpptes Gelände zu beschreiben.³ Des weiteren ist es notwendig, stärker als bisher geschehen, das vielfältige Geflecht von Propaganda, inszenierter Wirklichkeit und realer Situation im Dritten Reich und den Wahrnehmungen der „Volksgegnossen“, aber auch der sogen. Gemeinschaftsfremden aufzulösen.

Beatrix Herlemann legte 1986 eine Studie über die Widerstandstätigkeit der Gruppe um Wilhelm Knöchel vor.⁴ Es handelt sich dabei innerhalb der bundesrepublikanischen Forschung um die erste (und meines Wissens auch immer noch einzige) Monographie über eine kommunistische Widerstandsgruppe im Krieg. Die Autorin, selber in der DDR politisch verfolgt und bereits seit den siebziger Jahren in der Bundesrepublik lebend, räumt mit der Heroisierung des kommunistischen Widerstandes, vor allem mit der in der DDR-Historiographie vermittelten Vorstellung einer massenhaften Verankerung der Widerstandsgruppen, wenn nicht im deutschen Volk so doch in der Arbeiterklasse, gründlich auf. Zugleich aber würdigt sie „den persönlichen Mut, ihre Unbeirrbarkeit auch in totaler Isolierung, die Lauterkeit ihrer Motive“:

„Um so unverständlicher bleibt die ihnen bis zum heutigen Tage in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit noch immer weitestgehend versagte Würdigung und Anerkennung, anders als in westeuropäischen Ländern wie den Niederlanden, Frankreich, Österreich oder Italien, wo man auch dem politischen Gegner Ehre zukommen läßt, wo ihm Ehre gebührt.“ (S.155).

In ihrer quellengesättigten Studie, ergänzt durch zahlreiche Informationen aus Interviews, zeichnet Beatrix Herlemann das Bild einer kleinen kommunistischen Gruppe nach, der es immerhin im Krieg gelingt, ein Netz von Informanten und Vertrauensleuten, vor allem im Ruhrgebiet, aber auch in Norddeutschland und Berlin, zu knüpfen, und deren illegale Flugschrift „Der Friedenskämpfer“ ein erstaunlich realistisches Bild von der Lage im Reich wiedergibt —, mißt man es an den Veröffentlichungen der KPD in der Emigration. — Darüber hinaus versucht sie, jenseits der Sekundärakten, die von Verfolgerseite stammen, „die wirklichen Menschen“ zu erfassen und zu beschreiben. Es gelingt ihr in überzeugender Weise, das Verdikt des Parteiverrats, wie es Gerhard Nitzsche und Klaus Mammach⁵ über Wilhelm Knöchel und Willy Seng aussprachen, weil diese in den Vernehmungen durch die Gestapo Namen und Verbindungen preisgegeben hätten, ad absurdum zu führen. Herlemann zeigt, unter welchem Druck der schwerkranke Knöchel stand, wie sehr er trotz allem versuchte, seine Gefährten zu schützen, auch wenn es ihm nicht gelang und auch gar nicht gelingen konnte.

3 Vgl. hierzu die Thesen von Robert Gellately, Gestapo und Terror. Perspektiven auf die Sozialgeschichte des nationalsozialistischen Herrschaftssystems, in: „Sicherheit“ und „Wohlfahrt“. Polizei, Gesellschaft und Herrschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Alf LÜDTKE, Frankfurt a.M. 1991, S.371–392.

4 HERLEMAN, Beatrix: Auf verlorenem Posten. Kommunistischer Widerstand im Zweiten Weltkrieg. Die Knöchel-Organisation (= Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd.15). — Bonn: Verlag Neue Gesellschaft 1986. 311 S.

5 Vgl. Gerhard Nitzsche und Klaus Mammach, Zum antifaschistischen Kampf der KPD in den Jahren von 1939 bis 1941, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Jg.13 (1971), H.6, S.911–935.

Leider bleibt die Autorin hinter ihrem Anspruch, neben der Programmatik und der politischen Aktivität die handelnden Personen lebendig werden zu lassen, zurück: Für mich bleiben Knöchel, Seng, Kowalke u.a. immer noch merkwürdig blaß, beschränkt sich doch die Darstellung weitgehend auf das minutiöse Nachzeichnen der Aktivitäten und der Analyse der illegalen Schriften. Besonders hervorzuheben ist, daß der Abdruck der Druckschriften, insbesondere des „Friedenskämpfers“, ein eindrucksvolles Bild des hohen politischen Diskussionstandes der Gruppe vermittelt, vor allem wenn man die schwierigen Bedingungen von Kommunikation in der Illegalität und während des Krieges im nationalsozialistischen Deutschland bedenkt.

Barbara Dorn und Michael Zimmermann (vgl. Anm.1) belegen mit ihrer Studie über die beiden Bergarbeiterstädte Herne und Wanne-Eickel, die mit zahlreichen Fotos und Dokumenten angereichert ist, einmal mehr, wie fruchtbar der alltagsgeschichtliche Blick sein kann, vor allem dann, wenn über die Stadtgrenzen hinausgeschaut wird, und die Besonderheiten der Region eingebettet werden in die allgemeine Geschichte. Sie bieten einen facettenreichen Überblick über die Kräfteverhältnisse vor 1933 und über die Zerschlagung der Arbeiterbewegung. Sie zeigen, wie sich Opposition formierte, zunächst von den Kommunisten und Sozialdemokraten, bis hin zur „Verteidigung des kirchlichen Raums“. Besonders in diesem so benannten Kapitel über die Reaktion der Kirchen wird deutlich, daß die Konflikte erst dort entstanden, wo die NSDAP bzw. das Regime versuchte, in den Bereich der kirchlichen Macht einzudringen. Im katholischen Milieu der Bergarbeiter war der Kampf um die Religion in der Schule ähnlich ausgeprägt wie etwa im agrarischen Milieu Südoldenburgs. Sie zeigen aber auch, daß den Bestrebungen der „Katholischen Arbeiterbewegung (KAB)“, ihre Organisation gegenüber der DAF zu retten und zu stabilisieren, von den Bischöfen eher reserviert begegnet wurde. Nach und nach wurde die KAB aus dem öffentlichen Leben vertrieben und führte ein Nischendasein. In einem weiteren Kapitel zeichnen die Autoren die Verfolgung und Vernichtung der „Gemeinschaftsfremden“ nach, der Juden, der Sinti und Roma, der sogen. Asozialen und Kranken. Besonders einfühlsam und erschreckend ist die Darstellung des „Verschwindens der Zigeuner“ aus der öffentlichen Wahrnehmung, gerade was die Bedeutung von Mentalitäts- und Verhaltensdispositionen bei der Durchführung der Verfolgung angeht. Es war offenbar gerade die Ambivalenz in der Einschätzung der Zigeuner als „lustigen Fahrensleute“, die die Kirmes bereicherten, und den Zigeunern als bedrohlichen Fremden, mit denen man den Kindern Angst machte. Diese Klischees wurden vom NS-Regime verstärkt und benutzt. Hierin sehen Zimmermann und Dorn einen Hauptgrund dafür, daß die Mehrheit der Deutschen das Verschwinden der Zigeuner einfach nicht zur Kenntnis nahm, die Verbindung von ihrem Verschwinden und den Gesetzen und Verordnungen, der Propaganda einfach nicht herstellte (S.267). Andere, aber ähnliche Verdrängungsmechanismen betrafen die Zwangsarbeiter, die, wie überall, zu Tausenden in Herne und Wanne-Eickel im Bergbau und anderen Betrieben eingesetzt waren. Diese Verdrängungsstrategien reichten bis in die Nachkriegsjahre. Dorn und Zimmermann belegen anhand einer Artikelserie in der Lokalzeitung „Westdeutsche Allgemeine Zeitung“ (WAZ), wie sehr die ethnisch und national bedingte Hierarchisierung der Zwangsarbeiter durch die Nationalsozialisten übernommen, daß der Anteil der ausländischen Arbeiter und ihre miserable Lage nach 1945 einfach verschwiegen und „die Russen“ lediglich als Kriminelle und Plünderer in der Zeit nach dem Kriege beschrieben wurden:

„Die Auseinandersetzungen mit den Ausländern in der WAZ-Serie ‚Schicksalsjahre unserer Stadt‘ hat nicht die Funktion, deutsche Schuld einzugestehen und Trauerarbeit zu leisten. Sie soll vielmehr Schuld abweisen oder zumindest den Eindruck erwecken, daß die ‚Schuld‘ der Fremdarbeiter und Kriegsgefangenen derjenigen der Deutschen nicht nachstehe, daß man sich per Saldo also nichts vorzuwerfen habe. Die Operation, mit der dieser Ausgleich der Rechnungen herbeigeführt wird, funktioniert nach einem bewährten Prinzip: Man erklärt die Opfer zu Tätern und die Täter zu Opfern“ (S.307).

Noch eindeutiger zugeschnitten auf die politische Bildung sind die von der „Gedenkstätte Deutscher Widerstand“ herausgegebenen Publikationen über den Widerstand in den Berliner Bezirken Spandau,⁶ Steglitz und Zehlendorf⁷ und von der „Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes“ über Offenbach.⁸ Hier geht es weniger um eine alltagshistorische Darstellung von Widerstand und Verfolgung auf der Folie des Verhaltens der Mehrheit sondern um eine so weit wie möglich auch biographisch ausgerichtete Spurensicherung des illegalen Kampfes, um eine politisch-historische Würdigung der Frauen und Männer, die „Nein“ gesagt, die widerstanden haben. Alle drei Bände sind Fundgruben an Quellen. Die von Hans-Rainer Sandvoß zusammengestellten Bände der sozial so verschiedenen Stadtbezirke zeigen deutlich, wie unterschiedlich die Menschen in verschiedenen sozialen Milieus sich gegenüber dem System verhielten. Während im kleinbürgerlich-proletarischen Spandau der Widerstand vor allem aus der Arbeiterbewegung sich formierte, haben im bürgerlichen Südwesten Berlins wichtige Ereignisse des Kirchenkampfes, des Widerstandes des 20. Juli und anderer bürgerlicher und militärischer Oppositionsgruppen stattgefunden, die allerdings über zahlreiche Querverbindungen zum Widerstand der Arbeiterbewegung u.a. in Steglitz verfügten. Aus heutiger Sicht aber werfen diese drei Bände die Frage auf, ob es sich hier um die geeignete Form der Vermittlung von Widerstand an eine Generation handelt, für die die Zeit des Dritten Reiches ebenso Geschichte ist, wie etwa die Industrialisierung oder die Napoleonischen Kriege.

Christa Hempel-Küter und Eckart Krause legten im Auftrag des Hamburger Senats eine umfangreiche Bibliographie von Arbeiten über die Geschichte des NS-Regimes in Hamburg vor. Diese Bestandsaufnahme soll die Auseinandersetzung mit der Zeit des Dritten Reichs, so der Beschluß der Koalitionsregierung der Hansestadt 1987, weiterführen und erleichtern.⁹ Auffällig ist hierbei, welche Bandbreite die Hamburger Arbeiten zur Geschichte des Nationalsozialismus abdecken, aber auch, daß eine Gesamtdarstellung immer noch fehlt.

Der von Ulrich Brack¹⁰ herausgegebene Band ist ein Folgeprojekt von Interviews etc., die anläßlich des 50. Jahrestages der „Machtergreifung“ in Marl entstanden. Sein Titel „Herrschaft

6 SANDVOß, Hans-Rainer: Widerstand in Spandau. Hrsg. von der Gedenkstätte Deutscher Widerstand (= Schriftenreihe über den Widerstand in Berlin von 1933 bis 1945, H.3). — Berlin: Gedenkstätte Deutscher Widerstand 1988. 200 S.

7 SANDVOß, Hans-Rainer: Widerstand in Steglitz und Zehlendorf. Hrsg. vom Informationszentrum Berlin/Gedenkstätte Deutscher Widerstand (= Widerstand in Berlin von 1933 bis 1945, H.2). — Berlin: Informationszentrum Berlin/Gedenkstätte Deutscher Widerstand 1986. 224 S. — In der selben Reihe erschienen ähnliche Studien über die Bezirke Neukölln, Wedding und Charlottenburg. Zu beziehen durch: Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Stauffenbergstr. 13–14, W-1000 Berlin 30.

8 MIRKES, Adolf und Karl SCHILD: Zeugnisse: Offenbach 1933–1945. Verfolgung und Widerstand in Stadt und Landkreis Offenbach. — Köln: Röderberg im Pahl-Rugenstein-Verlag 1988. 228 S.

9 HEMPEL-KÜTER, Christa und Eckart KRAUSE: Hamburg und das Erbe des „Dritten Reiches“. Versuch einer Bestandsaufnahme. Hrsg. von der Behörde für Wissenschaft und Forschung in Zusammenarbeit mit der Staatlichen Pressestelle Hamburg. — Hamburg: [o.V.] 1989. 199 S.

10 Herrschaft und Verfolgung. Marl im Nationalsozialismus. Hrsg. von Ulrich BRACK (= Geschichte im Klartext). — Essen: Klartext-Verlag 1987. 356 S.

und Verfolgung“ weckt jedoch Erwartungen, die nicht eingelöst werden, da weder die Verfolgungsinstanzen noch die Herrschaftsinstrumente des NS-Regimes im Mittelpunkt stehen. Zwar werden am Beispiel der Presse die Gleichschaltungsmethoden als Mittel der Herrschaftssicherung aufgezeigt, zwar werden in den Kapiteln über die Kirchen auch die Anpassung und Zustimmung von Teilen der Amtskirchen zum Nationalsozialismus dargestellt und dokumentiert, zugleich aber fehlen die Prozesse der Umwandlung der politischen Polizei in die Gestapo, die gerichtlichen Verfolgungsinstanzen bis hin zur Einbindung etwa des Gesundheits- oder Wohlfahrtsamtes in die Verfolgung aus sogen. rassehygienischen Gründen. Trotzdem spricht der Band an durch die Fülle der ausgebreiteten Dokumente und Interviews und durch die knappen einführenden Darstellungen zu jedem Kapitel.

Einen ganz anderen Blickwinkel präsentieren die von Frank Bajohr und Ernst Schmidt herausgegebenen Tagebücher von zwei Essener Sozialdemokraten, Anton Klein und Fritz Labudat.¹¹ Zu Recht betont Frank Bajohr in seiner informativen Einleitung, daß autobiographische Zeugnisse aus der Arbeiterbewegung eine höchst seltene Quelle, Tagebücher aus dem Dritten Reich geradezu eine Rarität sind, zu groß war doch die Angst vor einer Entdeckung. Der ehemalige Bergmann Anton Klein (1876–1962), eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der Essener Arbeiterbewegung vor 1933, schrieb mit seinen „Gedanken und Überlegungen über die heutige Zeit“ — die Tagebücher umfassen die beiden ersten Kriegsjahre — wohl gegen seine politische und private Verzweiflung an. Seine zunehmende Isolierung und private Nöte — sein geliebter Sohn Hans verhaftet, er selber wähnte sich sterbenskrank, selbst im sozialdemokratischen Milieu des Stadtteils Borbeck blieben die Gesinnungsgemeinschaften nicht von Erosionsprozessen verschont — Klein notierte akribisch, wer von den alten Genossen ihn noch besuchte — werden zum roten Faden der politischen Interpretationen seiner Gegenwart, die durch die Klarheit der Argumentation überzeugen.

Das Tagebuch von Fritz Labudat hingegen ist Zeugnis des Kampfes um das Überleben in der zerstörten Stadt im Jahre 1945. Die Politik tritt gegenüber den alltäglichen Sorgen um die Nahrung völlig zurück, trotzdem finden sich viele Zeugnisse dafür, daß die alten Solidargemeinschaften noch funktionsfähig waren.

„Warum ich das alles so aufschreibe [. . .] diese Zeilen [sollen] Euch und unseren Enkelkindern ein bleibendes Dokument sein und dazu beitragen, den Antikriegsgedanken in ihre Hirne einzuzwängen“ (28.5.45, S.135). — Bleibt noch die Mühe der Herausgeber anzumerken, mit der sie dieses Bändchen sorgsam annotiert haben.

Der autobiographische Bericht von Heinz Schröder¹² ist in mehrfacher Hinsicht ein spannendes Dokument. Er gibt nicht nur Einblick in die täglichen Auseinandersetzungen zwischen Angehörigen der SAJ und der SA, die Mühen der Illegalität und die Freundschaften, die eine völlig andere Qualität unter der Verfolgung durch das Regime bekamen. Schröder schildert mit ironischer Distanz die aus heutiger Sicht nur schwer zu verstehenden Bedingungen in den amerikanischen Gefangenenlagern, wo die Antifaschisten, vor allem aus der Strafddivision 999, sich gegenüber den alten NS-Offizieren und Soldaten buchstäblich ihrer Haut wehren

11 KLEIN, Anton und Fritz LABUDAT: Überleben und Widerstehen. Nationalsozialismus, Krieg und Nachkrieg in den Tagebüchern von Sozialdemokraten. Hrsg. von Frank Bajohr und Ernst Schmidt (= Geschichte im Klartext; Essener Beiträge zur Geschichte der Sozialdemokratie und Arbeiterbewegung, Bd.1). — Essen: Klartext-Verlag 1985. 149 S.

12 SCHRÖDER, Heinz: „Olle Icke“ erzählt. Über Widerstand, Strafddivision und Wiederaufbau. Hrsg. von der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes/Verband der Antifaschisten Westberlin (= VAS, Nr.31). — Berlin: Verlag für Ausbildung und Studium in der Elefanten Press 1986. 188 S.

mußten. Sein Bericht ist aber zugleich auch ein bedrückendes Zeugnis dafür, daß es offenbar gerade die Erfahrungen des Nationalsozialismus und der Nachkriegszeit waren, die Heinz Schröder — obwohl er selber aus der SED, in die er als alter Sozialdemokrat eingetreten war — ausgeschlossen worden war, an der Verteidigung der Politik der DDR als Hort des politischen Antifaschismus festhalten ließen — um den Preis seiner früheren politisch wachen Urteilsfähigkeit. Dies geht soweit, daß er die Niederschlagung des Aufstandes in Ungarn 1956 durch sowjetische Truppen als Sieg des Antifaschismus gegen faschistische Pfeilkreuzler würdigt (S.173). Wenn heute zu Recht darüber nachgedacht wird, ob bestimmte Strukturen in der zentralistischen KPD dazu führten, daß gerade die kommunistischen Widerstandskämpfer zu den eifrigsten Wortführern des Stalinismus wurden, so ist der Bericht des Sozialdemokraten Heinz Schröder ein Beispiel dafür, daß es nicht zuletzt die persönlichen und politischen Enttäuschungen in der Sozialdemokratie waren, die ihn offenbar veranlaßten, in den 50er Jahren die Augen vor den offensichtlichen Fehlentwicklungen in der SED und in der Sowjetunion zu verschließen. 1982 legte das Komitee der Antifaschistischen Widerstandskämpfer der DDR, Bezirk Potsdam, Biographisches und Bibliographisches zum Widerstand in der Provinz Brandenburg vor.¹³ Dies geschah in allen Regionen der ehemaligen DDR, da bei den Bezirksleitungen der SED Kommissionen eingerichtet worden waren, die sich der regionalen Erforschung des antifaschistischen Widerstandes widmen sollten. Vergleicht man diese Bibliographie mit der über Hamburg, so fällt unschwer auf, daß das Dritte Reich fast ausschließlich unter dem Blickwinkel der Würdigung des antifaschistischen Widerstandes, vor allem des kommunistischen, erforscht wurde. Unter den 260 genannten Titeln finden sich neben einigen stadtgeschichtlichen Publikationen und einigen zu den Lagern Sachsenhausen und Ravensbrück, allerdings auch hier unter dem Titel „Widerstand in . . .“ kein einziges über die Verfolgung und Vernichtung von Juden, Sinti und Roma, über die Zwangssterilisation oder zu den Herrschaftsapparaten des NS-Regimes. Die Durchsicht der Kurzbiographien ergibt ein seltsames Zahlenverhältnis von Kommunisten und Sozialdemokraten, denn es sind hier keineswegs nur diejenigen aufgeführt, die verurteilt wurden. Die DDR-typische Überbetonung der Anleitung des Widerstandes durch die KPD entspricht so keineswegs den Forschungserkenntnissen (vgl. die Studie von Beatrix Herlemann). Gespenstisch mutet diese Broschüre heute an, wo sie Auskunft gibt etwa über die antifaschistische Geschichtsarbeit in Hoyerswerda oder Ravensbrück: Es stellt sich die Frage, ob nicht auch die in den alten Bundesländern beliebten Stereotypen wie „aus der Geschichte lernen“ oder „Erinnern für die Zukunft“ überdenkenswert sind. Wenn auch, wie anfangs gesagt wurde, bisher sozial- und regionalgeschichtliche Analysen des Herrschaftsapparates des Nationalsozialismus fehlen, gilt dies nicht im gleichen Maße für die zentrale Ebene: Johannes Tuchel und Reinhold Schattenfroh¹⁴ sind in ihrer 1987 vorgelegten Darstellung über die „Zentrale des Terrors“ der Entstehung und Wirkungsweise der Gestapo auf der höchsten Ebene nachgegangen. Sie zeichnen die Konkurrenz zwischen Heinrich Himmler als Reichsführer SS, Wilhelm Frick als Innenminister und Leiter der Polizei und Hermann Göring als preußischem Ministerpräsidenten nach, die von Adolf Hitler zugunsten

13 Antifaschistischer Widerstandskampf in der Provinz Brandenburg. Biographisches/Bibliographisches. Hrsg. vom Komitee der Antifaschistischen Widerstandskämpfer der DDR, Bezirkskomitee Potsdam, in Zusammenarbeit mit den Bezirkskomitees Cottbus und Frankfurt/O. — Potsdam: Druckerei Märkische Volksstimme 1982. 228 S.

14 TUCHEL, Johannes und Reinhold SCHATTENFROH: Zentrale des Terrors. Prinz-Albrecht-Straße 8. Das Hauptquartier der Gestapo. — Berlin: Siedler-Verlag 1987. 317 S.

Himmlers entschieden wurde. Damit war der Weg geebnet für eine Herauslösung der Gestapo aus den behördlichen und staatlichen Instanzen und ihre relative Selbständigkeit im Staatswesen: vom Normen- zum Maßnahmenstaat (Ernst Fraenkel). Die Autoren zeigen darüber hinaus, daß es innerhalb der Beamtenschaft der Politischen Polizei der Weimarer Republik kaum Widerstand gegen diese Entwicklung gab, und sie beweisen an Einzelfällen, daß die Gestapo sich als Handlanger von politischen Mordaufträgen verdingte. Vom bestellten Mord an einzelnen Gegnern des Regimes war es dann offenbar nur ein kleiner Schritt zu den Einsatzgruppen in Polen und in der Sowjetunion, deren Hauptaufgabe neben nachrichtendienstlicher Tätigkeit der Mord an Juden in den besetzten Gebieten war. Berichte von Inhaftierten in der Prinz-Albrecht-Straße dokumentieren eindrucksvoll das Willkür- und Schreckensregiment, das dort von den Beamten ausgeübt wurde.

Die Dokumentation „Topographie des Terrors“¹⁵ ist zugleich Katalog der gleichnamigen Ausstellung, die anlässlich der 750 Jahrfeier der Stadt Berlin auf dem Gelände der ehemaligen Gestapozentrale gezeigt wurde und die mittlerweile dort ständig präsentiert wird. Mit zahlreichen Dokumentationen und Abbildungen wird die Topographie des Terrors sinnlich erfahrbar. Besonders spannend die letzten Kapitel über die „Unsichtbar gemachte Geschichte“: Am 27./28. April 1949 wurde die Ruine des Prinz-Albrecht-Palais gesprengt, die Straße zu Ehren einer kommunistischen Widerstandskämpferin in Niederkirchnerstr. umbenannt. Mit dem Bau der Mauer verfiel dieser Platz immer mehr. Erst mit der Diskussion um eine erneute Nutzung des Martin-Gropius-Baus wurde die Öffentlichkeit aufmerksam, und 1983 wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben, der sowohl „die geschichtliche Tiefe des Ortes mit den Nutzungsansprüchen wie Parkgestaltung, Spielplatz, Bewegungsfläche etc. in Übereinstimmung“ bringen sollte! Erst mit den im Zuge der Restaurierung des Martin-Gropius-Baus erfolgten Ausgrabungen der Folterkeller etc. der Gestapozentrale gelang es, diese sehr eindrucksvolle Gedenkstätte, die durch ihre Unprätentiosität besticht, zu errichten.

Der Band „Herrenmensch und Arbeitsvölker“¹⁶ enthält neben einem einleitenden Kapitel von Ulrich Herbert, das einen präzisen Überblick über den „Ausländereinsatz“ im Dritten Reich vermittelt, die Erinnerungen von Attilio Buldini, einem italienischen Zwangsarbeiter in Bremen, erschütternde Fotos, die Vittorio Vialli aus einem deutschen Kriegsgefangenenlager herausgeschmuggelt hatte, und Berichte polnischer Zwangsarbeiter. Hier gibt Jochen August zugleich Auskunft über eine noch nicht genutzte Quelle. In Polen wurden diese Berichte nämlich in großem Umfang gesammelt. Matthias Hamann umreißt den „normalen“ Wahnsinn des Nationalsozialismus: die Selektion der Ausländer nach rassenbiologischen „Kriterien“, die lebensrettend oder vernichtend insbesondere für die in Deutschland geborenen Kinder sein konnte.

Abschließend soll noch ein Band vorgestellt werden, der thematisch „aus der Reihe fällt“. Im Oktober 1986 beriet die „Deutsche Gesellschaft für Volkskunde“ über die Geschichte dieser Disziplin im Dritten Reich.¹⁷ Da hier auf die Vielzahl der Einzelbeiträge im

15 Topographie des Terrors. Gestapo, SS und Reichssicherheitshauptamt auf dem „Prinz-Albrecht-Gelände“. Eine Dokumentation. Hrsg. von Reinhard RÜRUP. — Berlin: Verlag Willmuth Arenhövel 1987. 222 S.

16 Herrenmensch und Arbeitsvölker. Ausländische Arbeiter und Deutsche 1939–1945. Autoren: Jochen AUGUST u.a. (= Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik, H.3). — Berlin: Rotbuch Verlag 1986. 189 S.

17 Volkskunde und Nationalsozialismus. Referate und Diskussionen einer Tagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. München, 23. bis 25. Oktober 1986. Hrsg. von Helge GERNDT (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, Bd.7). — Münchner Vereinigung für Volkskunde 1987. 333 S.

Tagungsband nicht eingegangen werden kann, nicht zuletzt auch wegen der Spezifizierung — sei die Widersprüchlichkeit des Bildes hervorgehoben. Die Volkskunde, so wie sie sich vor 1933 etabliert hatte, war keineswegs das Hätschelkind der Nationalsozialisten — diese instrumentalisierten bestimmte Zweige, schreckten aber keineswegs vor „Modernisierung“ sprich Ideologisierung von Brauchtum zurück, um es für die Etablierung der Volksgemeinschaft nutzen zu können. Beispiele hierfür sind der Erste Mai, den die Nationalsozialisten als stilisierten Trachtenumzug der deutschen Stände inszenierten (S.134) oder aber die Trachtenpflege selber, in der die Nationalsozialisten neue „Arbeitstrachten“ erfanden, und andere ältere Traditionen einfach negierten. Was die Vertreter der Volkskunde an den deutschen Universitäten angeht, so scheint das hier gezeichnete Bild nicht sehr abweichend von anderen Wissenschaftszweigen zu sein. Eine Minderheit wurde zu überzeugten Nationalsozialisten, die Mehrheit paßte sich an und wurde so zu Stabilisatoren des Regimes. Allerdings waren bestimmte Richtungen der Volkstumskunde und der Völkerkunde vielleicht eindeutiger als andere Wissenschaften vor 1933 in enger ideologischer Nähe zu nationalistischem und germanisierendem Gedankengut, so daß zu fragen ist, „aber wann beginnt der Vorkrieg?“

Die jüdischen Volkskundler wurden von den Universitäten verwiesen, ohne daß ihre Kollegen für sie eintraten, sie emigrierten oder wurden in den Konzentrationslagern umgebracht. — Es wäre sehr zu wünschen, daß alle Wissenschaftszweige eine ähnlich ehrliche und offensive Auseinandersetzung mit ihrer Geschichte unter dem NS-Regime in Angriff nähmen. Bisher scheint es so, daß lediglich diejenigen, die sich in besonders auffälligem Maße im Dritten Reich diskreditiert haben, nun allmählich mit dieser Diskussion begonnen haben oder beginnen.

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG UND ANGRENZENDER GEBIETE (92)

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

Die IWK versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete zu erfassen. In der Rubrik „Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete“ werden regelmäßig die Ergebnisse dieser Erhebungen veröffentlicht, sofern diese Arbeiten noch nicht publiziert worden sind. Bei der weiten Verbreitung der IWK in Fachkreisen ist mit der Anzeige eines Forschungsvorhabens gewährleistet, daß es allgemein zur Kenntnis genommen, somit Doppelarbeit vermieden und Kooperation gefördert wird. Die Redaktion bittet daher alle Bearbeiter einschlägiger Projekte - die in Frage kommenden Themenbereiche sind nachstehend erläutert - um Ergänzung und Rücksendung des Fragebogens, der in jedem Heft als Anhang abgedruckt ist. Auf Wunsch werden Ihnen weitere Fragebogen von der Redaktion übersandt. Auch die Mitteilung von Projekten Dritter - unter Angabe von deren Anschrift - ist erwünscht. Juristische Bedenken hiergegen bestehen insofern nicht, als eine Titelanzeige in der IWK nur nach Vorlage des Fragebogens bei dem Bearbeiter erfolgt.

Die Kriterien für die Aufnahme in das Projektverzeichnis sind nicht immer scharf abzugrenzen. Neben Projekten zur Geschichte der deutschen, österreichischen und schweizerischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte der Internationale und zur Marx-Forschung finden verwandte Untersuchungen der Politologie und der empirischen Soziologie sowie Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zur Geschichte der sozialen Bewegungen Berücksichtigung, soweit sie sich mit den Problemen der Industrialisierung, Firmen- und Wirtschaftsgeschichte befassen. Einschlägige Vorhaben über andere Länder werden dann aufgenommen, wenn ein breiteres Interesse der deutschsprachigen Forschung vorausgesetzt werden darf oder wenn sie von Gelehrten der Bundesrepublik bearbeitet werden.

Die uns übermittelten Daten werden in der IWK veröffentlicht, um anderen Wissenschaftlern eine erste Information über das Projekt zu vermitteln und eine direkte und schnelle Kontaktaufnahme mit dem Bearbeiter zu ermöglichen. Die Speicherung erfolgt in Form einer Autorenkartei. Die Ergebnisse der Erhebung werden außerdem an das Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn, zur Speicherung und Auswertung für dessen wissenschaftliche Zwecke und gegebenenfalls zur Aufnahme des Projekts in das jedes Jahr vom Informationszentrum publizierte Verzeichnis der „Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften“ weitergegeben. Sofern Projekte aus anderen Publikationen übernommen oder der Redaktion von Institutionen mitgeteilt worden sind, wird das am Ende der Projektmeldung vermerkt. Im übrigen beruhen die Meldungen und insbesondere die Nachträge auf den uns vom jeweiligen Bearbeiter übermittelten Daten. Die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben, insbesondere die Genauigkeit von bibliographischen Angaben, kann die Redaktion aus Gründen der Arbeitsökonomie nicht überprüfen.

Die Angaben zu den einzelnen Projekten sind jeweils nach dem folgenden Schema geordnet:

- 0 Laufende Nummer des Projekts (in der IWK)**
- 1 Institution(en), in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird
- 2.1 Bearbeiter, Vor- und Zuname, Anschrift (Leiter unterstrichen)
- 2.2 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Name des Betreuers
- 4 Stand der Forschungsarbeit
- 5 Laufzeit des Projekts
- 6 Art der Arbeit
- 7 Auftraggeber der Forschungsarbeit
- 8 Kostenträger
- 9 (Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel)**
- 10.1 Zeitraum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
- 10.2 Geographischer Raum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
- 11.1 Inhaltliche Ziele der Arbeit
- 12 (Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit bzw. deren Planung**
- 13 Nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere usw.**
- 14 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)
- 16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)
- 19 Hinweis auf Fundstelle oder mitteilende Institution

Eine dringende Bitte an unsere Leser:

Um die Berichterstattung über den Fortgang der gemeldeten Forschungs- und Publikationsvorhaben jeweils auf dem neuesten Stand zu halten, bittet die Redaktion dringend darum, ihr auch Mitteilungen über den Stand von bereits angezeigten Projekten zukommen zu lassen. Insbesondere wenn Arbeiten abgeschlossen, publiziert, Titel oder Gegenstand geändert oder aufgegeben wurden, bitten wir um Nachricht. Nur so können wir vermeiden, daß das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben der IWK zu einem sogenannten Projektfriedhof ohne tatsächlichen Wert als Hilfsmittel für die Forschung wird. Bitte verwenden Sie den Projektfragebogen am Schluß dieses Heftes und füllen Sie diesen bitte möglichst vollständig und genau aus.

Redaktionsschluß: 17.9.1992

I. PROJEKTVERZEICHNIS

A. GESCHICHTSWISSENSCHAFT,
HILFSMITTEL

0 92-052

1 Archiv der Arbeiterjugendbewegung, Haard-
grenzweg 77, W-4353 Oer-Erkenschwick;
Tel. 02368/55993

2.1 EPPE, Heinrich, Dr.

4 Laufend

5 Beginn: 9/91, Abschluß: 10/92

6 Eigenprojekt des Archivs der Arbeiterjugend-
bewegung

8 Archiv der Arbeiterjugendbewegung

9 **Personalbibliographie Kurt Löwenstein**

10.1 1910-1939

12 **Eppe, H.: Personalbibliographie Kurt Löwen-
stein.** Bonn: [o.V.] 1992

16 AdsD/FES; A der Arbeiterjugendbewegung

0 92-053

1 Archiv der Arbeiterjugendbewegung, Haard-
grenzweg 77, W-4353 Oer-Erkenschwick;
Tel. 02368/55993

2.1 EPPE, Heinrich, Dr.; VETTER, Helmut

4 Laufend

5 Beginn: 9/91, Abschluß: 10/92

6 Eigenprojekt des Archivs der Arbeiterjugend-
bewegung

8 Archiv der Arbeiterjugendbewegung

9 **Artikelbibliographie der Zeitschrift „Urania“
(1924-1933)**

10.1 1924-1933

10.2 Deutschland

12 **Eppe, H. und H. Vetter: Artikelbibliographie
der Zeitschrift „Urania“ (1924-1933).** Bonn:
[o.V.] 1992

0 92-054

1 TU Berlin, FB 1 — Kommunikations- und
Geschichtswissenschaften, Ernst-Reuter-Platz 7,
W-1000 Berlin 10

2.1 SCHILDE, Kurt; Karlsgartenstr. 16, W-1000
Berlin 44

2.2 Prof. Dr. Wolfgang Benz

4 Laufend

5 Beginn: 1/91, Abschluß: 12/92

6 Diss.

8 Bearb.

9 **Erforschung des Widerstandes von Jugend-
lichen gegen den Nationalsozialismus —
Rezeptionsgeschichte**

10.1 1933-1992

10.2 Deutschland (und teilweise von NS-Deutschland
besetzte Länder)

11.1 Chronologischer Überblick; Darstellung der
Probleme bei der Erforschung des Jugendwider-
standes (Weiße Rose, politisch motivierte Ju-
gendliche, jüdische Jugend, jugendliche Subkul-
tur u.a.); gab es einen jugendspezifischen Wider-
stand? Welche Formen sind feststellbar? Was
wird als Jugendwiderstand angesehen? Diente

die Erforschung und Darstellung Legitimations-
funktionen? Welche Schwerpunkte und Defizite
sind vorhanden?

14 Ausgehend von der Chronologie und der Fest-
stellung der Schwerpunkte wird untersucht, was
als Jugendwiderstand definiert wurde, und das
dahinterliegende Interesse abgefragt

16 Veröffentlichungen zum Thema; teilweise Archi-
valien

0 92-055

1 Univ. Wien, Institut für Zeitgeschichte, Roten-
hausg. 6, A-1090 Wien; Verein für Geschichte
der Arbeiterbewegung, Rechte Wienzeile 97,
A-1050 Wien; Tel. 222/5457870

2.1 WEINZIERL, Erika, Prof. Dr., Univ. Wien;
UNFRIED, Berthold, Dr., Verein für Geschich-
te der Arbeiterbewegung

4 Laufend

5 Beginn: 3/92, Abschluß: 2/93

6 Geförderte Forschung

7 Bundesministerium für Wissenschaft und For-
schung, Freyung 1, A-1010 Wien

8 Bundesministerium für Wissenschaft und For-
schung

9 **„Realsozialismus“ und kollektives Gedächtnis
(am Beispiel der Tschechoslowakei)**

10.1 1945-1992

10.2 Mittel- und Osteuropa

11.1 Das Projekt versucht eine Annäherung an die
Problematik der Umwälzungen von 1989 in
Mittel- und Osteuropa, im speziellen der Tsche-
choslowakei, über eine Studie zur Entwicklung
„kollektiven Gedächtnisses“ in bezug auf die
Epoche des „Realsozialismus“ auf zwei Ebe-
nen: jener des (mündlich tradierten) kollektiven
Gedächtnisses zweier sozialer Gruppen (Leh-
rer und Bergarbeiter) und jener des offiziellen
Gedächtnisses des neuen Staates, wie es sich um
„Gedächtnisorte“ (Denkmäler, Feiern und Kom-
memorationen, Museen und Historiographie)
konstruiert. Der Zugang zu ersterer soll über
lebensgeschichtliche Interviews, zu letzterer
über Studien zu bestimmten „Gedächtnisorten“,
ihrer Veränderung und ihrer Rolle in der For-
mierung einer neuen historischen Identität des
„postrealsozialistischen“ Staates erfolgen. Ziel
ist eine Studie über den Niederschlag des Endes
einer Epoche in einer Zeit gesellschaftlichen
Umbruchs

12 **Unfried, B.: „Gedächtnisorte“ und Musea-
lisierung des „Realsozialismus“ (am Beispiel
der Tschechoslowakei), in: Der Fall der Denk-
mäler. Hrsg. von Michael Diers, Detlef Hoff-
mann und Dorothea Wierling. [O.O., o.V.] 1992.
— **Unfried, B.: Lieux de mémoire à l'Est, in:**
Le stalinisme. Mythes, traces, emblèmes. Actes
du colloque d'Albi 31.1.-2.2.1992. — **Unfried,
B.: La muséification du „Socialisme Réel“,**
in: Communications (Paris), Okt. 1992**

13 Projektantrag 1991

16 Ae; Presse; Interviews

B. QUELLENVERÖFFENTLICHUNGEN, NEUDRUCKE, ÜBERSETZUNGEN

0 92-056

- 1 Friedrich-Ebert-Stiftung, Archiv der sozialen Demokratie, Godesberger Allee 149, W-5300 Bonn 2; Tel. 0228/883480
- 2.1 FISCHER, Ilse, Dr.; c/o FES
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 5/88, Abschluß: 8/92
- 6 Edition
- 7 FES
- 8 FES
- 9 **August Bebel und der Verband Deutscher Arbeitervereine 1867/68**
- 10.1 1867-1868
- 10.2 Deutschland
- 11.1 Veröffentlichung von Dokumenten zur Tätigkeit Bebels als Präsident des VDAV und zu den Arbeitervereinen 1867/68 (Briefetagebuch Bebels, Korrespondenz)
- 12 Veröffentlichung geplant
- 16 AdsD/FES; Historische Kommission zu Berlin (Bestand Frühzeit der Arbeiterbewegung)

C. SOZIALISTISCHE THEORETIKER, BEITRÄGE ZUR IDEENGESCHICHTE

0 92-057

- 1 PH Zwickau, FB Philosophie und Sozialwissenschaften, Scheffelstr. 39, O-9560 Zwickau
- 2.1 HÄUPEL, Beate; Fritz-Fritzsche-Str. 85, O-9050 Chemnitz
- 2.2 Prof. Dr. Dieter Engelmann, Univ. Leipzig, Fak. für Philosophie und Geschichtswissenschaft, FB Geschichte
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 89, Abschluß: 6/92
- 6 Diss.
- 8 Stipendium
- 9 **Karl Kautsky — seine Auffassung zur politischen Demokratie. Eine ideengeschichtliche Betrachtung unter besonderer Berücksichtigung seines Modells der politischen Institutionen**
- 11.1 Die Auffassungen Kautskys werden als sich historisch entwickelnde Idee analysiert und es wird herausgearbeitet, welchen Beitrag er zur Ausprägung pluralistischer Demokratieelemente leistet; im Mittelpunkt der Untersuchung stehen dabei seine Auffassungen zum Demokratie-begriff, der gesellschaftlichen Dimension von Demokratie sowie seine Vorstellungen zu politischen Institutionen und zum politischen Willensbildungsprozeß in der Gesellschaft
- 12 **Häupel, B.: Karl Kautsky und das Berliner Programm.** Zur Veröffentlichung bei der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Berlin, eingereicht
- 13 Diss., Univ. Leipzig 1992 (eingereicht)
- 14 Ideengeschichtliche Analyse
- 16 Veröffentlichte Quellen von Karl Kautsky; Sekundärliteratur über Kautsky; unveröffentlichter Briefwechsel aus dem A im IISG Amsterdam

0 92-058

- 2.1 HAUG, Wolfgang; Pf 1159, W-7043 Grafenau 1
- 4 Abgeschlossen
- 6 Aufsatz
- 9 **Die Beziehung von Anarchismus und Expressionismus am Beispiel Erich Mühsams**
- 10.1 1910-1930
- 10.2 Deutschland
- 11.1 Aufriß der Gemeinsamkeiten von Anarchismus und Expressionismus anhand personeller und theoretischer Überschneidungen
- 12 Veröffentlichung geplant
- 14 Forschungen zu Erich Mühsam, Ludwig Rubiner, Franz Pfemfert u.a.
- 16 IISG Amsterdam; PrivatA Paul Raabe in Wolfenbüttel; LiteraturA Marbach

D. BIOGRAPHISCHE BEITRÄGE

0 92-059

- 2.1 SCHÜRMANN, Manfred; Iserlochner Str. 32, W-4000 Düsseldorf 30
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 91, Abschluß: 94/95
- 6 Aufsatz
- 8 Bearb.
- 9 **Gustav Braumüller 1804-1876 — Ein rheinischer Industiepionier**
- 10.1 1840-1876
- 10.2 Düsseldorf
- 11.1 Behandelt Kalköfen und Baustoffhandel
- 16 Ae; amtliche Statistiken; Industriearchäologie (Geländearbeit)

0 92-060

- 1 Univ.-GHS Paderborn, FB 1, Fach Soziologie, LS Prof. Dr. Arno Klönne
- 2.1 BLÖMEKE, Sigrid; Pohlweg 62 a, W-4790 Paderborn
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 8/90, Abschluß: 11/92
- 6 Eigenprojekt der Bearb.; Monographie
- 8 Demokratische Initiative e.V.; Postfach 1267, W-5790 Brilon
- 9 **Biographie des Briloner Linkskatholiken Josef Rüther**
- 10.1 1914-1950
- 10.2 Westfalen
- 11.1 Exemplarische Darstellung linkskatholischer Gesellschaftskritik der Weimarer Republik, ihre Verfolgung in der NS-Zeit und erneute Ausgrenzung nach 1945 in den Westzonen; christlicher Sozialismus als antikapitalistisches und demokratisches Gesellschaftskonzept
- 14 Biographiegeschichtliche Untersuchung mit ideologiekritischem Ansatz
- 16 Private Nachlässe; öffentliche Ae; Veröffentlichungen Josef Rüthers; Zeitzeugenbefragungen

0 92-061

- 2.1 WEHNER, Markus; Soldiner Str. 112, W-1000 Berlin 65; Tel. 030/4938310; in Zusammenarbeit mit WATLIN, Alexander; 4aja Sokol' - ničeskaja ul. 3-190, Moskau
- 4 Laufend

- 5 Beginn: 10/92, Abschluß: 5/93
- 6 Eigenprojekt der Bearb.; Aufsatz
- 8 Bearb.
- 9 **Genosse „Thomas“ und das Westeuropäische Sekretariat der Komintern in Berlin**
- 10.1 Schwerpunkt 1919–1925
- 10.2 Berlin und Moskau
- 11.1 Teilbiographie eines Mannes, der bisher als „absolute Untergrundfigur“ kaum behandelt wurde (Doppelleben, Ausstieg aus der Politik 1925 etc.); Rolle und Funktion des Westeuropäischen Sekretariats für die frühe Kominternpolitik; Konflikte zwischen dem Westeuropäischen Sekretariat und der KPD-Führung als Stellvertreterkonflikte zwischen der Kominternführung in Moskau und der KPD-Zentrale
- 14 Aufarbeitung unbekannter Archivmaterialien; Auswertung der Sekundärliteratur
- 16 IfGA Berlin; Rossijskij centr (ehemaliges ZPA) Moskau

E. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG

I. Allgemeine Darstellungen Darstellungen über größere Zeiträume

- 0 **92–062**
- 1 Univ. Münster, Historisches Seminar, Domplatz 20–22, W–4400 Münster; Tel. 0251/83–4320
- 2.1 WOLZ; Gerhard M.; Warendorfer Str. 7, W–4400 Münster; Tel. 0251/511712
- 2.2 Prof. Dr. Manfred Botzenhart
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 8/91, Abschluß: 94
- 6 Diss.
- 8 Bearb.
- 9 **Der Milizgedanke in der deutschen Sozialdemokratie vor 1914**
- 10.1 Ca. 1860–1914
- 10.2 Deutschland
- 11.1 Milizdiskussion innerhalb der deutschen Sozialdemokratie; Außenwirkung der Milizdiskussion; Milizthema innerhalb der Parteipropaganda bzw. -taktik; Konkretisierung zur Umsetzung der Miliz; sozialdemokratische Milizvorstellungen in der allgemeinen Milizdiskussion; militärische Hintergründe des Milizwesens (W. Rüstow)
- 14 Auswertung der angegebenen Materialien zur Einordnung der Milizdiskussion in die Parteigeschichte der SPD
- 16 Archivalien; graue Literatur; Zeitungen; Memoiren; Protokolle

II. Darstellungen in zeitlicher Folge

a) Von den Anfängen bis zum Ende des Sozialistengesetzes

b) 1890–1914

—

c) Weltkrieg und Revolution

—

d) Weimarer Republik

0 92–063

- 2.1 FERBERG, Nils, Dr. Dipl. Pol.; Meraner Str. 49, W–1000 Berlin 62; Tel. 030/8544397
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 1/91, Abschluß: 11/92
- 6 Eigenprojekt des Bearb.
- 8 Bearb.
- 9 **„Sturmvolgel — Flugverband der Werktätigen“**
- 10.1 1929–1933
- 10.2 Deutschland
- 11.1 Der „Sturmvolgel“ war die einzige Fliegervereinigung im Deutschen Reich, die zur Republik „schwarz-rot-gold“ stand (Vergleich mit Reichsbanner); wodurch unterschied sie sich von den andere Flugvereinen? Wie war das Ansehen und die Unterstützung von seiten der anderen Arbeiterorganisationen?
- 12 **Ferberg, N.: „Sturmvolgel“**, in: 100 Jahre Arbeiterbewegung in Tempelhof. Hrsg. vom „Verein zur Heimatpflege, Heimatkunde, Geschichte und Kultur Tempelhofs“. Berlin-Tempelhof: Selbstverlag 1991. 167 S.
- 14 Untersuchung laufender Periodika zum Flugwesen 1923–1933
- 16 Zeitschrift „Sturmvolgel“, Staatsbibl. Berlin-W; Nachrichtendienst „Novissima“, Museum für Verkehr und Technik

0 92–064

- 2.1 HAUG, Wolfgang; Dätzingenstr. 132, W–7043 Grafenau 1; Tel. 07033/44273
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 1/92, Abschluß: 3/93
- 6 Edition
- 8 Trotzdem-Verlag, Pf 1159, W–7043 Grafenau 1
- 9 **Der Antifaschismus der FAUD (Freie Arbeiter Union Deutschlands)**
- 10.1 1930–1940
- 10.2 Deutschland
- 11.1 Texte der FAUD zu Faschismus und Nationalsozialismus; mit einem Vorwort zum Widerstand der FAUD
- 12 **Haug, W.: „Eine Flamme erlischt“. Die Freie Arbeiter Union Deutschlands (Anarchosyndikalisten) von 1932 bis 1937**, in: IWK, Jg. 25 (1989), H. 3, S. 359–379
- 16 „Syndikalist“; Broschüren des Syndikalist-Verlages; BA Koblenz; IfZ München; IISG Amsterdam (Rocker Nachlaß); Interviews

e) 1933–1945

0 92–065

- 2.1 BUSCHAK, Willy, Dr.; 119, rue Victor Allard, B–1180 Uccle
- 4 Laufend
- 5 Abschluß: 9/92
- 6 Publikation
- 9 **Gewerkschaftlicher Widerstand gegen den Nationalsozialismus**
- 10.1 Ca. 1933–1945
- 10.2 Deutschland
- 12 Veröffentlichung im Herbst 1992 im Ergebnisse Verlag, Hamburg

f) Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

g) B R D

0 92–066

- 1 FU Berlin, Otto-Suhr-Institut, Ihnestr. 21, W–1000 Berlin 33
- 2.1 MOECK, Ralf; Böhmische Str. 31, W–1000 Berlin 44; Tel. 030/6814572
- 2.2 PD Dr. Otmar Jung
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 7/92, Abschluß: 3/95
- 6 Diss.
- 8 Bearb.; Stipendium der Friedrich-Naumann-Stiftung
- 9 **Kommunistische Beeinflussungs- und Infiltrationsversuche der DDR während der Anti-Atomtod-Bewegung in der Bundesrepublik Deutschland (1957–1963)**
- 10.1 1957–1963
- 10.2 Deutschland, DDR und BRD
- 11.1 In welchem Ausmaß hat es kommunistische Beeinflussungs- und Infiltrationsversuche seitens der DDR gegeben? Inwieweit hat die SPD sie wahrgenommen? Welche Bedeutung haben die kommunistischen Beeinflussungs- und Infiltrationsversuche der DDR beim Rückzug der SPD aus der außerparlamentarischen „Kampf-dem-Atomtod“-Kampagne gehabt? (Ist es der DDR mit ihrer seit der Bundestagswahl von 1957 intensivierte kommunistischen Beeinflussungs- und Infiltrationskampagne möglicherweise gelungen, Kommunisten in Positionen der SPD einzuschleusen?)
- 13 **Moeck, R.: Zwischen parlamentarischer Opposition und politischer Protestbewegung. Die SPD im Kampf „gegen den Atomtod“.** Dipl., FU Berlin 1992
- 16 Ae; Archivalien; Zeitungen

h) D D R

0 92–067

- 1 Univ. Göttingen, Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte, Platz der Göttinger Sieben 5, W–3400 Göttingen
- 2.1 MAZASSEK, Volker; Am Weingarten 12, W–6000 Frankfurt a.M. 90
- 2.2 Prof. Dr. Manfred Hagen; Prof. Dr. Bernd Weisbrod
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 8/91, Abschluß: 4/92
- 6 M.A.
- 8 Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung
- 9 **Sozialdemokraten und „Sozialdemokratismus“ in der SED 1946–1951**
- 10.1 1946–1951
- 10.2 SBZ/DDR
- 11.1 Methoden, Formen und Motive der Verdrängung sozialdemokratischer Positionen und sozialdemokratischer Funktionäre in den Anfangsjahren der SED
- 12 Veröffentlichung geplant
- 13 **Mazassek, V.: Sozialdemokraten und „Sozialdemokratismus“ in der SED 1946–1951.** M.A., Univ. Göttingen 1992
- 16 Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, Zentrales Parteiarhiv; Nachlässe Pieck, Grotewohl, Ulbricht, Protokolle des Parteivorstands etc; Protokolle; Quelleneditionen; Zeitungen

III. Regionale und lokale Darstellungen

0 92–068

- 1 Univ. München, Institut für Neuere Geschichte
- 2.1 HEUSLER, Andreas; Volpinistr. 18, W–8000 München 19; Tel. 089/1785645
- 2.2 Prof. Dr. Hans Günter Hockerts
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 1/91, Abschluß: 12/93
- 6 Geförderte Forschung; Diss.
- 8 Stipendium der Stadt München
- 9 **Ausländische Arbeitskräfte in der Münchner Kriegswirtschaft 1939–1945**
- 10.1 1939–1945
- 10.2 Stadtgebiet München, Region Oberbayern
- 11.1 Strukturanalyse des Ausländereinsatzes am Beispiel des Großraumes München
- 12 **Heusler, A.: Zwangsarbeit in der Münchner Kriegswirtschaft 1939–1945.** München: Buchendorfer Verlag 1991
- 14 Quellenauswertung; Zeitzeugenbefragung
- 16 Münchner Ae; BA (Koblenz, Potsdam, Freiburg)
- 0 92–069
- 1 Univ. Hamburg, Historisches Seminar
- 2.1 MÖLLER, Reimer; Thomas-Borchwede-Weg 3, W–4770 Soest; Tel. 02921/15547 oder 103–332
- 2.2 Prof. Dr. Barbara Vogel
- 4 Laufend

- 5 Beginn: 2/88, Abschluß: 6/93
- 6 Diss.
- 8 Bearb.
- 9 **Punktueller Industrialisierung einer Agrarregion. Wirtschaftlicher Strukturwandel, demographische Prozesse und sozialer Konflikt im Kreis Steinburg 1867–1933**
- 10.1 1867–1933
- 10.2 Kreis Steinburg, Schleswig-Holstein
- 16 Ae; Archivalien; amtliche Statistik; Zeitungen

a) Regional

0 92–070

- 1 Univ. Frankfurt a.M., Historisches Seminar, LS für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Graefstr. 76, W–6000 Frankfurt a.M.
- 2.1 BANKEN, Ralf; Im Mainfeld 23, W–6000 Frankfurt a.M.
- 2.2 Prof. Dr. Toni Pierenkemper
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 5/90, Abschluß: 1/94
- 6 Diss.
- 8 Univ. Frankfurt a.M.; Bearb.
- 9 **Industrialisierung der Saarregion 1815/1914**
- 10.1 1815–1914
- 10.2 Saarregion (= Saarrevier: Preußen, Bayern, Lothringen)
- 11.1 Beschreibung der regionalen Wirtschaftsentwicklung in der Industrie der Saarregion während der Industrialisierung
- 14 Im Rahmen der regionalen Industrialisierungsforschung
- 16 Archivalien; statistische Veröffentlichungen; historische Statistik

0 92–071

- 2.1 HEINZ, Joachim; Am Sandberg 3, W–6602 Dudweiler; Tel 06897/75919
- 4 Abgeschlossen
- 6 Eigenprojekt des Bearb.
- 8 Bearb.
- 10.1 1903–1907
- 10.2 Saarland
- 12 **Heinz, J.: „Die Hunde der Herren führen ein schöneres Leben als Ihr“: Hans Böcklers gewerkschaftliche Tätigkeit an der Saar 1903–1907.** Kommentierte und bebilderte Reprintausgabe der Böcklerschen Werbeschrift „Es werde Licht“ aus dem Jahre 1906 (= Beiträge zur Regionalgeschichte. Blickwinkel 1. Hrsg. Geschichtswerkstatt St. Ingbert). St. Ingbert: [o.V.] 1992
- 16 Zeitungen; Kongreßberichte; Protokolle; Jahrbücher des DMV; Saarländische Zeitschrift; LHA Koblenz, LA Saarbrücken

0 92–072

- 1 Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung, Universitätsstr. 150, W–4630 Bochum
- 2.1 ENGELN, Ralf; Böhringhauser Hellweg 98, W–4630 Bochum
- 2.2 Prof. Dr. Helga Grebing
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 10/91, Abschluß: 10/93
- 6 Diss.
- 8 Stipendium der Hans-Böckler-Stiftung
- 9 **„Uran für den Frieden“. Die Arbeiterschaft der Sowjetischen AG Wismut 1945/46 bis 1954**
- 10.1 1945/46–1954
- 10.2 Westerstgebirge, Vogtland
- 13 **Engeln, R.: Geschichte der IG Wismut im Überblick [o.O.], 1992**
- 14 Quellenarbeit

b) Lokal

0 92–073

- 1 FU Berlin, FB für Geschichtswissenschaften, Habelschwerdter Allee 45, W–1000 Berlin 33
- 2.1 SCHMIDT, Jürgen, M.A.; Brentanostr. 50 A, W–1000 Berlin 41; Tel. 030/8248041
- 2.2 Prof. Dr. Jürgen Kocka
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 4/91, Abschluß: 8/91
- 6 M.A.
- 8 Bearb.
- 9 **Soziale Mobilität bei Krupp-Arbeitern (1840–1910)**
- 10.1 1840–1910
- 10.2 Essen (Krupp Gußstahlfabrik)
- 11.1 Einfluß sozialer Mobilität auf den Klassenbildungs- bzw. entbildungsprozeß
- 12 Aufsatz geplant
- 13 **Schmidt, J.: Soziale Mobilität bei Krupp-Arbeitern (1840–1910).** M.A., FU Berlin 1991
- 14 Statistische Analyse (SPSS) in Verbindung mit qualitativen Quellen (Arbeitererfahrung)
- 16 Werk-A Krupp; statistische Materialien in Richard Ehrenbergs Krupp-Studien

0 92–074

- 2.1 KOERNER, Andreas; Germaniast. 249, W–4300 Essen II; Tel. 0201/679557
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 9/91, Abschluß: 4/93
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Ausstellung
- 8 Bearb.
- 9 **Phönix-Hütte Bergeborbeck (Essen)**
- 10.1 1847–1926
- 10.2 Essen
- 11.1 Gründungsphase: belgischer Ingenieur, Koks- und Kupferhütte; Transportwege, Wasserversorgung, Schlackenfrage; Arbeiter am Hochofen um 1907; Pensionskassenstreit; Christliche Metallarbeitergewerkschaft; Kriegsgefangene; Arbeiterwohnung, Direktorenvilla; Honoratioren in der Kommunalpolitik; Ruhrbesetzung
- 12 Artikelserie in den „Borbecker Nachrichten“ (Wochenzeitung) geplant
- 16 Ae; Zeitungen; private Quellen

0 92-075

- 1 Univ. München, Institut für Geschichte der Naturwissenschaften, LS Prof. Dr. Menso Folkerts
- 2.1 LITTEN, Freddy; c/o Univ. München, Institut für Geschichte der Naturwissenschaften, Postfach 260102, W-8000 München 26; Tel. 089/21803252
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 3/92, Abschluß: 3/94
- 6 Geförderte Forschung; Monographie; Aufsatz
- 8 DFG
- 9 **Das Schicksal der Naturwissenschaftler in München 1945 bis 1949**
- 10.1 1945-1949
- 10.2 München
- 11.1 Entlassung von Wissenschaftlern, Entnazifizierung, Wiedereinstellung, persönliche Schicksale
- 16 Ae; Spruchkammerakten; Berlin Document Center

0 92-076

- 1 TU Berlin, FB 1 — Geschichts- und Kommunikationswissenschaften, FG Neuere Geschichte
- 2.1 DELLWIG, Magnus; Bismarckstr. 19, W-4200 Oberhausen 1
- 2.2 Prof. Dr. Heinz Reif
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 1/91, Abschluß: 12/93
- 6 Diss.
- 8 Bearb.
- 9 **Kommunale Wirtschaftspolitik in Oberhausen von der Gemeindegründung bis zum Ende der Weltwirtschaftskrise, 1862-1936**
- 10.1 1862-1936
- 10.2 Stadt Oberhausen
- 11.1 In einer Längsschnittstudie soll das Spektrum kommunaler wirtschaftspolitischer Handlungsweisen mit den Elementen harter und weicher Standortfaktoren, Ansiedlungsförderung, Bestandspflege und weicher Wirtschaftspolitik unter den spezifischen Bedingungen einer Industriestadt untersucht werden
- 13 **Dellwig, M.: Projektbeschreibung**, Berlin 1991
- 14 Mit einem primär hermeneutischen Verfahren wird auf der Grundlage von Archivarbeiten, der Forschungslage zur modernen Stadtgeschichte und Anregungen der Nachbarwissenschaften (v.a. Sozial- und Wirtschaftswissenschaften) ein selbstentwickelter Theorieansatz zu kommunaler Wirtschaftspolitik empirisch überprüft

0 92-077

- 1 Burghofmuseum, Burghofstr. 22, W-4770 Soest; Tel. 02921/103-332
- 2.1 MÖLLER, Reimer; Thomas-Borchwede-Weg 3, W-4770 Soest; Tel. 02921/15547
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 10/90, Abschluß: 2005
- 6 Auftragsforschung; Monographie
- 7 Rat der Stadt Soest
- 8 Rat der Stadt Soest
- 9 **Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt Soest (im 19. und 20. Jahrhundert)**

- 10.1 19. und 20. Jahrhundert
- 10.2 Stadt Soest und Umland
- 11.1 Bde 4 und 5 der geplanten 5bändigen Stadtgeschichte Soests
- 12 **Möller, R.: Reichstagswahlen im 7. Arnberger Wahlkreis und in Soest. Kandidaten und Ergebnisse**, in: Soester Zeitschrift 1991
- 16 Archivalien; amtliche Statistik; Zeitungen

F. DARSTELLUNGEN ZUR
GESCHICHTE DER ARBEITER-
BEWEGUNG ANDERER GEBIETE

—

G. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE
DER INTERNATIONALE UND ZUR
GESCHICHTE DER ARBEITER-
BEWEGUNG MEHRERER LÄNDER

0 92-078

- 1 Yale Univ., Dept. of History, New Haven, Connecticut 06520, USA
- 2.1 BLACKWOOD, William Lee; Schöneberger Ufer 51, W-1000 Berlin 30
- 2.2 Prof. Dr. Henry Turner; Prof. Dr. Piotr Wandycz
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 9/92, Abschluß: 5/94
- 6 Diss.
- 8 American Council of Learned Societies; Berlin-Programm der FU Berlin
- 9 **Ostmitteleuropäische Sozialdemokratie und die deutsche Frage, 1918-1925**
- 10.1 1918-1925
- 10.2 Deutschland, Österreich, Polen, Tschechoslowakei
- 11.1 Drei Hauptfragestellungen: Nachkriegsordnung in Ostmitteleuropa als Frage des sozialdemokratischen Internationalismus; Theorie und Praxis der sozialdemokratischen Außenpolitik; Vergleichende Sozialismusforschung
- 16 Ae in Amsterdam, Bonn, Berlin, Prag, Warschau, Wien; veröffentlichte Quellen (Protokolle, Zeitungen, Zeitschriften)

0 92-079

- 2.1 de CORT, Bart; Mercatorstraat 5/III, NL-1056 PW Amsterdam
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 1/90, Abschluß: 12/93
- 6 Eigenprojekt des Bearb.
- 8 Bearb.
- 9 **Die deutsche sozialdemokratische Emigration in Amsterdam 1933-1945. Der Kreis um die Freie Presse. Ein Gedenkbuch**
- 10.1 1933-1945
- 10.2 Amsterdam, Niederlande

- 11.1 Beschreibung der Aspekte der Emigration in Amsterdam (Unterstützung, Interessenvertretung, SPD-Ortsgruppe, Fall Laren, Freie Presse, Aufenthalts- bzw. Arbeiterlaubnis usw.); Kurzbiographien der sozialdemokratischen Emigranten in Amsterdam (ihr ganzes Leben mit Schwerpunkt auf der Periode 1933–1945) sowie von einigen Niederländern, die häufig mit den Deutschen zu tun hatten (z.B. Edo Fimmen)
- 14 Schriftliche Befragung von Standesämtern, SPD-Unterbezirken sowie Betroffenen und Angehörigen
- 16 Nachlässe; Literatur über das Exil; biographische Werke; Korrespondenz; biographische Nachschlagewerke; Prozeß-Urteile; Spitzel-Berichte

II. NACHTRÄGE

0 1051, 5030

- 1 Institut des Sciences Mathématiques et Économiques Appliquées (ISMEA); 11, rue Pierre et Marie Curie; F-75005 Paris; Tel. 633-73-42
- 2.1 RUBEL, Maximilien, Prof. Dr.; 79, rue de la Santé; F-75013 Paris
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: (63) 84, Abschluß: 92
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Edition
- 7 Éditions Gallimard, Paris
- 8 ISMEA; Éditions Gallimard
- 9 **Karl Marx: Oeuvres**
- 10.1 1848–1853
- 10.2 Europa, Orient, Weltweit
- 11.1 Fortsetzung der 1963 begonnenen Edition: „Kritik der Politik und Nationalökonomie“ sollte das zweibändige Werk heißen, zu dem sich Marx im Februar 1845 verpflichtete. „Économie I und II“ umfassen große Teile der „politischen Ökonomie“, d.h. der drei ersten „Bücher“ im Plan von 1859. „Politik I und II“ sind im Sinne der 2. Triade konzipiert (Staat, Außenhandel, Weltmarkt-/Krise). „Philosophie“ bringt Schriften aus der Frühperiode (beginnend mit der Doktorarbeit und Vorstudien), hernach Publizistik ethisch-philosophisch verfaßt im Dienste der Menschenrechte und der (bürgerlichen) Demokratie, aber auch der „Kommunistischen Partei im eminent historischen Sinne“. Die eigentlich politische Praxis mit revolutionärer Finalität beginnt 1848
- 12 **Karl Marx. Oeuvres. Hrsg. von Maximilien Rubel. Bd. IV: Politique I.** Paris: Éditions Gallimard, Ende 1992. — [S.a. Proj.-Nr. 1051, 5030 (2/83)] (3/92)

0 5225

- 1 TU Braunschweig; Univ. Münster
- 2.1 OVERESCH, Manfred, Prof. Dr.; Johanna-Kirchner-Str. 15, W-3200 Hildesheim; Tel. 05121/42337
- 2.2 Prof. Dr. Erich Kosthorst

- 4 Abgeschlossen
- 5 Abschluß: 80 bzw. 92
- 6 Habil.
- 9 **Hermann Brill — eine politische Biographie 1895–1946**
- 10.1 1895–1946
- 10.2 Thüringen
- 12 **Overesch, M.: Hermann Brill in Thüringen, 1895–1946. Ein Kämpfer gegen Hitler und Ulbricht** (= Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 29). Bonn: Verlag Dietz 1992. 423 S.
- 13 Habil., Univ. Münster 1980

0 80–199, 82–283

- 1 Univ. Innsbruck, Institut für Geschichte, Innrain 52, A-6060 Innsbruck
- 2.1 REINALTER, Helmut, Prof. Dr.; c/o Univ. Innsbruck
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 10/81, Abschluß: 10/91
- 6 Quellensammlung; Dokumentationszentrum; Quelleneditionen; Biographisches Lexikon; Sachlexikon; Bibliographie; Monographie
- 9 **Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850**
- 10.1 1770–1850
- 10.2 Deutschland, Österreich-Ungarn, Oberitalien, Schweiz
- 12 **Biographisches Lexikon zur Geschichte der demokratischen und liberalen Bewegungen in Mitteleuropa. Bd. 1 (1770–1800).** Hrsg. von Helmut Reinalter, Axel Kuhn und Alain Ruiz (= Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850“, Bd. 7). Frankfurt a.M., Bern, New York und Paris: Lang 1992. XIX, 224 S. [S.a. Proj.-Nr. 80–199, 82–283 (4/91)] (3/92)

0 80–502

- 1 Univ. Hamburg, Historisches Seminar, Postfach, W-2000 Hamburg 13
- 2.1 MÖLLER, Reimer; Thomas-Borchwede-Weg 3, W-4770 Soest; Tel. 02921/15547
- 2.2 Prof. Dr. Barbara Vogel
- 4 Abgeschlossen
- 6 M.A.; Aufsatz
- 8 Bearb.
- 9 **Arbeiteropposition im ländlich-kleinstädtischen Raum. Voraussetzungen, Formen und Zerschlagung des proletarischen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus im Kreis Steinburg**
- 10.1 1928–1944
- 10.2 Kreis Steinburg, Schleswig-Holstein
- 12 **Möller, R.: Widerstand und Verfolgung in einer agrarisch-kleinstädtischen Region. SPD, KPD und „Ernste Bibelforscher“ im Kreis Steinburg 1933–1945,** in: Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte 1990, S. 125–228
- 13 M.A., Univ. Hamburg [o.J.] (3/92)

- 0 81-277**
 1 Univ. Frankfurt a.M., FB Gesellschaftswissenschaften
 2.1 HUBER-KOLLER, Rose-Marie, Dr.; Florastr. 11, W-6000 Frankfurt a.M. 90; Tel. 0611/702795
 2.2 Prof. Dr. Eike Hennig; GHS-Univ. Kassel, FB 5, Nora-Platiel-Str. 1, W-3500 Kassel
 4 Abgeschlossen
 5 Abschluß: 6/90
 6 Diss.; Monographie
 8 Bearb.
 10.1 1929-1933
 10.2 Deutschland
12 Huber-Koller, R.-M.: Gewerkschaften und Arbeitslose. Erfahrungen der Massenarbeitslosigkeit und Aspekte freigewerkschaftlicher Arbeitslosenpolitik in der Endphase der Weimarer Republik. 2 Bde. (= Politische Studien, Bd. 1). Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft 1992. XIX,889,CLV S.(fortl. Pag.)
13 Diss., Univ. Frankfurt a.M. 1991. — [S.a. Proj.-Nr. 81-277 (3/91)] (3/92)
- 0 84-176**
 1 FU Berlin; FB Politische Wissenschaft, Ihnestr. 21, W-1000 Berlin 33; FB Geschichtswissenschaften, Habelschwerdter Allee 45, W-1000 Berlin 33
 2.1 LEHNERT, Detlef, PD Dr.; Lepsiusstr. 6, W-1000 Berlin 41; Tel. 030/7920592
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 7/83, Abschluß: 91
 6 Habil.
 8 Stiftung Volkswagenwerk; DFG
9 Kommunalpolitik, Parteiensystem und soziale Konflikte in Berlin und Wien 1919 bis 1932
 10.1 1919-1932
 10.2 Berlin, Wien
12 Lehnert, D.: Kommunale Politik, Parteiensystem und Interessenkonflikte in Berlin und Wien 1919-1932. Wohnungs-, Verkehrs- und Finanzpolitik im Spannungsfeld städtischer Selbstverwaltung und Verbandseinflüssen. Berlin: Haude und Spener 1991. XV,581 S.
13 Habil., FU Berlin 1988 (3/92)
- 0 84-271**
 1 Historische Kommission zu Berlin, Kirchweg 33, W-1000 Berlin 38; Tel. 030/816001-0
 2.1 ENGEL, Helmut, Prof. Dr.; JERSCH-WENZEL, Stefi, Prof. Dr.; TREUE, Wilhelm, Prof. Dr. Dr.h.c.; SILBEREISEN, Gabriele; u.a.; Tel. 030/816001/36
 4 Laufend
 5 Beginn: 84
 6 Auftragsforschung; geförderte Forschung
 7 Historische Kommission zu Berlin; Landeskonservator Berlin
 8 Senatsverwaltung für Arbeit und Frauen, Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung; Drittmittel
- 9 Geschichtslandschaft Berlin. Orte und Ereignisse.** (Gegliedert nach Bezirken)
 10.1 18.-20. Jahrhundert
 10.2 Berlin (einzelne Bezirke)
12 Geschichtslandschaft Berlin. Orte und Ereignisse. Hrsg. von H. Engel, St. Jersch-Wenzel und W. Treue. Bd. 4: Zehlendorf. Mit Beiträgen von Karla Bilang, Roland Curth, Heinrich Kaak, Harald Reissig, Gabriele Silbereisen, Ulrich Wyrwa und Ralf Zünder. Berlin: Nicolaische Verlagsbuchhandlung 1992. XXV,568 S. [S.a. Proj.-Nr. 84-271 (1/92)]
13 S. Proj.-Nr. 84-271 (1/92) (3/92)
- 0 86-114**
 1 Historische Kommission zu Berlin, Kirchweg 33, W-1000 Berlin 38; Tel. 030/816001-33
 2.1 LÖSCHE, Peter, Prof. Dr.; u.a.
 4 Laufend
 5 Beginn: 85
 6 Geförderte Forschung
 8 DFG
9 Politische, kulturelle und wirtschaftliche Organisationen der Katholiken und der Sozialdemokraten in der Weimarer Republik
 10.1 1918-1933
 10.2 Deutschland
12 Klenke, Dietmar, Peter Lilje und Franz Walter: Arbeitersänger und Volksbühnen in der Weimarer Republik. Solidargemeinschaft und Milieu: Sozialistische Kultur- und Freizeitorganisationen in der Weimarer Republik, Bd. 3. Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin hrsg. und eingel. von Peter Lösche (= Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 27). Bonn: Dietz Verlag 1992. 346 S. [S.a. Proj.-Nr. 89-007 (3/92)] (3/92)
- 0 88-108**
 1 Univ. München, Institut für Neuere Geschichte, LS Prof. Dr. Gerhard A. Ritter
 2.1 ZARUSKY, Jürgen, Dr.; Schleißheimerstr. 135 b, W-8060 Dachau; Tel. 08131/25698
 2.2 Prof. Dr. Gerhard A. Ritter
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 6/88, Abschluß: 3/90
 6 Diss.
 8 Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung
9 Deutsche Sozialdemokratie und Sowjetunion in der Zeit der Weimarer Republik
 10.1 1917-1933
 10.2 Deutschland, Sowjetunion
12 Zarusky, J.: Die deutschen Sozialdemokraten und das sowjetische Modell. Ideologische Auseinandersetzungen und außenpolitische Konzeptionen 1917-1933 (= Studien zur Zeitgeschichte, Bd. 39). München: Oldenbourg Verlag 1992. 328 S.
13 Diss., Univ. München 1990 [S.a. Proj.-Nr. 88-108 (4/90)] (3/92)

0 89-007

- 1 Historische Kommission zu Berlin, Kirchweg 33, W-1000 Berlin 38; Tel. 030/816001-33
- 2.1 KLENKE, Dietmar, Dr.; LILJE, Peter; WALTER, Franz Dr., c/o Univ. Göttingen, Seminar für Politikwissenschaft, Platz der Göttinger Sieben 3, W-3400 Göttingen
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 1/89, Abschluß: 10/91
- 6 Geförderte Forschung
- 8 DFG
- 9 **Der deutsche Arbeitersängerbund**
- 10.1 1908-1933
- 10.2 Deutschland
- 11.1 [S.a. Proj.-Nr. 86-114 (3/90 und 2/91)]
- 12 **Klenke, D., P. Lilje und F. Walter: Arbeitersänger und Volksbühnen in der Weimarer Republik. Solidargemeinschaft und Milieu: Sozialistische Kultur- und Freizeitorganisationen in der Weimarer Republik, Bd. 3.** Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin hrsg. und eingel. von Peter Lösche (= Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 27). Bonn: Dietz Verlag 1992. 346 S. (3/92)

0 89-109

- 1 Univ. Augsburg, Philosophische Fak., Universitätsstr. 10, W-8900 Augsburg
- 2.1 BRUNNER, Claudia, Dr.; Baumgartnerstr. 11, W-8000 München 70; Tel. 089/7254764
- 2.2 Prof. Dr. Theo Stammen
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 3/89, Abschluß: 3/92
- 6 Diss.
- 8 Bearb.
- 9 **Das Problem der Arbeitslosigkeit in München in der Endphase der Weimarer Republik (1927 bis 1933)**
- 10.1 1927-1933
- 10.2 München
- 11.1 Lokalstudie
- 12 **Brunner, C.: Arbeitslosigkeit in München 1927 bis 1933. Kommunalpolitik in der Krise** (= Neue Schriftenreihe des Stadtarchivs München, Bd. 162). München: [o.V.] 1992
- 14 Zeithistorisch und politikwissenschaftlich; quellenorientierte Studie aus dem Bereich der lokalen sozialwissenschaftlichen Politikfeldforschung (3/92)

0 90-003

- 2.1 LÖSCHE, Peter, Prof. Dr.; c/o Univ. Göttingen, Seminar für Politikwissenschaft, Platz der Göttinger Sieben 3, W-3400 Göttingen; Tel. 0551/397218
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 90, Abschluß: 12/92
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Überblicksdarstellung
- 7 Auftrag des Kohlhammer Verlags, Stuttgart
- 9 **Geschichte der deutschen Parteien**
- 10.1 Von den Anfängen (1830er Jahre) bis 1992
- 10.2 Deutschland (ohne DDR)
- 11.1 Überblicksdarstellung mit politikwissenschaftlicher Systematik, u.a. Organisation, Sozialstruktur, Programmatik, Finanzierung; ein Schwerpunkt ist die Zeit nach 1945; systematische Einleitung
- 12 Veröffentlichung 1993 im Kohlhammer Verlag, Stuttgart
- 14 Politikwissenschaftlicher Ansatz, verbunden mit historischer Deskription
- 16 Baut auf Sekundärliteratur (Monographien) auf (3/92)

0 90-025

- 1 Univ. Kiel, Historisches Seminar, Leibnitzstr. 8, W-2300 Kiel 1
- 2.1 SIEGFRIED, Detlef, Dr.; Damaschkeweg 76, W-2300 Kiel 1; Tel. 0431/651450
- 2.2 Prof. Dr. Helmut Grieser
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 10/88, Abschluß: 91/92
- 6 Geförderte Forschung; Diss.
- 8 Grad-FöG Schleswig-Holstein; Hans-Böckler-Stiftung
- 9 **Einheitsbestrebungen von SPD und KPD in Schleswig-Holstein 1945/46**
- 10.1 1945-1946
- 10.2 Schleswig-Holstein
- 12 **Siegfried, D.: Zwischen Einheitspartei und „Bruderkampf“. SPD und KPD in Schleswig-Holstein 1945/46** (= Sonderveröffentlichung des Beirats für Geschichte der Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein, Bd. 12). Kiel: Neuer Malik Verlag 1992. 583 S.
- 13 Diss., Univ. Kiel 1991. — Staatsex., Univ. Kiel 1988 (3/92)

III. BISHER NICHT GEMELDETE, UNPUBLIZIERTE ARBEITEN, DIE VERFÜGBAR SIND

Entfällt

NEUE LITERATUR

SPREE, Reinhard: **Lange Wellen wirtschaftlicher Entwicklung in der Neuzeit. Historische Befunde, Erklärungen und Untersuchungsmethoden** (= Historische Sozialforschung, Beih.4/1991). — Köln: Zentrum für Historische Sozialforschung 1991. 144 S.

„Die ‚Langen Wellen‘ haben eine gewisse Ähnlichkeit mit Vampiren: Immer wieder werden sie totgesagt und erweisen sich dann doch in der Praxis regelmäßig als ausgesprochen lebendig.“ (S.10) Mit diesem metamorphischen Satz leitet Reinhard Spree seine kleine Dogmengeschichte zur Erforschung der längerfristigen Schwankungen der wirtschaftlichen Entwicklung ein, die nunmehr seit mindestens einhundert Jahren — wenn auch in wechselnder Intensität — Anlaß kontrovers geführter wissenschaftlicher Auseinandersetzungen sind.

Ganz gleich nun, ob man zu den Gegnern oder Anhängern der Theorie der „Langen Wellen“ zählt — auf die äußerst anregende Lektüre des kleinen Büchleins zum umstrittenen Phänomen eines dem Normalzyklus übergeordneten diskontinuierlichen Bewegungsablaufs des industriell-marktwirtschaftlichen Wachstums sollte man nicht verzichten: Auf knapp 140 Seiten — auf gegliedert in 13 Kapitel und ergänzt durch einen statistischen Beitrag von Rainer Metz und Winfried Stier (Programm zum Filtern im Frequenzbereich mit Spektralminimierung) — wird der Leser mit den wichtigsten Ergebnissen und noch offenen Problemen des bisher erreichten Forschungsstandes zu den „Langen Wellen“ konfrontiert, wobei der Autor das Ziel verfolgt, „ein Gesamt-Tableau der ‚Langen Wellen‘-Forschung, und zwar ihrer Empirie, ihrer Methodologie und vor allem ihrer Theorie“ im chronologischen Überblick zu präsentieren (S.10).

Die Darstellung beginnt insofern mit einer Würdigung der Pioniere — alles im übrigen durch die Marxsche Theorie beeinflusste bzw. durch das Anliegen einer Verbesserung der sozialistischen Klassenkampfstrategie motivierte Beiträge zur Analyse der im Zeitablauf variierenden Wachstumskonstellationen —, führt zu den entscheidenden Untersuchungen der Klassiker aus den zwanziger und dreißiger Jahren und setzt ihren Schwerpunkt bei den neuesten Forschungsergebnissen. Der auf diese Weise gespannte, fast ein ganzes Jahrhundert umfassende historiographische Bogen hätte sicherlich noch an Attraktivität gewonnen, wenn der Autor auch die marxistische Denkschule, z.B. durch die Berücksichtigung der eigentümlichen Entwicklungsgeschichte der Erforschung der „Langen Wellen“ in der Wissenschaftslandschaft der DDR, weiter verfolgt hätte. Entschädigt wird der Leser jedoch durch die kritische Bestandsaufnahme der zur Zeit wichtigsten Theoreme, auch wenn es vielleicht ertragreicher gewesen wäre, nicht nur auf ihre Unterschiede, sondern zugleich auf ihre Schnittstellen, wie z.B. zwischen dem innovationstheoretischen und diffusionstheoretischen Konzept, hinzuweisen — die Zukunft der „Langen Wellen“-Forschung dürfte der Synthese der heute noch meist getrennt verfolgten Ansätze gehören! Daß die Erforschung konjunktureller Schwankungen, die länger als Juglarzyklen sind, zukunftsfruchtig ist, daran läßt die Analyse Sprees keinen Zweifel. Erblickte er noch vor zehn Jahren keinen großen Sinn darin, die schon damals von ihm kritisch ins Visier genommene Forschungsrichtung weiter auszubauen, so kommt er heute — vor allem aufgrund der in der letzten Zeit erzielten Fortschritte hinsichtlich des statistisch-empirischen Nachweises langfristiger Wachstumsschwankungen — zu einer bei weitem differenzierteren Schlußfolgerung: Zwar glaubt Spree nach wie vor an die Nichtexistenz von „Langen Wellen“ (ein Bekenntnis im übrigen, welches am Ende seiner Darstellung angesichts der durch ihn gewürdigten Untersuchungsergebnisse einigermaßen überraschend ist); die Beschäftigung mit den „Langen Wellen“ erscheint ihm dennoch fruchtbar zu sein, Veränderungsmechanismen des wirtschaftlichen Wachstums — eingebettet in den gesamtgesellschaftlichen Entwicklungszusammenhang und unter Berücksichtigung historisch singulärer Ereignisse und Prozesse — transparent zu machen. Allerdings — und in dieser Intention ist sich Spree treu geblieben — räumt er der Erforschung der sogenannten „Kuznets-Zyklen“ im Vergleich zu den sogenannten „Kondratieff-Zyklen“ die größeren Erfolgschancen ein. Bei einem anderen methodischen Vorgehen, nämlich die „Kuznets“ und die „Kondratieffs“ nicht gegeneinander von vornherein abzuwägen, sondern nach ihren gegenseitigen Beziehungen, Abhängigkeiten oder Zusammenhängen zu fragen, wäre Spree vielleicht zu einem anderen Ergebnis gekommen.

Margrit Grabas

Bibliography of the Communist International (1919–1979). First Volume. Compiled and edited by Vilém KAHAN. — Leiden, New York, København and Köln: E. J. Brill 1990. 400 S.

Nachdem in diesen Monaten durch die Einrichtung des „Russischen Zentrums für die Aufbewahrung und Erforschung von Dokumenten der neuesten Geschichte“, das das ehemalige Zentrale Parteiarchiv der KPdSU übernommen hat, auch die Archive der Kommunistischen Internationale endlich allen Forschern zugänglich werden und sogar schon angekündigt wurde, daß demnächst ein britischer Verlag Mikrofilme bestimmter Bestände anbieten wird, dürften Forschungen zur Komintern, die nicht zuletzt aufgrund des bisher zugänglichen Quellenbestands ihren Zenit schon überschritten hatten, einen neuen Aufschwung erleben. Nun wird durch die Archivöffnung vor allem die Rekonstruktion der internen Organisationsabläufe möglich sein, während bisher notgedrungenenerweise die programmatisch-ideologischen Fragen im Vordergrund standen.

So trifft es sich gut, daß jetzt mit der Veröffentlichung der Komintern-Bibliographie des (bereits 1985 verstorbenen) tschechoslowakischen Historikers Vilém Kahans — posthum von seinem Kollegen und Landsmann Karel Bartosek im Auftrage des IISG-Amsterdam, der BDIC-Nanterre und der Feltrinelli-Stiftung herausgegeben — begonnen wird. Denn sie dokumentiert nicht nur in bisher umfassendster Weise die seinerzeitigen Veröffentlichungen der Komintern in den wichtigsten europäischen Sprachen, sondern auch die bis 1979 erschienene Sekundärliteratur. Auf drei Bände angelegt, enthält der jetzt vorgelegte erste Band Angaben unmittelbar zur Komintern; der zweite Band wird ihre „Frontorganisationen“ (z.B. die Jugend- und die Gewerkschaftsinternationale) und der dritte die Mitgliedsparteien behandeln.

Basis für diese Bibliographie war nicht nur die nicht unbeträchtliche Zahl bereits erschienener Bibliographien zur Komintern oder allgemein zum Marxismus und zur russischen Revolution, sondern ebenso die Auswertung einer ganzen Reihe von Bibliotheken in Westeuropa und den USA sowie — da die sowjetischen dem Autor verschlossen waren — der zeitgenössischen Buchhandelsverzeichnisse der UdSSR. Auf diese Weise konnte Kahan in diesem Band 3186 Titel (genaugenommen 3185, da der Titel Nr. 47 als Nr. 80 doppelt aufgeführt wird) erfassen, die er in folgende Teile gegliedert hat: Bibliographien, Nachschlagewerke, Dokumentensammlungen, Materialien der und zu den verschiedenen Tagungen der Komintern (Kongresse, Plena des Exekutivkomitees sowie eine Reihe besonderer Konferenzen), Memoiren und Sekundärliteratur (wobei in allen diesen Unterteilungen immer wieder das Problem der Beziehungen der Komintern zur sowjetischen KP auftaucht).

In Kahans (englisch wie französisch) abgedrucktem Vorwort werden die Basis der Bibliographie wie ihr Organisationsprinzip knapp umrissen. Vor allem aber wird darin auf die Tagungen der Komintern eingegangen, denn sie stellen mit fast 1800 Titeln den Löwenanteil an den Eintragungen. Erfäßt sind nicht nur die Protokolle, sondern auch Einzelveröffentlichungen der Berichte und Reden, die angenommenen Dokumente und die Kommentare dazu. Besonders die Protokolle wurden seinerzeit in den verschiedenen Sprachen (z.T. sogar in ein und derselben Sprache) in höchst unterschiedlichen Fassungen herausgegeben, so daß nur ein Vergleich aller vorliegenden Versionen den gesamten Tagungsablauf erschließt. Kahan gibt jeweils zum Verlauf der Komintern-Kongresse und -Plena sowie zu den verschiedenen Protokollen eine knappe Übersicht. Eine nützliche Beigabe zum Vorwort ist zudem eine Liste mit den auf den Tagungen verwandten Pseudonymen.

Die Angaben zur Sekundärliteratur umfassen mehr als tausend Titel. Sie zeigen interessanterweise, daß zwischen 1939 und 1957 fast nichts über die Komintern veröffentlicht wurde, wie Kahan im Vorwort feststellt. Während selbständige Veröffentlichungen seit 1919 (bis 1979) erfaßt sind, wurden Periodika erst seit dem Jahr ihrer Auflösung (1943) ausgewertet. (Offensichtlich wollte der Verfasser dadurch vermeiden, daß die Bibliographie z.B. durch die Auswertung der Kominternpresse ins Uferlose ausgedehnt worden wäre.)

Wie praktisch unvermeidlich bei einem so extensiven Unterfangen, enthält die Bibliographie leider einige kleine Fehler bzw. Lücken. So ist der 1976 in einer amerikanischen Sammlung von Trotzki's China-Schriften enthaltene Auszug seiner Rede vor dem Komintern-Präsidium am 27.9.1927 nicht erwähnt. Die Dokumentation der Diskussion zu Frankreich auf dem neunten EKKI-Plenum 1928 erschien nicht nur in der angegebenen russischen Ausgabe, sondern auch — erweitert — auf französisch („Classe contre classe“, Paris 1929). Von der Gewerkschaftskommission dieses Plenums wurden Auszüge in den *Annali* der Feltrinelli-Stiftung publiziert (Bd.8, 1966). Kahan führt den 2. Band des deutschen Protokolls des sechsten Kongresses von 1928 als nicht erschienen auf; er wurde aber 1931 in

Deutschland veröffentlicht, wenn auch anscheinend mit äußerst geringer Verbreitung.¹ Leider fehlt (wie sonst üblich) ein Verweis bei den Materialien zum sechsten Kongreß, daß Trotzkijs Programmkritik auch auf deutsch erschienen ist — in einer allerdings an anderer Stelle im Band aufgeführten Anthologie von 1929 („Die internationale Revolution und die Kommunistische Internationale“). Von der Präsidiumssitzung im Mai 1929 zur KPUSA gibt es zusätzlich zu den aufgeführten Veröffentlichungen noch eine parteiinterne, die später von einem US-Kongreßausschuß nachgedruckt wurde. Eine Reihe weiterer Tagungen sind zumindest im Komintern-Organ „Inprekorr“ bzw. „Rundschau“ teilweise dokumentiert. So die Präsidiumssitzung vom 6.1.1924 zur Abrechnung mit der sowjetischen Opposition und die ominöse Beratung von siebzehn KPen in Paris am 21.4.1937, die wohl hauptsächlich der Koordination des Kampfs gegen den „Trotzkismus“ diente, auch wenn nur eine Resolution veröffentlicht wurde, die die zur Unterstützung der spanischen Republik aufforderte.

Schwierig ist gewiß die Erfassung der Memoiren und persönlichen Berichte. Da könnte man noch eine Reihe von Büchern — z.B. von Reiseberichten aus dem revolutionären Rußland — anführen, die wertvolle Informationen zur Komintern enthalten. Die Schwierigkeit besteht darin, daß sie oftmals nur am Rande erwähnt werden und zudem in den Titeln keine Hinweise auf die Komintern zu finden sind. Aber viele solcher Bücher stehen ja auch in engem Zusammenhang mit einem bestimmten Land und damit der entsprechenden KP, so daß hier vielleicht noch Zusätzliches in Band 3 der Bibliographie auftauchen wird.

Doch sind dies vergleichsweise Marginalien. Auch wenn natürlich ein Gesamturteil erst nach der Veröffentlichung aller Bände gefällt werden kann, geht der jetzt erschienene Band bereits über alle bisherigen Bibliographien hinaus und ist dadurch zweifelsohne ein unverzichtbares Hilfsmittel für die Forschung. Begrüßenswert ist, daß Bartosek, der das fast fertige Manuskript noch einmal abschließend durchgearbeitet hat, den Autor durch ein von ihm durchgeführtes Interview vorstellt. Anschaulich wird darin Kahans bemerkenswerter Lebensweg geschildert: Vom Jungkommunisten in der Karpathoukraine, dem tschechoslowakischen Offizier zuerst in der UdSSR während des Zweiten Weltkriegs und dann in der „Volksdemokratie“, der maßgeblich an der tschechoslowakischen Unterstützung Israels 1948 beteiligt war und nicht zuletzt deshalb in die Räder der Säuberungen (Slansky-Prozeß) geriet, sich nach der Freilassung seiner Passion, der Geschichte des Widerstandes gegen die deutsche Besatzung widmete, bis zur Beteiligung am Prager Frühling, der dann nach dem 21. August 1968 ins Exil getrieben wurde, wo er sich schließlich als Mitarbeiter des Amsterdamer Instituts seinen historischen Studien, vor allem zur Komintern-Geschichte, widmen konnte.

Reiner Tosstorff

- 1 Er findet sich wohl nur im Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin, sowie in der UB Halle. (Mitteilung von Thomas Schmidt und Jürgen Mothes, beide Leipzig.)

Restauration und Revolution. Die Saarregion zwischen 1815 und 1850. Hrsg. von Johannes SCHMITT (= Quellen und Materialien zur saarländischen Geschichte, Bd. 3) . — Saarbrücken: Saarbrücker Druckerei und Verlag 1990. 157 S.

Zweck des Bandes ist, so der Herausgeber im Vorwort, „durch exemplarische Quellen historisch interessierten Lesern die eigene ‚Spurensuche‘ zu ermöglichen“ (S.7). Entsprechend gliedern sich die insgesamt vier Kapitel jeweils in einen, relativ kurzen, einführenden Textteil und einen längeren Dokumentationsteil. Vorgestellt werden I. „Territorien, Verwaltung, Recht“, II. „Bevölkerungsentwicklung, Wirtschaft, Gesellschaft“, III. „Die politische Bewegung“ während der Restauration und im Vormärz und IV. „Die Revolution von 1848/49“.

Sonderlich schmackhaft wird einem die ‚Spurensuche‘ allerdings nicht gemacht. Dabei hätte man dies eigentlich erwarten können; denn das heutige Saarland war damals politisch in insgesamt vier Regionen gegliedert. Zwei kleinere Gebiete wurden von den Fürstenthümern Sachsen-Coburg-Gotha (bis 1834/35) und Oldenburg verwaltet. Die beiden größeren wurden nach 1815 Preußen und Bayern zugeschlagen, als Teil der preußischen Rheinprovinz bzw. bayerische Pfalz. Die Saar stand jedoch nicht nur im Spannungsfeld dieser beiden deutschen Großmächte; sie gehörte darüber hinaus zum Einflußgebiet des übermächtigen Nachbarn Frankreich. Statt daß vor diesem Hintergrund einige interessante Untersuchungsergebnisse oder wenigstens ein paar provokante Arbeitshypothesen ausgebreitet werden, bleiben die Darstellungsteile merkwürdig farblos. Sie laden nicht zum weiteren Nachforschen ein und auch die Quellen bleiben manchmal im ‚luftleeren Raum‘ hängen.

Aus zwei Gründen werden die Texte vermutlich wenig Interesse beim Leser hervorrufen (sofern er nicht gerade auf saarländische Heimatgeschichte spezialisiert ist): Es fehlt der Vergleich mit anderen Regionen und Staaten; unklar bleibt, was eigentlich ‚saarspezifisch‘ ist und was nicht. Ein zweites Defizit der Darstellung ist, daß sie überwiegend deskriptiv bleibt und kaum nach den Ursachen bestimmter Entwicklungen oder Phänomene gefragt wird. Ein Beispiel: In Saarbrücken trat im April 1845 eine deutschkatholische Gemeinde ins Leben, die eine Resonanz fand, wie sie selbst in den sonstigen Hochburgen dieser religiösen Dissidentenbewegung kaum zu verzeichnen war. Anfang Juni kamen zu Predigten und religiösen Festen zwischen fünf- und siebentausend Menschen (S.68 bzw. 86f.). Bei einer Einwohnerzahl Saarbrückens von etwas mehr als vierzigtausend Einwohnern (einschließlich der Kinder und Jugendlichen) heißt das, daß mindestens jeder sechste bis siebente Bürger Saarbrückens Sympathien für die Deutsch-Katholiken hegte. Warum fanden sie ausgerechnet in der Saarmetropole so großen Anklang? Wie verhielt sich die offizielle Kirche gegenüber der Dissidentenbewegung? Auf diese Fragen sucht man vergeblich eine Antwort. Unbeantwortet bleibt auch die Frage, warum der Niedergang der deutsch-katholischen Gemeinde Saarbrückens bereits 1845 einsetzte (S.68), obwohl diese religiöse Bewegung andernorts erst in den Folgejahren ihrem Höhepunkt zusteuerte (wie Sylvia Paletschek unlängst gezeigt hat). Daß die einführenden Texte insgesamt oberflächlich bleiben, ist nicht zuletzt deshalb schade, weil die Dokumententeile deutlich machen, daß die Geschichte des Saarlandes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keineswegs so eintönig verlief, wie die Darstellungen dies nahelegen. Hingewiesen sei nur auf die abgedruckten Quellen zur sozialen Lage der Bergarbeiter des Saarreviers (S.47–52), zum Hambacher Fest 1832, zur Tätigkeit und zu den Prozessen gegen Johann Georg August Wirth und Phillip Jakob Siebenpfeiffer 1832/33 (S.95–103) sowie zum Aufstand in der bayrischen Pfalz im späten Frühjahr 1849 (S.143–149).

Rüdiger Hachtmann

BEMBENEK, Lothar und Axel ULRICH: Widerstand und Vefolgung in Wiesbaden 1933–1945. Eine Dokumentation. Hrsg. vom Magistrat der Landeshauptstadt Wiesbaden, Stadtarchiv. — Gießen: Anabas-Verlag 1990. 456 S.

Lothar Bembeneks und Axel Ulrichs dokumentarisches Werk ist die bislang beste und umfangreichste Darstellung des Widerstandes gegen die nationalsozialistische Herrschaft in Wiesbaden. Die umfassende Arbeit erschließt auch wenig beachtete und bekannte Gruppen von Gegnern und Opfern der NS-Herrschaft (Syndikalistinnen, Religiöse Sozialisten, Zeugen Jehovas, Nerother Wandervogelbund und einzelne bürgerliche Regimegegner) einem breiteren Publikum. Verdienstvoll sind vor allem die Darstellung des nichtorganisierten individuellen Widerstandes und der Beteiligung von Wiesbadenern an der Vorbereitung des 20. Juli. Die kommunistische Legende eines „Einheitsfrontabkommens“ zwischen der SPD Hessen-Nassau und der KPD Hessen-Frankfurt wird zerstört; verbreitete Fehlinterpretationen der hohen Zahl der kommunistischen Opfer und des Widerstandes der KPD bis zur Komintern-Konferenz von 1935 werden revidiert. Am Widerstand gegen den Nationalsozialismus waren mehr Menschen beteiligt, als der Gestapo bekannt und der Nachwelt durch die sporadische Aktenüberlieferung suggeriert wurde.

Obgleich die Autoren den Widerstandsbegriff nicht definieren, haben sie die gesamte Spannweite oppositionellen Handelns von der Solidarität mit Verfolgten über Verweigerung und Resistenz bis hin zu offenem Protest und politischem Widerstand dargestellt. Im Unterschied zu zahlreichen anderen Dokumentationen wurden auch die Zeugnisse der Oppositionellen und Widerständler in Form von Tagebüchern, Briefen und autobiographischen Zeugnissen erschlossen, die eine wichtige anschauliche, ergänzende und korrigierende Gegenüberlieferung zu den Dokumenten der nationalsozialistischen Polizei und Justiz sind. Die Autoren haben die Gelegenheit genutzt, Erinnerungen von Widerständlern noch rechtzeitig für die Nachwelt zu sammeln. Nicht wenige Dokumente staatlicher wie privater Provenienz (Anklageschriften und Urteile des OLG Kassel, autobiographische Zeugenberichte und Dokumente aus Spruchkammerakten) waren in den Archiven und in der Literatur bislang unzugänglich oder galten gar als verschollen. Zu bedauern ist lediglich, daß die Namen der nationalsozialistischen Blutrichter nicht genannt werden.

Die Dokumentation ist dank der verständlichen Erläuterungen der historischen Zusammenhänge am Beginn jedes Kapitels und der begleitenden Erklärungen zu den einzelnen Dokumenten für Nicht-Fachhistoriker gut verständlich. In den Kurzerklärungen finden sich biographische Angaben und Informationen

zum Verständnis des Quellenkontextes, die jedoch nicht immer den Anforderungen an eine wissenschaftliche Edition entsprechen. Die gesetzlichen Grundlagen von Urteilen werden nicht immer erläutert. Es fehlen z.T. Erklärungen zu regionalgeschichtlichen Zusammenhängen und Anmerkungen zu Begriffen wie dem NS-Terminus „Marxisten“, deren Konnotation heute nicht mehr bekannt ist. Da zahlreiche Quellen exemplarischen Charakter für die Geschichte des Widerstandes besitzen, ist diese Dokumentation auch ein Gewinn für wissenschaftliche Leser außerhalb des regionalhistorischen Interessenkreises. Es wäre zu wünschen, daß sich auch die Stadtverwaltungen anderer Städte entschließen könnten, solche fundierten und verdienstvollen Dokumentationen zu fördern.

Christopher Kopper

Rettet Ossietzky! Dokumente aus dem Nachlaß von Rudolf Olden. Hrsg. von Charmian BRINSON und Marian MALET (= Schriftenreihe des Fritz-Küster-Archivs, Universität Oldenburg; Publications of the Institute of Germanic Studies, University of London). — Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem der Universität 1990. 385 S.

Carl von Ossietzky gelangte in den Jahren nach 1933 außerhalb Deutschlands zu einer betrüblichen Prominenz als einer der bekanntesten Insassen eines Konzentrationslagers. Sein Name erschien immer wieder in der europäischen Presse, wenn an das Schicksal der inhaftierten Nazigeegner erinnert werden sollte. Meist ging das auf die teils offenen, teils verdeckten Bemühungen deutscher Exilanten zurück. In Großbritannien traten drei Männer ganz besonders für Ossietzky ein: der Publizist und Anwalt Rudolf Olden, der Pazifist und Mitbegründer der Liga für Menschenrechte Otto Lehmann-Rußbüldt sowie Ernst Toller. Waren ihre Aktivitäten anfangs auf den Versuch ausgerichtet, Ossietzky mit Hilfe diplomatischen Drucks hinter den Kulissen zu befreien, konzentrierten sie sich ab 1935 auf die Unterstützung von Ossietzkys Kandidatur für den Friedensnobelpreis. Daneben wurden immer wieder bekannte englische Persönlichkeiten zu publizistischem Eintreten für den deutschen Journalisten gedrängt und mit entsprechendem Hintergrundwissen versorgt. Zusätzlich kümmerten sich besonders Rudolf Oldens Frau Ika und Ernst Toller um die Tochter Ossietzkys, die in einer englischen Internatsschule untergebracht war.

Dies alles dokumentiert der vorliegende Band mit einer umfangreichen Auswahl von Briefen, Memoranden und Zeitungsausschnitten aus dem Nachlaß Rudolf Oldens. An diesem Material wird einiges von der mühevollen Kleinarbeit einer Solidaritätsaktion unter den Bedingungen des Exils deutlich: Spenden sammeln neben der Sorge um den eigenen Lebensunterhalt, Sprachprobleme, Animositäten unter den Exilierten . . .

In einer ausführlichen Einleitung schildern die beiden Herausgeberinnen, neben einer kurzen Biographie Ossietzkys und einer Gesamtdarstellung der Bemühungen um seine Befreiung, den Ablauf und die Hintergründe der englischen „Rettet-Ossietzky“-Aktion. Aufgrund der besonderen Bedeutung Großbritanniens für die NS-Außenpolitik maßen Ossietzkys Freunde Interventionen prominenter Engländer ein hohes Gewicht bei. Auch Ossietzky selbst hatte bei den wenigen Gelegenheiten der illegalen Nachrichtenübermittlung aus der Haft entsprechende Wünsche geäußert. Großbritannien bot allerdings ein denkbar schwieriges Terrain für die erhoffte Hilfe. Die Tradition der Appeasementpolitik reichte schon in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg zurück, vielerorts wurde der Nationalsozialismus vorerst als anti-kommunistisches Bollwerk begrüßt, und eigentlich war man an kontinentaleuropäischen Vorgängen eher desinteressiert. Zudem trafen die deutschen Flüchtlinge auf ein recht undurchdringliches soziales Gefüge der britischen Gesellschaft.

Erstmals wird hier die Kampagne für Ossietzkys Nobelpreis, die in mehreren Staaten parallel betrieben und in Paris von Hilde Walter koordiniert wurde, aus der Perspektive eines ihrer „regionalen Zentren“ beleuchtet. In der Schilderung der spezifisch englischen Verhältnisse liegt auch der besondere Wert des Buches. Der darüber hinausreichende Anspruch, auch die internationalen Bemühungen um Ossietzky darzustellen, dürfte vor allem für das britische Publikum (das Buch erschien zeitgleich auch in London) von Interesse sein. Deutsche Leser können hierfür auf die zuverlässige Dokumentation von Frithjof Trapp u.a. über den „Freundeskreis Carl von Ossietzky“ (Hamburg 1988) zurückgreifen.

Leider weist der Band kein Register auf, das die vielen im Anmerkungsapparat untergebrachten Daten zu den handelnden Personen zugänglich machte, auch wäre eine flüssigere Übersetzung der Einleitung wünschenswert gewesen.

Christoph Schottes

KRIVITSKY, Walter G.: **Ich war Stalins Agent.** Mit zeitgenössischen Dokumenten und einem Nachwort neu hrsg. von Hellmut G. HAASIS. Illustriert von Uli Trostowitsch. — Grafenau-Döffingen: Trotzdem Verlag 1990. 372 S.

Die Neuauflage des Tätigkeitsberichtes eines ranghohen sowjetischen Revolutions- und Geheimdienstaktivisten ist den Erläuterungen des Herausgebers zufolge nicht zuletzt mit Blick auf die westliche Linke erfolgt, die „heute weiter schlummert und bei Stalins Verbrechen geflissentlich weghört“.

Walter G. Krivitsky, 1899 im Ghetto der westukrainischen Stadt Podwolocyska geboren, bewährte sich im Bürgerkrieg als Guerillakämpfer hinter den Linien der Weißen, operierte 1923 im französisch besetzten Ruhrgebiet, in Sachsen und Schlesien — die Einleitung einer deutschen Revolution gelang den sowjetischen Emissären bekanntlich nicht, dafür der Aufbau eines geheimen Apparates innerhalb der KPD zwecks Nachrichtenbeschaffung, Zersetzung von Reichswehr und Polizei sowie militärischer Schulung der Revolutionskader —, arbeitete ab 1924 in den verschiedenen Sektionen des Nachrichtendienstes der Roten Armee und wurde 1936 dessen Chef für Westeuropa. Von Den Haag aus, wo er sich als österreichischer Antiquitätenhändler etablierte, bereiste er ganz Europa. Das Liebeswerben Stalins um Hitler seit dessen Machtantritt, Stalins Operationen in Spanien nach Ausbruch des Bürgerkrieges sowie die innersowjetischen ‚Säuberungen‘ hatten den seinem Vaterland und der weltrevolutionären Idee treu ergebenden Krivitsky verunsichert, doch den Ausschlag für seinen Bruch mit dem Stalinismus gab das Ansinnen, seinen Freund und Kampfgefährten vieler Jahre gemeinsamer illegaler Arbeit, Ignaz Reiss, zu beseitigen, der im Juni 1937 einen Abschiedsbrief an das ZK der KPDsU sandte, in dem es u.a. hieß: „Wer in dieser Stunde schweigt, wird zum Komplizen Stalins, ein Verräter an der Sache der Arbeiterklasse und des Sozialismus“. Die Leiche von Ignaz Reiss wurde Anfang September, von einer Maschinengewehrsalve durchsiebt, bei Lausanne aufgefunden.

Krivitsky, der sich mit der Weigerung, Reiss zu ermorden, als unzuverlässig erwiesen hatte, wurde nach Moskau beordert. Was ihn dort erwartete, war klar. Niemand in vergleichbarer Lage war in jenen Jahren mit dem Leben davongekommen. Krivitsky beschloß mit Rücksicht auf Frau und Kind, um sein Leben zu kämpfen. Doch er erzielte lediglich eine Galgenfrist. Im Februar 1941 endete er in einem New Yorker Hotelzimmer durch vorgetäuschten Selbstmord; einer in der langen Reihe Stalinscher Racheopfer außerhalb der sowjetischen Grenzen, deren bekanntestes Trotzki war. Zu diesem Zeitpunkt war Krivitskys Chef, der Leiter des militärischen Nachrichtendienstes General Bersin, längst liquidiert, mit ihm Hunderte sowjetischer Geheimdienstler, die nach Rußland zurückbeordert worden waren. Die Europa-Organisation des militärischen Nachrichtendienstes wurde durch die ‚Säuberungen‘ der Roten Armee nahezu zerstört.

Der erfolgreichste Resident des danach mühsam rekonstruierten Netzes in Westeuropa, Leopold Trepper, scheint nichts von seinem mittelbaren Vorgänger gewußt zu haben. Zumindest geht er in seiner Autobiographie („Die Wahrheit“, München 1975) mit keinem Wort darauf ein, obwohl doch Krivitskys Erinnerungen 1939/40 in mehreren Sprachen (die deutsche Übersetzung erschien 1940 kurz vor dem Überfall auf die Niederlande im Exilverlag Albert de Lange in Amsterdam) herauskamen. — Auch die Amerikaner schienen der Bedeutung und auch der Gefährdung des hohen sowjetischen Überläufers nicht das notwendige Maß an Beachtung zu widmen. Zwar stieg Krivitskys Ansehen nach Bekanntwerden des von ihm vorausgesagten Hitler-Stalin-Paktes, doch trotz seiner Aussagen, die zur Enttarnung zahlreicher sowjetischer Agenten in Großbritannien und den USA führten, verweigerte ihm die amerikanische Regierung den notwendigen Personenschutz, und das FBI lehnte nach seinem Tode eine gründliche Untersuchung ab. Die Zeiten waren für die Aufklärung von Morden der sowjetischen Geheimpolizei an Abtrünnigen auf dem Boden der USA nicht günstig. Bald wurden die USA und die SU Verbündete im Kampf gegen den Weltbrandstifter Hitler. Die Stalinschen Verbrechen waren da kein Thema mehr.

Beatrix Herlemann

KUCK, Gerhard: **Italienische Wege zum Sozialismus. Sozialismus- und Kommunismuskonzepte im Risorgimento (1765–1857).** — Frankfurt a.M.: Haag und Herchen. 1991. 268 S.

Aus einer 1987 am Europäischen Hochschulinstitut Florenz verteidigten Dissertation erwachsen, verdankt diese Spezialstudie theoretische und methodische Anregung sowie die Eckwerte für international

vergleichende Analysen den Vorarbeiten von Hans Müller, Wolfgang Schieder und Jacques Grandjonc.¹ Theoretisch fragt Kuck nach italienischen Sonderformen, die von europäischen Sozialismus- und Kommunismuskonzepten abweichen (S.11). Methodisch bevorzugt er ein immanent begriffsgeschichtliches Herangehen, das „die Ausformung bestimmter Inhalte ohne den Rückgriff auf den sozialhistorischen Entstehungs- und Bedingungszusammenhang“ zu erfassen trachtet, hofft jedoch der Gefahr geschichtsferner „Gipfelwanderungen“ dadurch zu entrinnen, daß er sich „kollektiven Begriffsdeutungen“ zuwendet, wie sie sich in Zeitschriften, Zeitungen, Flugblättern und Pamphleten niederschlagen (S.12f.). Tatsächlich schöpft Kuck, auf den soliden Fundus italienischer Spezialforschung zur Geschichte sozialistischer und kommunistischer Bestrebungen gestützt, die naturgemäß engen Rahmenbedingungen einer immanent theoriegeschichtlichen Betrachtungsweise weitgehend aus. Mehr noch: Er erlaubt sich zumindest Tuchfühlung zwischen semantischen Sachverhalten und sozialgeschichtlichen Zusammenhängen. Gelegentlich stößt er — im Dissens mit formalen Kriterien bei Müller und Schieder (S.33f., S.38ff) — selber auf die Schranken streng wortgeschichtlichen Herangehens und zieht — wenn auch nicht durchgängig — inhaltliche rezeptionsgeschichtliche Analysen hinzu, um Kontinuität und Brüche der Wortbedeutung präziser zu erfassen. Regional konzentriert sich die Studie wohlbegründet auf die 1848er Revolution in Rom als einem der revolutionären Zentren Italiens (S.17).

Die Arbeit behandelt zunächst Auftreten und Bedeutungsvariante des Begriffs der agrarischen *comunisti*, der, ähnlich wie im französischen Wortgebrauch des 18. Jahrhunderts, vorwiegend im verwaltungstechnischen Sinne für Einwohner einer Landgemeinde, Vertreter einer Gemeindeverwaltung oder kollektive Nutzer des Gemeineigentums (der Weide-, Wald- und Fischereirechte) verwandt wurde und in diesem neutralen Sinne (noch bis ins 19. Jahrhundert hinein) anfänglich einen verfassungsrechtlichen und sozialökonomischen Sachverhalt bezeichnete, sich jedoch im Verlaufe des Kampfes der landlosen Kleinbauern gegen die widerrechtliche Aneignung des Gemeineigentums durch die Großgrundbesitzer als Inbegriff für Verteidiger kollektiver Nutzungsrechte negativ aufludt. Ganz anders wurden die zwischen den 30er und 70er Jahren des 18. Jahrhunderts aufkommenden Termini *socialistae* und *socialisti* von Verfechtern der katholischen Soziallehre zur Bezeichnung der Naturrechtslehren von Grotius, Pufendorf und Cumberland verwandt, deren Einfluß in Italien sie scharf bekämpften, so daß der Terminus *socialismi*, als er 1789 erstmals im modernen Sprachgebrauch zur Bezeichnung der Doktrin der Sozialisten auftauchte, von vornherein pejorativ besetzt war.

Die Studie datiert moderne Anfänge des Wortgebrauchs *comunisti* auf 1828, da sich mit dem Erscheinen der italienischen Ausgabe von Joseph Reys *Lettres . . .* über Owens System der Begriff *comunisti* erstmals auf Mitglieder einer gütergemeinschaftlichen Cooperative bezog. Vorgestellt werden für den Zeitraum der 30er bis 50er Jahre mit eigenen positiven Sozialismuskonzepten Giuseppe Mazzini als Vertreter eines — freilich mehr als nebulösen — „romantischen Sozialismus“, sodann als Verfechter eines reformistisch-praktizistischen Nationalbankprojekts Giuseppe Corvaja, ferner Michele Fodera mit seiner Vision einer sozialen Reorganisation, schließlich Angelo Santilli, der den Begriff *socialismo* 1846 als Kontrapunkt zur liberalen Nationalökonomie begriff, mit *scienza sociale* identifizierte, als Inbegriff aller humanistischen und sozialwissenschaftlichen Disziplinen faßte, deren Gegenstand sich nicht mit der Bereicherung einiger, sondern mit der Wohlfahrt aller beschäftigte. Zugleich — und das berührt ein leider oft vernachlässigtes Kapitel Wirkungsgeschichte — thematisieren Nationalökonom, Politiker und Publizisten unterschiedlicher Couleur, teils partiell zustimmend, teils polemisch die vom *socialismo* und den *socialisti* aufgeworfenen Fragen und leiten daraus sozialpolitische Forderungen ab. Ansonsten setzte sich in den vierziger Jahren auch in Italien Louis Reybauds Bezeichnung *socialistes modernes* für Saint-Simonisten, Fourieristen und Owenisten durch und galt für alle, die in der Traditionslinie von Platon, den Gnostikern, Wiedertäufern, Thomas Morus, Campanella u.a. eine grundlegende Veränderung des Gesellschafts- und Staatswesens anstrebten und nicht selten mit sozialen Bewegungen korrespondierten. Gleichwohl überwog im liberalen wie im katholischen Lager pauschale Ablehnung, die Familie, Eigentum, Moral, Religion und Menschheit vom *socialismo* bedroht wähten. Allerdings gab es auch hier klarsichtige Köpfe wie Antonio De Luca, die dem Katholizismus die Aufgabe zuwiesen, sozialistische Einflüsse dadurch zu unterlaufen, daß er eigene Lösungen für die sozialen Probleme der modernen Gesellschaft anbot. In die gleiche Zeit fällt — in Italien wie in Frankreich und

1 Hans Müller, Ursprung und Geschichte des Wortes „Sozialismus“ und seiner Verwandten, Hannover 1967; Wolfgang Schieder, Kommunismus. Sozialismus, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Hrsg. von Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck, Bd.3, Stuttgart 1982, Bd.5, Stuttgart 1984; Jacques Grandjonc, Communisme/Kommunismus/Communism. Origine et développement international de la terminologie communautaire prémarxiste des utopistes aux néo-babouvistes 1785–1842. Bd.1: Historique (= Schriften aus dem Karl-Marx-Haus, Nr.39/1), Trier 1989.

Deutschland — eine diffuse Diskussion über den Kommunismus, bei der selbst gemäßigte Liberale in den Geruch des Kommunismus geraten.

Zumal der Exkurs über den römischen Kommunismus und Sozialismus belegt facettenreich die am Vorabend der Revolution durch die römische Publizistik geisternde Kommunistenfurcht und allgemeine Ablehnung aller Spielarten von *comunismo*, allerdings auch einige realistische Einsichten über die sozialen Gründe seiner Anziehungskraft auf die unteren Volksklassen. Herannahen und Ausbruch der französischen Februarrevolution verschaffen vorübergehend einigen Spielarten des Sozialismus deutliche Aufwertung, sowohl in theoretischer Hinsicht, als *filosofia della science* und als Kritik des ökonomischen Liberalismus, aber auch als praktisches Programm sozialer Reform, deren Notwendigkeit kaum bestritten wird. Doch diese positive Resonanz erlischt jäh beim Ausbruch der Juniinsurrektion.

Nach der endgültigen Niederlage der Revolution im Herbst 1849 registriert die Studie zwei reziprok verlaufende Tendenzen. Einerseits subsumieren die absolutistischen Kräfte, allen voran die katholische Kirche, unter *comunismo* und *socialismo* jedwede Erneuerungsbestrebung, Republikanismus und Radikalismus einbegriffen, der Ausbruch und Verlauf der Revolution zugeschrieben wurden. Die Arbeit unterbreitet in diesem Zusammenhang ein Kaleidoskop von Deutungen, Zuordnungen und kategorialen Schemata, das auf seine Weise den wirren Selbstverständigungsprozeß mit diesem Phänomen der modernen Gesellschaft reflektiert. Auf der anderen Seite sahen Demokraten wie Giuseppe Montanelli einen der Hauptgründe des Scheiterns der Revolution in der Vernachlässigung der sozialen Frage im rein politischen Programm von Giuseppe Mazzini. Die Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen der unteren Klasse, insbesondere der Bauern, wird nunmehr von Giuseppe Ferrari einem *italienischen Sozialismus* zugesprochen, der auch vor Eingriffen in das Eigentums- und Erbschaftsrecht nicht zurückscheuen dürfe. Carlo Pisacane sah — hierin den revolutionären Kommunisten Westeuropas nahe — den künftigen Weg in der Aufklärung der unteren Schichten, ihrer Gewinnung für eine soziale Revolution, die die überkommene Ordnung stürzt, Grund und Boden kollektiviert und die Großindustrie nationalisiert. Die einen — so Anonio Franchi — interpretierten Sozialismus nunmehr als auf die ökonomische Organisation der Gesellschaft angewandten Rationalismus und durchgeführte Demokratie. Andere begriffen *socialismo* als praktische Verwirklichung des christlichen Prinzips der Nächstenliebe. Schließlich profilierte sich eine dritte Strömung, die radikale Reformen befürwortete, alle fertigen Rezepte und vorgefertigten Systeme jedoch strikt ablehnte und sich zu einem *socialismo* bekannte, der Unwissenheit und Elend verringert und eine neue, den Bedürfnissen der Mehrheit entsprechende Gesellschaft erstrebt.

Innerhalb der selbst gesetzten Schranken liefert die Arbeit manchen Aufschluß. Doch was der Titel verspricht, vermag sie nicht zu halten. Es sind in der historischen Wirklichkeit die Wege der Worte, der Begriffe und der realgeschichtlichen Bewegung nicht identisch. Immanent semantische Untersuchung erlaubt, wie im vorliegenden Falle, Giuseppe Mazzini als *Sozialisten* vorzustellen, weil er den Terminus *socialismo* benutzte; und sie erlaubt ebenso, den markantesten italienischen Kommunisten dieser Epoche, Filippo Buonarroti, links liegen zu lassen, weil er den Begriff *comunismo* nicht verwandte, obschon er das soziale Manko im Republikanismus von Mazzini lange vor der Revolution energisch rügte. Auch der angestrebte Vergleich mit europäischen Sozialismus- und Kommunismuskonzepten befriedigt nicht. Hier stützt sich der Autor weitgehend auf Sekundärliteratur. Das bringt die Analyse gelegentlich ins Schwimmen. In der historischen Wirklichkeit waren die Saint-Simonisten einer „Übertreibung“ des Gleichheitsprinzips ziemlich unverdächtig, und einem Leroux konnte nicht einfallen, sie deswegen zu kritisieren (S.48f.); Leroux' Verhältnis zu Saint-Simon, Fourier und Cabet war ein anderes als das Mazzinis.² Was als originäre „Entdeckung“ Pecqueurs vorgestellt wird (S.84), war 1842 längst Gemeinplatz unter westeuropäischen Kommunisten. Und was als Spezifikum des „italienischen Weges“ erscheint (S.127) — die Ablehnung der Systeme — war in England, Frankreich, Deutschland und in der Schweiz schon zehn Jahre zuvor gang und gäbe. Insofern können semantische Untersuchungen Sozialismusforschung ergänzen, nicht ersetzen.

Waltraud Seidel-Höppner

2 Pierre Leroux, *La Grève de Samarez*, Paris 1863, vol.1, p.236ff; über sein Selbstverständnis *du mot SOCIALISME*, a.a.O., p.254.

Die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen. Beiträge zur marxistischen Theorie heute. Leo Kofler zum 80sten Geburtstag — im Gedenken an Ursula Schmiederer. Mit Beiträgen von Ursula BEER u.a. Hrsg. von Thomas BRÜSEMEISTER u.a. (= Soziales Denken des 19. und 20. Jahrhunderts). — Berlin: Dietz Verlag 1991. 281 S.

Der Band vereinigt unterschiedliche Aufsätze aus den Jahren 1987 bis 1990. Es finden sich Beiträge zum Historikerstreit (Reinhard Kühnl), zum Antisemitismusproblem (Detlev Claussen), zur Geschichte der Homosexualität in der Sowjetunion (Siegfried Tornow), zur Ökologie des Transports (Winfried Wolf), zur Kulturtheorie (Dietrich Diederichsen, Hermann L. Gremliza, Sabine Kebir) und zum Verhältnis von Marxismus und Feminismus, (Ursula Beer, Frigga Haug, Kornelia Hauser).

Mehrere Autoren behandeln die Konsequenzen der Transformationsprozesse in der Sowjetunion, so Jakob Moneta in „Ein Schritt vorwärts — Zwei Schritt zurück?“ Das sowjetische „administrative Befehlssystem“, heißt es dort, habe zwar die Industrialisierung zunächst vorangetrieben, jedoch den Übergang von extensiver zu intensiver Produktion nicht mehr geschafft. Da eine „sozialistische Marktwirtschaft“ keine Alternative sei, sondern nur die „Nachteile von bürokratischer Mißwirtschaft und Marktwirtschaft“ potenziere, bleibe einzig die Hoffnung auf eine zivile Gesellschaft, allgemeine Demokratisierung.

Ernest Mandel betont in „Die Dialektik von Produktionskräften, Produktionsverhältnissen und Klassenkampf“, daß es in der Sowjetunion und China keinen Sozialismus habe geben können, da die Voraussetzungen fehlten. Erst die Tendenz zum „kapitalistischen Großbetrieb“ (Gramsci) schaffe die Bedingung für ein bewußtes Eingreifen in den Geschichtsprozeß. (Eine solche objektivistische Konstruktion impliziert jedoch politischen Attentismus.)

Leo Kofler, dem dieser Band gewidmet ist, hält in „Sozialdarwinismus, Religion und Humanphilosophie“ dem Sozialdarwinismus, hier gleichgesetzt mit Faschismus, einen marxistischen Humanismus entgegen. Kunst als Spiel und das Ideal des schönen Menschen stehen für eine „human-philosophische Weltanschauung“, die auch die Religion rehabilitiert. Dieser Anschluß an Schiller kann seinen kantianer-marxistischen Ursprung nicht verleugnen. Der Rettungsversuch von Oskar Negt in „Kritik als Kopf der Leidenschaft. Zur Bedeutung Leo Koflers für einen kritischen Marxismus“ lobt dessen Orientierung auf den Begriff „einer konkreten Totalität“. Eingestanden wird jedoch, daß Kofler Marx zu psychologisieren suche und — ganz wie die bürgerliche Emanzipation — sozialistische Anfänge in die „Selbstveränderung der Subjekte“ verlege.

Der Protest gegen einen solchen — auch vom Stalinismus oft strapazierten — Humanismus von seiten des strukturalistischen Marxismus ist verständlich. Verweist Wolfgang Fritz Haug in „Entfremdete Handlungsfähigkeit. Fitneß und Selbstpsychiatisierung im Spannungsfeld von Produktions- und Lebensweisen“ auf die individualisierend funktionalen Momente aktueller Therapie- und Aktionsformen, die in einem herrschaftsfunktionalen Sozialdarwinismus enden, so geht Frank Deppe in „Krise des Marxismus? Perspektiven der Arbeiterbewegung in der Bundesrepublik Deutschland“ von der Krise des Marxismus seit Bernstein aus. Eine neue politische Praxis angesichts auch ökologischer Krisen soll mit Gramscis Theorie von Bündnis und Hegemonie eröffnet werden. Auf Gramsci bezieht sich auch Joachim Hirsch in „Das neue Gesicht des Kapitalismus“. Linke Theorie soll ihr analytisches Potential in bezug auf die Gegenwart wiedergewinnen, indem sie im Anschluß an die Theorie der Regulationsschule eine innerkapitalistische Periodisierung vornimmt. Hier ist an den Übergang vom Fordismus zum Postfordismus gedacht. Praktisch setzt Hirsch auf die politischen Qualitäten der neuen sozialen Bewegungen, die zumindest minoritär Gramscis Zivilgesellschaft herstellen.

Im Unterschied zu diesen Ansätzen sucht Ursula Schmiederer sich in „Zum Verhältnis von Organisation und Spontaneität bei Rosa Luxemburg“ auf einen „unkonventionellen Strang“ zurückzubedenken. Auch sie geht von einem Scheitern von Reformismus und Dogmatismus aus. Wenn sie Rosa Luxemburgs reformismuskritische Haltung vor allem in bezug auf „empirisch-positivistische[s] Denken“ und auf Verteilungs- statt Produktionstheorie sich vergegenwärtigt, so gilt ihr primäres Interesse, neben der Kritik am Bolschewismus, dem Prozeß der Erfahrung, der zur Entwicklung direkter Demokratie führen sollte. Allerdings interpretiert sie diesen Prozeß via Lukács, indem sie voraussetzt, daß das Klassenbewußtsein dem Handeln vorausgehe, und gerät so in den Widerspruch zu dem bei Rosa Luxemburg anders konzipierten Erfahrungsbegriff. So macht gerade Schmiederers Interpretationsversuch deutlich, daß die Auseinandersetzung mit traditionellen Positionen, ganz gleich in welcher transformierter Weise sie auftreten, bisher nur halbherzig angegangen worden ist.

Diethard Behrens

RIEMER, Jehuda: **Fritz Perez Naphtali. Sozialdemokrat und Zionist** (= Schriftenreihe des Instituts für Deutsche Geschichte, Universität Tel Aviv. Hrsg. von Shulamit VOLKOV und Frank STERN, Bd. 12). — Gerlingen: Bleicher Verlag 1991. 400 S.

Als Jehuda Riemer 1985¹ für das „Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte“ in Tel Aviv Hans Willi Weinzens Dissertation über Fritz Naphtali (und Victor Agartz)² rezensierte, stieß er sich zunächst am Kriterium des „Scheiterns“: Daß die „Wirtschaftsdemokratie“ in den gut vier Jahren zwischen ihrer Konzipierung zum Hamburger ADGB-Kongreß 1928 und der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler 1933 auch nicht ansatzweise verwirklicht worden war, hatte Weinzen *auch* auf programmatische Mängel des Konzepts zurückgeführt. Riemers Rezension nahm vor allem dort eine schärfere Tonlage an, wo er Weinzens nicht gerade von Nachdenklichkeit getragene Äußerung zitierte: Naphtalis Auswanderung nach Palästina 1933 sei „als biographischer Ausdruck des Scheiterns“ aufzufassen, „das die Machtübernahme des deutschen Faschismus für die Verwirklichung des Konzepts in Deutschland bedeutet“. „Und was würde es bedeuten“, fragte Riemer dagegen, „wenn Naphtali nicht ausgewandert, sondern im KZ umgekommen wäre? Wäre dies auch ein ‚biographischer Ausdruck des Scheiterns des Konzepts‘?“

In der nachfolgenden Kontroverse im (inzwischen umbenannten) „Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte“ 1987³ redeten die Autoren dann weitgehend aneinander vorbei. Weinzen war es im wesentlichen um die Überprüfung gewerkschaftspolitischer Programmatik anhand eines in der jungsozialistischen Theorie- und Programmdiskussion gewonnenen Kriterienkataloges gegangen: um krisen-, staats- und klassentheoretische Adäquanz, um mögliche Mobilisierungsfunktionen im Hinblick auf die gewerkschaftliche Basis. Riemer — das zeigt seine nun in deutscher Sprache vorgelegte ausführliche Biographie Fritz Perez Naphtalis (1888–1961) — ging und geht es um die Rekonstruktion eines politischen Lebenslaufs: um prägende Erfahrungen, durchgehaltene Intentionen, konkrete Entscheidungen in ausgezeichneten Konfliktsituationen, um die Bedingungen einer ganz und gar ungewöhnlichen Karriere. Und an diesem Beispiel Naphtalis: um das Schicksal einer spezifisch „jekkischen“ sozialistisch-zionistischen Synthese, die der Auseinandersetzung dieses zu allererst von Eduard Bernstein beeinflussten Sozialisten mit der Lage der osteuropäischen Juden, mit Martin Buber und mit einem hinsichtlich der Juden gegen den Strich gelesenen Otto Bauer entsprang und die Fritz Naphtali in einer persönlichen Aufzeichnung vom August 1924 so umschrieb:

„Daß sich diese Ideale der Verwirklichung menschenwürdiger sozialer Lebensbedingungen auf einem tiefen Grunde mit jüdischem Geist, mit messianischem Streben berühren, ist vielleicht die wichtigste Erkenntnis der letzten Jahre. [...] Der Sozialismus als Weltanschauung ist das Übergeordnete, nur *die* nationalen Strebungen, deutsche und jüdische, die das sozialistische Ziel näher bringen, haben Lebensrecht.“ (Zitiert bei Riemer, S.109.)

Diese Synthese war und blieb problematisch. Naphtalis Werdegang ist ungewöhnlicher und rätselhafter, als die Aufzählung wichtiger Stationen vermuten läßt: Handelslehre, Studium der Wirtschaftswissenschaft an der Handelshochschule (unter anderem bei Werner Sombart), Militärdienst und Kriegsteilnahme, die ihn zum Pazifisten und Antimilitaristen werden ließen, journalistische Arbeit bei der „Vossischen Zeitung“, bei den „Sozialistischen Monatsheften“, dann bei der „Frankfurter Zeitung“, 1926 nach der Rückkehr aus Frankfurt nach Berlin Leitung der „Forschungsstelle für Wirtschaftspolitik“ beim ADGB und Wahl in den Geschäftsführenden Ausschuß der „Zionistischen Vereinigung für Deutschland“ (ZVfD), 1928 Mitglied des Reichswirtschaftsrats und des Direktoriums der Arbeiterbank und Vorsitzender der „Liga für das arbeitende Palästina“ in Deutschland, im Mai 1933 verhaftet, im Juli 1933 Auswanderung nach Palästina, 1934 Dozent für Volkswirtschaft am Technion in Haifa, 1935 Mitarbeit an der Errichtung des Instituts für Wirtschaftsforschung der Jewish Agency, 1937 Mitglied des Stadtrats von Tel Aviv, 1938 Direktor der Bank Hapoalim, 1940 bis 1946 Exekutivmitglied der erez-israelischen Gewerkschaft (Histadrut), seit 1948 Mitglied der Knesset, 1949 bis 1951 Finanzberater

1 Jehuda Riemer (Kibbuz Urim), Konzeptionen der Wirtschaftsdemokratie: Vergleich oder Zerstörung? in: Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte, Universität Tel Aviv, Bd.14 (1985), S.349–358.

2 Hans Willi Weinzen, Gewerkschaften und Sozialismus. Naphtalis Wirtschaftsdemokratie und Agartz' Wirtschaftsneuordnung, Frankfurt a.M. und New York 1982; vgl. auch Weinzens Bibliographie der Schriften Naphtalis bis zur Emigration im Jahre 1933, in: IWK, Jg.17 (1981), H.1, S.41–61.

3 Hans Willi Weinzen und Jehuda Riemer, Naphtali und Agartz: Wirtschaftsdemokratie und Wirtschaftsneuordnung. Zwei Beiträge zur Diskussion, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte, Universität Tel Aviv, Bd.16 (1987), S.423–437.

David Ben-Gurions, 1952 bis 1959 Ministerämter in Israel (ohne Geschäftsbereich, Landwirtschaft und Wohlfahrt).

Naphtalis politische Biographie war typischerweise durch Konflikte doppelter Loyalität gekennzeichnet. Neben seiner allgemein anerkannten Qualifikation als Wirtschafts- und Finanzfachmann bietet offenbar Naphtalis Fähigkeit, in solchen Konfliktlagen eigenständig Stellung zu nehmen und politisch zu handeln, ohne dabei wesentlich an Vertrauen zu verlieren, den Schlüssel zur Erklärung seines politischen Gewichts und vor allem zum „Geheimnis der Eingliederung eines deutschen Einwanderers in das Establishment des Jishuv“ (S.211).

Zwei Beispiele: Eines aus der deutschen Zeit (S.151–189). Obwohl Naphtali in Reaktion auf die „Tarpat“-Unruhen von 1929 und das ausgerechnet von Sidney Webb als britischem Kolonialminister (nicht: Außenminister, S.179) unterzeichnete „Lord-Passfield-Weißbuch“ von 1930 mit Stellungnahmen für den **Brith Schalom, für eine neue Araberpolitik der zionistischen Exekutive und die Fortsetzung der Verständigungspolitik gegenüber England** eingetreten und mit diesen Stellungnahmen in Widerspruch zu breiten Teilen der erez-israelischen Arbeiterbewegung, in Deutschland aber vor allem zur Poale Zion geraten war, stand Naphtali dennoch wenig später an der Spitze der Liste des „arbeitenden Palästina“ für die Wahl zum 17. Zionistenkongreß 1931. Seine Stimme in der zionistischen hatte Gewicht auf Grund seines Namens in der deutschen (und europäischen) Arbeiterbewegung.

Zweites Beispiel (S.265–310): In Palästina schloß Naphtali sich sofort der Mapai an; die Gründung eines Exilzentrums der SPD in Palästina lehnte er entschieden ab („Denn seien wir doch ehrlich“, schrieb er am 30.12.1933 an Erich Ollenhauer, „nicht nur Mitgliedschaft, sondern auch Bekleidung führender Stellen in der SPD und Antisemitismus haben sich nicht ausgeschlossen, dafür haben wir von März bis Juli oben und unten in der Partei zu viele Beispiele erlebt, die mir schmerzlicher waren als die Schmähungen der Nazis.“ S.207). 1935 wurde er in die Zentrale der Organisation der deutschen Einwanderer (Hitachdut Olej Germania, HOG) kooptiert, die in der Arbeiterpartei nicht recht Fuß fassen konnten: Die Mapai wurde in der Führung von der dritten, in den Apparaten von der vierten Alija dominiert — und die kulturelle Differenz, die überkommenen Spannungen zwischen mittel- und osteuropäischen Juden bedingten die weitgehende Abschottung der Partei gegenüber den neueinwandernden Mitteleuropäern. Seine Loyalität zum Tel Aviver Kern der Mapai stellte Naphtali durch seine kompromißlose Haltung gegenüber der Mitte der 30er Jahre entstehenden Linksoption der Partei unter Beweis — der Fraktion B, einer der Keimzellen der 1948 gegründeten Mapam. Als Anfang 1942 die HOG unter Führung Georg Landauers sich als politische Partei (Alija Chadasha) zu konstituieren begann, trat Naphtali für die konsequente Entflechtung der Parteien — d.h. gegen Doppelmitgliedschaften in Mapai und Alija Chadasha — ein. In der Darstellung Riemers ein Schlüsselkonflikt: Daß diese Politik und ihre „prinzipielle“ Begründung sich gegen zahlreiche Widerstände schließlich durchsetzte — später kehrte übrigens die Alija Chadasha in die Mapai zurück —, stärkte Naphtalis Position derart, daß — trotz seines Widerspruchs gegen Biltmore-Programm und Teilungsplan, trotz seines Eintretens für eine binationale Zwischenlösung, trotz anderer Nonkonformismen — seine spätere politische Karriere im Staat Israel möglich wurde.

Was diese Beispiele anzeigen sollen: Die Stärken des Buchs liegen in der präzisen Rekonstruktion der Verdichtung kontroverser Interessen und Haltungen von Gruppen und Individuen zu einzelnen Konflikten, die an der Schnur der politischen Biographie Naphtalis aufgefädelt werden. Anhand zumeist unveröffentlichter Quellen gibt das Buch — zum Teil mikroskopische — Einblicke in die Geschichte zionistischer und israelischer Politik. Wie so oft, beginnt dies zuweilen dort unscharf zu werden, wo die Rekonstruktion einzelner Konflikte mit Sozial- und politischer Systemgeschichte — sachlich und theoretisch — zu vermitteln wäre. Michels' „ehernes Gesetz der Oligarchie“ reicht vermutlich nicht hin, die Beziehungen von Führung, Apparat und Basis in der deutschen Arbeiterbewegung aufzuklären. Die Darstellung des Verhältnisses von SPD und Freien Gewerkschaften zum Zeitpunkt des Bruchs der Großen Koalition (1930) — Sozialismus versus Pragmatismus — ist wohl bis zur Falschheit vereinfacht. [Und beinahe naiv mutet die — ganz unironische — Bezugnahme auf Michels' Charakterisierungen spezifisch jüdischer Eigenschaften an (S.94), die zum Teil wohl schon in das hinüberspielen, was Shulamit Volkov den „antisemitischen Code“ genannt hat.]

Gemessen an den Intentionen dieser Biographie sind diese Unschärfen keine Mängel. Sie verdankt ihre Eindringlichkeit einer außergewöhnlichen Quelle: den keinerlei Öffentlichkeit zugedachten Tagebuchaufzeichnungen Naphtalis, die mit dem vierzehnten Lebensjahr einsetzen und die es erlauben nachzuvollziehen, wie sich aus den Grübeleien eines Jugendlichen — über Glauben als Erkenntnis, über Stoff und Geist, über den Einklang von innerem und äußerem Wandel, über das Recht als gleiches für alle (S.69–78) — ein ethisch, ja religiös motivierter Sozialismus herausbildete und ein Politikverständnis,

das sich vor allem dem Satz von der Heiligung der Mittel durch den Zweck zu verweigern sucht. Riemer will dies der Gegenwartsverfassung der israelischen Arbeiterbewegung entgegenstellen: „Aber wenn die israelische Arbeiterbewegung sich eines Tages mit der Erneuerung ihrer Tradition befassen und Wege zur sozialistischen Verwirklichung suchen sollte, könnte sie sich der von Naphtali entworfenen Werteskala bedienen.“ (S.355).

Michael Kreutzer

LANDAU, Karl-Heinz: **Bürgerlicher und proletarischer Konsum im 19. und 20. Jahrhundert. Ein kultursoziologischer Beitrag zur Sozialgeschichte schichtenspezifischen Verbraucherverhaltens** (= Sozialwissenschaftliches Forum, Bd. 26). — Köln und Wien: Böhlau Verlag 1990. 293 S.

Angesichts der kulturanthropologischen Erweiterung der historischen Sozialwissenschaft kann eine kultursoziologische Untersuchung über die sozialen Unterschiede von Konsumgewohnheiten im 19. und 20. Jahrhundert mit großer Aufmerksamkeit rechnen, zumal Pierre Bourdieu mit seinen Studien über Lebensstile, Habitusformen und Prestigeobjekte der sozialhistorischen Forschung neue Wege gewiesen hat und die sozialen Unterschiede von Verbrauchergewohnheiten zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft geworden sind. Die Erwartungen aber, die von daher an die Untersuchung von Landau geknüpft sind, werden enttäuscht.

Der Unternehmer als rational und vernünftig handelndes Wesen sei nicht mehr anzutreffen, vielmehr ist davon auszugehen, „daß die ‚Psychologie des Unternehmers‘ wesentlich vielschichtiger erscheint, wie allgemein angenommen“. Mit zunehmendem Einkommen, so ein Ergebnis der Landauschen Untersuchung über den Wandel der Konsumgewohnheiten im 19. und frühen 20. Jahrhundert, werden die Aufwendungen für den primären Lebensunterhalt immer niedriger. Das Bürgertum habe keine einheitliche Lebensweise entwickelt und die Einkommensunterschiede waren erheblich. Der „ab dem dritten Drittel des 19. Jahrhunderts anzutreffende millionenschwere Bourgeois“, so Landau, „lebte essentiell anders als der ‚bürgerliche‘ Handwerksmeister.“ Die oft aussichtslose Lage der meisten Arbeiterfamilien wiederum habe es nicht erlaubt, die Angehörigen hinreichend zu versorgen. Die Situation der Unter- und Mittelschichten war geprägt von dem Problem, eine einigermaßen ausgewogene Ernährung sicherzustellen. Der Anteil für Miete am Gesamtbudget von Arbeiterfamilien schwankte, und die Ausstattung der Wohnungen mit Mobiliar und Hausratsgegenständen kennzeichnet den sozialen Status der Bewohner.

In der Weimarer Republik konstatiert der Verfasser die zunehmende Bedeutung von Angestellten, die eine neue Aufstiegsmentalität entwickelt hätten und den kulturellen Ausgaben einen größeren Raum schenkten. Für die meisten Lohn- und Gehaltsempfänger ließen die Einkünfte aber keine anderen Ausgaben als zur Deckung der unmittelbaren Lebenshaltung zu. Kennzeichnend für die Entwicklung des Konsumverhaltens in der Zeit der Weimarer Republik war eine zunehmende Verarmung breiter Bevölkerungsschichten und die „Arbeitslosen waren i. d. R.“ (eine von Landau mit Vorliebe gewählte Abkürzung) „vom Konsumprozeß abgeschnitten“. Das ab 1924 in Deutschland vor allem aus Amerika investierte Kapital ermöglichte einen bescheidenen Wirtschaftsaufschwung. Dennoch zwang die anhaltend schlechte Einkommenslage die meisten Lohn- und Gehaltsempfänger zu Konsumverzicht.

Nicht allein die geradezu banalen und allseits bekannten Ergebnisse, zu denen der Autor kommt, machen das Buch überflüssig, zu einem Ärgernis wird die Lektüre insbesondere durch das unentwegte und willkürliche Aneinanderhängen von Zitaten aus zeitgenössischen wissenschaftlichen Untersuchungen, literarisch-belletristischen Quellentexten oder gegenwärtigen Forschungsergebnissen. Angesichts dieser Mängel fällt schon weniger ins Gewicht, daß Landau keinerlei archivalische Quellen eingesehen hat. Um so mehr Anstoß erregt es, daß der Verfasser so erhellende und noch heute mit großem Gewinn zu lesende Studien wie diejenigen von Werner Sombart, Erich Fromm und Siegfried Kracauer in mitunter bedenklicher und oberflächlicher Weise abhandelt.

Ulrich Wyrwa

TROX, Eckhard: **Militärischer Konservatismus. Kriegervereine und ‚Militärpartei‘ in Preußen zwischen 1815 und 1848/49** (= Studien zur modernen Geschichte, Bd. 42). — Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1990. 347 S.

In seiner 1989 abgeschlossenen Dissertation widmet sich Trox zwei für das Verständnis der preußisch-deutschen Geschichte zentralen Phänomenen: dem Selbstverständnis der preußischen Armee sowie dem politischen Konservatismus. Sein besonderes Augenmerk gilt drei Aspekten: (a) dem Schnittpunkt dieser beiden historischen Stränge: den *Militärvereinen*, konkret: den Freiwilligen- und Krieger- sowie den Garnisons- und Landwehrunterstützungsvereinen in der Zeit der Restauration, des Vormärz und während der Revolution (S.41–62, S.149–229, S.283–287), (b) der ‚alten Militärpartei‘ (1815–1848) und ‚neuen Militärpartei‘ (1848) (S.99–126, S.229–282) sowie (c) der *Militärpublizistik* (S.78–98, S.126–148). Der Verfasser gelangt zu einer Reihe wichtiger Ergebnisse, die hier nur summarisch vorgestellt werden können: Die Militärvereine waren Organisationen, „die militärische Wertsysteme ins Zivilleben übertrugen“. Charakteristisch war, daß sie „militärische Traditionen mit Elementen der religiös-pietistischen Wertsphäre“ verklammerten, Könige und Feldherren auf „religiös stilisierte“ Weise verehrten (Vater Blücher als ‚Marschall Vorwärts‘), die Befreiungskriege 1813–1815 aus konservativer Perspektive ideologisch verklärten und überhaupt „Krieg und Militärdienst als klassensprengend mystifizierten“. Die Bedeutung der Militärvereine als frühkonservativer „Massenbewegung“ reichte weit über ihre numerische Stärke (etwa 50 000 Mitglieder in mindestens 265 Vereinen) hinaus; sie „durchdrangen die Gesellschaft und prägten soziale und moralische Werthaltungen in der Bevölkerung“ (S.46f., S.61 bzw. S.207). Das ist in mehrfacher Hinsicht wichtig: Mit Blick auf die Vereine wie auf die ‚alte Militärpartei‘ wird man die Entstehung der konservativen ‚Partei‘ im weiteren Sinne weit vor 1848 datieren müssen. Existenz und Tätigkeit der Militärvereine erklären außerdem zu einem guten Teil die beträchtliche Akzeptanz konservativen Gedankenguts und insbesondere die politische Überhöhung der Armee vor und während der Revolutionszeit in weiten Teilen der preußischen Bevölkerung. Folgt man den Ausführungen von Trox, war es vor allem der im Sommer 1848 gegründeten ‚Deutschen Wehrzeitung‘ zu verdanken, daß die Armee nicht „quasi zum willenlosen Exekutor der politischen Interessen der Großgrundbesitzerschicht und anderer konservativer Eliten wurde“, sondern sich — zum Teil in expliziter Abgrenzung zum ‚unsoldatischen‘ Hohenzollernkönig Friedrich Wilhelm IV. — zu einem Staat im Staate entwickelte. „Der totale Wandel hin zur aktiven politischen Partizipation trug Züge eines Paradigmenwechsels“ (S.126f.; vgl. auch z.B. S.281).

Der grundlegenden Bedeutung der Arbeit tut Kritik an einzelnen Aspekten keinen Abbruch: Nicht ganz einsichtig ist z.B. die als Resümee der Untersuchung der Sozialstruktur der Militärvereine gedachte Feststellung, der hier „durch militärisches Subordinations- und Disziplinendenken geprägte Habitus [. . .] sprengte offensichtlich Klassengrenzen“ (S.189). Hier wäre m.E. eine differenziertere Interpretation der vom Verfasser selbst vorgelegten Tabellen insbesondere mit Blick auf die Unterschichten angebracht: „Gesellen“, eine Kategorie, die in zunehmendem Maße wohl auch qualifizierte Fabrikarbeiter einschloß, waren in fast allen der vorgestellten Kriegervereine überhaupt nicht vertreten; und auch in den Vereinen, wo sie als Mitglieder registriert wurden (Frankfurt a.O., Breslau), blieben sie mit 2,1% bzw. 2,2% nur eine verschwindende Minorität. „Arbeiter“, d.h. vermutlich unqualifizierte Arbeitskräfte/Tagelöhner, waren demgegenüber in dreien der genannten Kriegervereine mit Anteilen bis zu 15% deutlich stärker vertreten (Neustadt-Magdeburg 1846, Frankfurt a.O. 1843, Berlin 1846/50 und Breslau 1851). Noch etwas höher lag der Anteil „unzünftiger Handwerker“, gemeint sind damit wohl vor allem proletarische Kleinmeister, die aus Angst vor weiterer sozialer Deklassierung starke Neigungen zu konservativen Denk- und Verhaltensmustern zeigten. Möglicherweise wird man hieraus im Gegensatz zu Trox den Schluß ziehen können, daß Gesellen und qualifizierte Fabrikarbeiter als Kern der entstehenden Arbeiterklasse sich als ziemlich resistent gegenüber Militärkult und militärischem Gedankengut erwiesen. (Die vorgelegten Daten bilden für eine solche These freilich nur grobe Indizien.) Trotz der zum Teil recht hohen Anteile zünftiger und unzünftiger Meister wird man die Kriegervereine doch eher als frühkonservative Organisationen der Oberschicht (mit einem sehr starken Gewicht ziviler Beamter und hoher Militärs) bezeichnen müssen. Auch die These von Trox: „Der Militärpartei gelang es nicht, ein neues Alternativkonzept dem liberal-demokratischen Emanzipationsmodell gegenüberzustellen“ (S.281), reizt zum Widerspruch. Gewiß gab es seitens der Repräsentanten der ‚Militärpartei‘ kein ausformuliertes Konzept, auf das sich alle Vertreter dieser politischen Strömung hätten einigen können. Aber auch unter Liberalen und Demokraten wurde eine Vielzahl unterschiedlicher Gesellschaftsmodelle entwickelt, die sich nicht selten unmittelbar widersprachen. Im Grunde hatte es die ‚Militärpartei‘ auch gar nicht nötig, ein ausgefeiltes „Alternativkonzept“ zu entwickeln. Die, häufig genug freiwillige, Übernahme und Politisierung soldatischer ‚Tugenden‘ (‚Ehre‘, ‚Treue‘, ‚Gehorsam‘

etc.) durch die zivile Gesellschaft genügte, um die preußisch-deutsche Gesellschaft bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein tiefgreifend militärisch zu prägen.

In seiner kurzen Schlußbemerkung faßt Trox nur einen kleinen Teil seiner wichtigen Ergebnisse zusammen. Das ist schade, denn der Leser, der hier hineinschaut, um sich zunächst nur grob zu informieren, übersieht dabei leicht, daß es sich bei dieser Dissertation um eine wichtige Arbeit zur Geschichte sowohl des preußischen Militärs als auch des (zivilen) Konservatismus handelt.

Rüdiger Hachtmann

RITTER, Gerhard A. und Klaus TENFELDE: **Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914** (= Geschichte der Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, Bd. 5). — Bonn: J.H.W. Dietz Nachf. 1992. XI, 889 S.

„Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871–1914“ stellt das Ergebnis langjähriger Vorarbeiten und intensiver Studien dar und bleibt doch, und darauf weisen die Verfasser in ihrer Einleitung eindringlich hin, unvollständig. Diese Unvollständigkeit bezieht sich allerdings nur auf die Abtrennung „der Geschichte der Streikbewegungen, der gewerkschaftlichen, genossenschaftlichen und politischen Organisationen“ (S.3). Darum muß derjenige, der Organisationsgeschichte erwartet, enttäuscht sein und auf das Erscheinen der Bände 6 bis 8 vertröstet werden.

Beide Autoren konzentrieren sich in diesem Band auf die Sozialgeschichte der Arbeiter. Sie gehen dabei von einer Balance zwischen den sozial-, politik-, organisations- und ideengeschichtlichen Komponenten innerhalb der Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung im Kaiserreich aus und wenden sich entschieden gegen die Überbetonung eines der aufgezählten Elemente.

Hier stehen also vor allem die Formgebungs- und Strukturelemente im Vordergrund, die aus Arbeitern eine Bewegung, eine Klasse, werden lassen. Institutionelle, politische, kulturelle und ideelle Gestaltungskräfte haben die Arbeiterschaft und die Arbeiterbewegung bestimmt und geformt. Diese Prozesse werden souverän untersucht und dargestellt und machen die Lektüre dieses Buches zu einem Erkenntnisgewinn, gerade auch für den wissenschaftlich nicht vorgebildeten Leser. Ritter und Tenfelde stellen die Sozialgeschichte der Arbeiter nicht, wie so häufig, verkürzt dar, sondern lösen sich von der ausschließlichen Korrelation zwischen sozialer Lage und politischer und gesellschaftlicher Bewegung. Ihrem Anspruch, die Vermeidung der Segmentierung der Arbeitergeschichte auf Teilbereiche, die Nicht-Schematisierung und die Aufhellung von Zusammenhängen und Erkenntnissen, werden sie voll gerecht.

Der Band beruht auf einem gemeinsamen, dem Leser immer gegenwärtigen Konzept, das bei einer inneren, die „besonderen Interessen und Kompetenzen der Verfasser“ (S.5) berücksichtigenden und überraschend bruchlosen Arbeitsteilung realisiert wurde. Im Bewußtsein Kompromisse schließen zu müssen, „um Geschichte zwischen zwei Buchdeckel zu zwängen“ (S.2), wählen sie als Ausgangspunkt ihrer Untersuchung die Frage nach der Bedeutung der Industrie und der Industrialisierung, aber immer im Zusammenhang und in Blickrichtung auf die Arbeitergeschichte und die Klassenwerdung der Arbeiterschaft.

Bisher erfolgte die Interpretation und die Beschreibung der Entstehung der Arbeiterklasse fast ausschließlich über die Durchsetzung der industriekapitalistischen Produktionsweise und der damit entstandenen Lohnarbeit. Für Ritter und Tenfelde ist dies nur ein wichtiges Element innerhalb des Konstituierungsmechanismus der Arbeiterbewegung. Das andere Element ist für sie die Urbanität. Ohne Städte keine Arbeiterbewegung. „Es ist zu vermuten, daß die Herstellung von Urbanität eine besonders wichtige Voraussetzung für die Ausbildung von Klassenbewußtsein war“ (S.30). Dahinter verbirgt sich die Frage nach dem letztendlich dominanten Prägungselement: Wurden die Arbeiter stärker durch die neue Erfahrung der Industriearbeit geformt oder stärker durch die z.T. bereits großstädtische Urbanität? Neben dem Prozeß der Industrialisierung wird die Verstädterung zur zentralen Komponente des sozialen Wandels des Kaiserreichs.

Unter diesen Aspekten erfolgt eine detaillierte Bestandsaufnahme der wirtschaftlichen, konjunkturellen, demographischen und strukturellen Dimensionen des Wilhelminischen Staates. Diese ersten drei Kapitel bilden gewissermaßen das Gerüst, das Schema für das Folgende. Immer wiederkehrend sind dabei Begriffsdefinitionen: Was ist und bedeutet Industrialisierung? Wie definieren sich Arbeit (Handarbeit, gewerbliche Arbeit), Arbeiter, Arbeitsteilung? Was bedeuten Klasse, Sozialisation, Milieu, Kultur (Arbeiterkultur), Religion (Glauben) usf. für den Arbeiter und die im Entstehen begriffene Bewegung? Durchgängig spürbar ist das Bemühen um Differenzierung und Objektivität, um aus den Definitionen Kategorien zu erarbeiten.

Die eingehende Beschäftigung mit dem Arbeitsmarkt (Kapitel IV) bildet die Ausgangsbasis, von der aus sich Ritter und Tenfelde dem Erkenntnisziel, 'Formierung der Arbeiterklasse', nähern. Dabei wird diesem Klassenbildungsprozeß nicht die Geschichte der Arbeiter und ihrer Bewegung einfach untergeordnet, das würde dem Geschichtsverständnis, speziell dem von Arbeitergeschichte, der Autoren grundlegend widersprechen. „Die politische Formierung der Arbeiterklasse ist dabei nur eines von mehreren Erkenntniszielen, freilich eines, das prominent rangiert und dem andere zugeordnet sind. Arbeitergeschichte im Kaiserreich muß [. . .] mehr leisten, muß Struktur-, Alltags- und Politikgeschichte in einem sein. Sie muß verstehen helfen, warum die deutschen Arbeiter vergleichsweise feste politische Zuordnungen eingingen, aber auch, wie diese Bindungen aussahen, was sie konstituierte und was sie sonst bewirkten. [. . .] Der Arbeitsmarkt wird dabei zunächst behandelt, weil sich über Angebot und Nachfrage der Arbeit die Menschen grundsätzlich neu gruppierten, weil im Arbeitsmarkt, scharnierartig, Perspektiven der Lage der Arbeiter aufscheinen, die im folgenden genauer behandelt werden“ (S.158). Insbesondere die Branchenstruktur der Arbeiterklasse und ihr quantitatives Wachstum, ihr Ein- und Auskommen, ihre Familienstruktur, die unterschiedlichen Felder ihrer Sozialisation werden durchleuchtet, um schließlich einzumünden in die Beschreibung des Milieus und der Kultur der Arbeiterklasse.

Die Betrachtung der einzelnen Elemente geht dabei eindrucksvoll in die Tiefe, was gerade auch die Qualität dieses Bandes ausmacht. Es wird fast jeder Aspekt, der eine Wirkung auf das Leben der Arbeiter und ihrer Familien haben konnte, angeführt. Damit verbunden ist ein souveräner Umgang mit der einschlägigen Literatur, der sich, dem umfassenden Anspruch gerecht werdend, der gesamten Palette der gesellschaftswissenschaftlichen Forschung bedient. Dabei wird nicht nur der bisherige Forschungsstand referiert, sondern es wird auch, durchaus selbstkritisch, auf Forschungslücken und neuere Ansätze hingewiesen.

Mit jedem neuen Teilaspekt der Untersuchung wird der Leser mit grundlegenden Erkenntnissen der Lebenswelten der Arbeiter konfrontiert, die ihm schließlich eine konkrete Vorstellung von der mehr als vier Jahrzehnte währenden Entwicklung und Herauskristallisierung der Arbeiterklasse geben. Auf diesen Endpunkt laufen alle Entwicklungslinien hin, und die Frage, die sich daran anschließt, ist die nach der Geschlossenheit, der Homogenität der Klasse selbst.

Die Herstellung dieser relativen Homogenität der Arbeiterklasse und die Ausprägung spezifischer Arbeiterkulturen sehen Ritter und Tenfelde allerdings nicht ausschließlich in der Dominanz des preussisch-deutschen Staates. „Die wichtigste Ursache lag vielmehr in der durch die Verfaßtheit des Kaiserreichs ungemein begünstigten Unfähigkeit des Staats, seiner Organe und der herrschenden Gruppen zur Integration der großen gesellschaftlichen Neuentwicklungen des 19. Jahrhunderts, der Arbeiterklasse“ (S.837). Daß eine Integration doch stattfand, ist dabei kein Widerspruch, sondern vielmehr Ausdruck eines „sehr eigentümlichen Spannungsverhältnisses“ (S.837) innerhalb der Gesamtgesellschaft und auch der Arbeiterbewegung. Kennzeichen dieses Verhältnisses war einerseits die Trennung der bürgerlichen und proletarischen Lebensstile. „Es war dies ein Prozeß, der, nach Keimen im Vormärz und in der Revolutionszeit 1848/49, in den 1860er Jahren auf der organisatorischen und politischen Ebene an Breite gewann und sich seit den 1880er Jahren kulturell vertiefte“ (S.836). Auf der anderen Seite dieses Spannungsverhältnisses stand das Streben der Arbeiter nach „bürgerlichen“ Existenzformen, die eine Integration der Arbeiter in die deutsche Gesellschaft eben doch realisierten. Die Arbeiterklasse war kein monolithischer Block, auch wenn es „der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung gelang, die Bedürfnisse der Arbeiter auf sich zu ziehen, diese [. . .] massenhaft zu organisieren und deren Eigenständigkeit und Besonderheit zu begründen, schließlich, das ganze Gefüge [. . .] einer sozialistischen Utopie zuzuordnen“ (S.837). Sie war einem beständigem inneren Wandel unterworfen, befand sich stets im Übergang und konnte Klassenstabilität doch nie erlangen. Das Streben nach Bürgerlichkeit und die alltäglichen Versuche ihrer z.T. bescheiden ausfallenden Realisierung haben allerdings mit „Verbürgerlichung“ nichts zu tun. Dieses weitverbreitete Verdikt kann, wie Ritter und Tenfelde eindringlich betonen, irreführend sein, weil es vom nichtbürgerlichen Ursprung der Arbeiterklasse ausgeht bzw. weil Bürgerlichkeit nicht notwendigerweise eine so geartete Klassenspezifität aufweisen muß.

Andreas Wolf

REICHARD, Richard W.: *From the Petition to the Strike. A History of Strikes in Germany, 1869–1914* (= American University Studies; Series IX, History, Vol. 67). — New York, San Francisco, Bern, Frankfurt a.M., Paris und London: Peter Lang 1991. VII, 336 S.

In seinem neuen Buch über die Geschichte der Arbeitskämpfe im Kaiserreich verzichtet Richard W. Reichard auf jegliche Einleitung, die Auskunft über den Forschungsstand zum Thema oder Orientierung über die Problemstellung des vorliegenden Werkes geben könnte, und fängt ziemlich unvermittelt mit einer Beschreibung der Arbeitseinstellung der Waldenburger Bergarbeiter im Jahr 1869 an. Noch befremdender wirkt der Umstand, daß der Verfasser auch auf ein Quellenverzeichnis und eine Bibliographie verzichtet hat. Der wissenschaftliche Apparat beschränkt sich auf (gelegentlich durch Druckfehler entstellte) Anmerkungen nach jedem Kapitel. Tabellen werden ohne Quellenangaben abgedruckt. Damit wird diese Arbeit der Form nach den üblichen wissenschaftlichen Standards kaum gerecht. Soweit man nach den Quellenangaben in den Anmerkungen urteilen kann, sind hier keine neuen Quellen erschlossen worden. Die Arbeit stützt sich auf die bekannten gedruckten Quellen und auf meist ältere Literatur. — Bedauerlicherweise ist — in einem 1991 veröffentlichten Werk — die Literatur der 80er Jahre zur Geschichte der Arbeitskämpfe, zur Gewerkschaftsgeschichte und zur Sozialgeschichte der deutschen Arbeiter kaum herangezogen, geschweige denn angemessen verarbeitet worden.

Reichard liefert eine irreführende, verkürzte Darstellung der Streiks und Ausstände im Kaiserreich in seinem Bemühen, folgende Thesen zu belegen: die deutschen Arbeiter seien immer friedfertig und autoritätsgläubig gewesen („The world knows the Germans as an orderly folk, given to hard, steady labor and to saving money“, S.103; siehe auch S.216); sie hätten das Streiken nie richtig gelernt; Streikbewegungen seien immer wieder von Gewerkschaftsführern und der Sozialdemokratischen Partei verraten worden.

Im ersten Kapitel der mehr oder weniger chronologisch ausgelegten Darstellung, das den Zeitraum 1869–1888 behandelt, wird der Eindruck erweckt, daß es in diesen Jahren nur drei nennenswerte Arbeitskämpfe (Waldenburg 1869, Bergarbeiter in Essen 1872 und auf der Zeche Germania im Dortmunder Raum 1883) gab. Daß man allein für die Jahre 1871–1878 über 1200 Streiks im Deutschen Reich — darunter manche, die eine recht zahlreiche Beteiligung und einigen Erfolg aufweisen können — gezählt hat,¹ wird nicht beachtet. Reichards Behauptung (S.8f.), es hätte absolut weniger Streiks in Deutschland als in anderen — auch industriell weniger entwickelten — europäischen Ländern gegeben, wird kaum belegt und trifft einfach nicht zu. Das zweite Kapitel beschreibt den gut erforschten großen Bergarbeiterstreik von 1889, ohne daß der Verfasser sich mit der neueren Literatur dazu auseinandersetzt. Dann wird ein Kapitel dem Verhältnis zwischen den Gewerkschaften und der Sozialdemokratischen Partei gewidmet, in dem die Parteiführung (allen voran August Bebel in seiner Schweizer Villa!) der Passivität und Streikfeindlichkeit beschuldigt wird. Sogar die großen Summen, die Partei und Gewerkschaften für Streikunterstützung ausgaben, werden (S.91) als Beleg für diese passive Haltung angeführt: Man habe damit beweisen wollen, daß Streiks für die Arbeiterbewegung unerschwinglich seien.

Weitere Kapitel behandeln den Berliner Bierboykott 1894, den Arbeitskampf der Berliner Näherinnen und den Streik der Hamburger Hafenarbeiter 1896; den Crimmitschauer Textilarbeiterstreik 1903/04; den großen Ruhrstreik 1905 und die Ereignisse der Jahre 1905–1912, wobei die Auseinandersetzungen über die Streikwaffe in der Partei und den Gewerkschaften vor 1914 kaum berücksichtigt werden. In jedem Fall sei die Streikbewegung von der Partei- und Gewerkschaftsführung bewußt sabotiert worden, aber die Gründe für den angeblichen permanenten Selbstverrat der deutschen Arbeiterbewegung werden kaum sichtbar. Anstelle rigoroser Analyse stößt man immer wieder auf Gemeinplätze, unhaltbare Verallgemeinerungen, weit hergeholte Vergleiche und willkürlich ausgesuchte Zitate.

Eine Geschichte der Arbeitskämpfe im Kaiserreich für englischsprachige Studenten ohne Deutschkenntnisse — auch wenn sie nur im Rahmen einer chronologischen Darstellung die neuere Literatur zum Thema adäquat referierte — wäre vielleicht von Nutzen. Aber auch für diesen Zweck kann dieses Buch nicht empfohlen werden.

Andrew G. Bonnell

1 Lothar Machtan, Streiks und Aussperrungen im Deutschen Kaiserreich. Eine sozialgeschichtliche Dokumentation für die Jahre 1871 bis 1875 (= Beihefte zur IWK, Bd. 9), Berlin 1984, S. 487.

Carl von Ossietzky und die politische Kultur der Weimarer Republik. Symposium zum 100. Geburtstag. Hrsg. von Gerhard KRAIKER und Dirk GRATHOFF (= Schriftenreihe des Fritz-Küster-Archivs).— Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem der Universität 1991. 383 S.

Der hundertste Geburtstag Carl von Ossietzkys war für zahlreiche Wissenschaftler Anlaß, ihre neuesten Forschungsergebnisse auf Symposien vorzustellen. Während die Ostberliner Konferenz einen Teil der Vorträge noch im Sommer 1989 in einem Sammelband veröffentlichte, liegen jetzt auch die in Oldenburg gehaltenen Beiträge vor (mit zwei Ausnahmen, dafür wurde zusätzlich ein Artikel von Willy Brandt über die Nobelpreis-Kampagne von 1934 bis 1936 aufgenommen). Die Oldenburger Diskussion war weniger tagespolitisch akzentuiert als die Ostberliner, ließ aber nie vergessen, daß die Beschäftigung mit dem Publizisten Ossietzky immer auch Auseinandersetzung mit politischen Konzepten der Gegenwart bedeutet.

Der von Gerhard Kraiker und Dirk Grathoff herausgegebene Band leistet entschieden mehr, als der Titel erwarten läßt: Nicht nur die politische Kultur der Weimarer Republik wird sichtbar. Unter dem Aspekt von Monismus, Pazifismus und Sozialismus gehen einige der Autoren in die Vorgeschichte der ersten deutschen Republik zurück; ein großer, wichtiger Komplex ist der zunächst aussichtslosen, mit verzweifelter Hartnäckigkeit geführten Kampagne gewidmet, die schließlich zur Verleihung des Friedens-Nobelpreises an Ossietzky führte.

Diese Ausdehnung des Feldes ist in hohem Maße gerechtfertigt. Nicht nur wegen Ossietzky, dessen Wirksamkeit nicht auf die Jahre zwischen 1918 und 1933 begrenzt werden kann. Weimar in die Kontinuität deutscher Geschichte einzubetten, entspricht über den biographischen Aspekt hinaus der Sicht der Mehrheit der Verfasser. Ähnlich wie Ossietzky sehen sie den Geburtsfehler dieser Republik im Fortwirken von militaristischen, antidemokratischen Traditionen, so daß in dieser Republik ohne Republikaner Elemente des Faschismus lange vor 1933 heimisch werden konnten. Ossietzky 1921: „Die Republik — sie lebt, kein Zweifel, aber wie? [. . .]. Die Republik hätte sich zu einem neuen Geist bekennen müssen. Sie hat es versäumt, als es Zeit war.“ (S.23)

Ossietzky, der sein Leben lang „auf die Vernunft, auf die Sprache, auf das Bewußtsein“ (S.24) setzte, wie es Harry Pross formuliert, hat um den demokratischen Charakter dieser Republik gerungen, als er gegen die bösen Geister von Weimar kämpfte, gegen den deutschen Bourgeois, der nie zum Citoyen wurde, gegen die Reaktion in Militär und Justiz, sehr früh auch gegen den faschistischen Anti-Geist. „Erste politische Tugend: auszusprechen, was ist!“ (S.25), so hat er sein Motto 1920 formuliert — ein demokratisches Bekenntnis, das immer weniger dem politischen Selbstverständnis der Republik von Weimar entsprach.

Die Frage, ob Männer wie Ossietzky durch ihre Kritik zum Untergang von Weimar beigetragen haben, bestimmt als eine Art Leitmotiv mehrere der Beiträge — Ausdruck eines bis heute nicht verstummten Vorwurfs. Führt der „Versuch, das Recht gegen den Staat zu wahren“ (S.191), wie es Werner Boldt formuliert, zum Untergang der Republik? Harry Pross dazu: „Die Moral der Republik schwand dahin, die Demokratie ging zugrunde, weil ‚der Staat‘ selbst die obszönen Rechtfertigungen des militärisch-industriellen Komplexes legitimiert, hingegen die legitime Kritik an seiner und ihrer Legitimation unterbunden hat.“ (S.31)

In den Beiträgen des Bandes werden entscheidende Aspekte der Weimarer Republik behandelt, die allmähliche Faschisierung, das Verhältnis der beiden Arbeiterparteien zueinander, die Intelligenz in Deutschland, es werden Pazifismus- und Sozialismus-Konzepte analysiert, die Geschichte des Blutmai 1929, Ossietzkys Verhältnis zur chinesischen Revolution und zur Sowjetmacht. Gelegentlich gerät Ossietzky dabei ganz aus dem Blickfeld, zugunsten von Überlegungen zu historischen Phänomenen — das ist wohl bei einem Sammelband, der Reden eines Symposiums vereint, nie ganz zu vermeiden. Bedauerlicher schon ein anderes Defizit, das sich aus der beachtlichen theoretischen Dichte der Vorträge ergibt: Auch da, wo von Ossietzky geredet wird, dient er eher zum Nachweis historischer Prozesse, seine Persönlichkeit wird sekundär. Deutlich sichtbar erscheint sie nur in den wenigen Passagen, die sich kritisch mit ihm auseinandersetzen. Erst im Irrtum und in der Unzulänglichkeit wird der Name wieder zum Menschen.

Heidmarie Hecht

ROTHER, Bernd: **Die Sozialdemokratie im Land Braunschweig 1918 bis 1933** (= Veröffentlichungen des Instituts für Sozialgeschichte Braunschweig, Bonn). — Bonn: J. H. W. Dietz Nachf. 1990. 320 S.

Nachdem Heinrich A. Winkler eine umfassende Geschichte der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik vorgelegt hat, gilt es nunmehr, das gewonnene Bild durch regionale Gesamtdarstellungen zu erweitern und zu differenzieren. Die Untersuchung von Bernd Rother leistet dies für das Land Braunschweig in überzeugender Weise. Sie stützt sich auf umfangreiche Quellenbestände, aufgespürt im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel und vielen Stadtarchiven. Da die Parteiakten 1933 fast vollständig vernichtet wurden, mußte auf die bestens überlieferte sozialdemokratische Presse sowie auf sonstiges gedrucktes Quellenmaterial zurückgegriffen werden.

Der zeitliche Schwerpunkt liegt auf den Jahren 1918 bis 1923, den für die Braunschweiger Arbeiterbewegung ereignisreichsten und konfliktträchtigsten.

Rother schreibt Parteigeschichte als politische Geschichte. Im Mittelpunkt stehen dementsprechend Organisationsaufbau, soziale Zusammensetzung von Parteiführung und Parteibasis sowie innerparteiliche Auseinandersetzungen. Besonders aufschlußreich sind die Untersuchungen über Organisationsstrukturen in der „Provinz“; in den vielen Industriearbeiterdörfern, aber auch in den Landgemeinden verzeichneten die sozialdemokratischen Parteien 1919/20 einen deutlichen Mitgliederanstieg, bzw. einen gänzlichen Neubeginn und erzielten spektakuläre Wahlerfolge.

Bedauerlicherweise rückt mit der Konzentration auf die Organisationsgeschichte die Sozialgeschichte der Braunschweiger Arbeiter an den Rand. Eine ungünstige Quellenlage begünstigte wohl diese Entscheidung. Sozial-, alltags- und mentalitätsgeschichtlich orientierte Arbeiten werden sicherlich noch manch aufschlußreiche Ergänzungen zu dem von Rother gezeichneten Bild der Braunschweiger Arbeiterorganisationen liefern. Für die Braunschweiger Arbeiterbewegung stellt Rother eine Reihe von Besonderheiten gegenüber der Entwicklung im Reich und in den meisten deutschen Ländern heraus. Der Spaltungs- und Vereinigungsprozeß innerhalb der Arbeiterparteien verlief in Braunschweig anders: Hier schloß sich 1917 die überwiegende Mehrheit der organisierten Arbeiter der USPD an; die gemäßigtere Richtung verließ als kleine Minderheit die Partei und konstituierte sich als MSPD. Die Parteieinheit blieb unter linkem Vorzeichen weitgehend gewahrt.

In der Novemberrevolution beherrschte der linke Flügel der Arbeiterbewegung — USPD/Spartakusbund — die wichtigsten Machtzentren, während die MSPD dort gar nicht präsent war. Länger als anderswo blieb der Spartakusbund unter dem Dach der USPD, in der er phasenweise sogar den dominierenden Einfluß besaß. Als die Trennung im Frühjahr 1919 unvermeidlich wurde, wechselte aber nur ein kleiner Teil zur KPD. Das in Braunschweig besonders ausgeprägte Einheitsbewußtsein wirkte sich zugunsten der USPD aus, zumal sie für die klassenbewußte Braunschweiger Arbeiterschaft eine Alternative zur KPD bot. Nicht zuletzt deshalb trat im Herbst 1920 bei der Auseinandersetzung um den Anschluß an die Dritte Internationale nur eine Minderheit von der USPD zur KPD über. Die USPD blieb die stärkste Arbeiterpartei, und sie blieb Regierungspartei — das gab es sonst nirgends im Reich. Unter der Hand gerät die Darstellung der Jahre 1918 bis 1923 zu einer wichtigen Studie über die USPD, die sich bei Rother als eine Partei mit beachtlicher politischer Gestaltungskraft erweist. Diese selbstbewußte USPD ging im Herbst 1922 fast geschlossen zur SPD und brachte ihr radikal-reformerisches Potential in die Verbindung ein. In Braunschweig fand der linke Flügel der Arbeiterbewegung während der folgenden Jahre seine politische Heimat in der SPD. Die KPD blieb eine Splitterpartei. Wie ist diese Konstellation zu erklären?

Rother verweist auf mehrere Faktoren: die Sozialstruktur der Braunschweiger Arbeiterschaft, eine sich über Jahrzehnte hin entwickelnde schlagkräftige Parteiorganisation, die klassenkämpferische Parteitradition, korrespondierend mit einer sehr selbstbewußten Arbeiterschaft schon in der Vorkriegszeit; die relative Geschlossenheit von Parteiführung, Parteibasis und Arbeiterschaft, die ihre Belange zunächst in der radikal-reformerischen USPD, seit 1922 in der vereinigten SPD hinreichend vertreten sah; schließlich das in der Braunschweiger Arbeiterbewegung stark entwickelte Einheitsbewußtsein, das sehr unterschiedliche politische Positionen innerhalb einer Partei ermöglichte. „Pluralismus in der Diskussion, aber Einheit in der Aktion“.

Neben der Organisationsgeschichte beschäftigt sich Rother ausführlich mit der sozialdemokratischen Regierungspolitik. Hier stoßen wir auf eine weitere Braunschweiger Besonderheit: Über Jahre hinweg stellten die Arbeiterparteien allein die Regierung: 1918/19, 1920/22, 1927/30, in den Jahren 1919/20 und 1922/24 gab es eine Koalition mit den Liberalen.

Von besonderem Interesse ist die sozialdemokratische Kultur- und Schulpolitik. Sie führte zu schweren Auseinandersetzungen mit der evangelischen Kirche und verschärfte das seit langem gespannte Verhältnis zwischen Arbeiterschaft und Bürgertum. Diese Polarisierung erreichte bei den Wahlen 1930 ihren

Höhepunkt. Um jeden Preis wollten die bürgerlichen Parteien die sozialdemokratische Landesregierung ablösen. Da sie allein keine Mehrheit im Landtag hatten, gingen sie das Bündnis mit der NSDAP ein. Die Blockbildung im Parteiensystem, die Formierung klar abgegrenzter politischer, sozialer und kultureller Milieus zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft, die für Braunschweig kennzeichnend waren, bedürften noch genauerer Untersuchung.

Rother wendet sich entschieden gegen die Auffassung, linkssozialdemokratische Politik habe den spektakulären Wahlerfolg der NSDAP und die Bündnisbereitschaft der bürgerlichen Parteien mit den Nationalsozialisten verursacht. Er sieht die entscheidenden Versäumnisse beim Bürgertum selbst.

Aus der Regierung heraus führte die NSDAP seit 1930 den Kampf gegen die Braunschweiger Arbeiterbewegung, drei Jahre länger als anderswo. Die hiesige SPD bewegte sich in ihrer Strategie und Taktik ganz auf der Linie des Parteivorstandes in Berlin; auch eine Parteiorganisation, die links von der Mitte stand, unterstützte also die Tolerierungspolitik. Als sich 1931 die SAP von der SPD trennte, hatte sie in Braunschweig nur geringe Resonanz.

Ohne von bürgerlichen Koalitionspartnern ernsthaft gehindert zu werden, zerschlugen die Nationalsozialisten im Frühjahr 1933 mit besonderer Brutalität die Braunschweiger Arbeiterbewegung.

Erklärungsversuche für das regional unterschiedliche Verhalten der Arbeiterschaft sind nach wie vor ein zentrales Anliegen der Forschung. Stärker als bisher müssen jedoch vergleichende Ansätze verfolgt werden. Für eine vergleichende Arbeiterbewegungsgeschichte liefert diese Braunschweiger Regionalstudie einen wichtigen Baustein.

Hans-Ulrich Ludewig

ULRICH, Axel: Freiheit! Das Reichsbanner Schwarz Rot Gold und der Kampf von Sozialdemokraten in Hessen gegen den Nationalsozialismus 1924–1938. Hrsg. vom SPD-Bezirk Hessen-Süd. — Frankfurt a.M.: [o.V.] 1988. 190 S.

Diese Veröffentlichung, gewidmet dem langjährigen Vorsitzenden des im Titel genannten Bezirks, Willi Birkelbach, der selbst im Rahmen der SAP aktiven Widerstand gegen den NS-Staat geleistet hat, soll — laut Vorwort — der „Aufarbeitung“ der „eigenen Parteigeschichte“ dienen und „ein wirklichkeitsgetreues Bild“ vom aktiven Einsatz der SPD- und Reichsbannermitglieder gegen das braune Unrechtsregime, spezifisch in Südhessen, nachzeichnen (S.8).

Im ganzen wird der federführende Historiker Axel Ulrich seiner nicht leichten Aufgabe in anerkennenswerter Weise gerecht, indem er, teils als Illustration, teils als für sich selbst sprechende Zitate, Bilddokumente und Zeugenberichte in seinen Text einarbeitet. Allerdings ist diese ansprechende Methode der Darstellung hauptsächlich auf die Jahre von 1932 bis 1937 zur Anwendung gekommen, so daß die im Titel versprochene Darstellung des ‚Reichsbanners‘ seit 1924 arg zu kurz kommt. Ulrich gliedert nämlich sein Material in fünf, nicht recht ausgewogene, Hauptteile: 1) Vom ‚Reichsbanner‘ zur ‚Eisernen Front‘ (S.13–26); 2) Vom offenen Widerstand der EF bis in den Untergrund, bzw. ins Ausland (S.27–50); 3) Berichte vom konspirativen Widerstand, insbesondere seitens des ‚Grenzsekretariats Südwest‘ und der Gruppe Apel (S.51–108), zu denen sich persönliche Erinnerungen von Walter Hesselbach und Georg Feller als wichtige Ergänzung anbieten (S.135–155); 4) Zentrale Probleme des Widerstands als Zusammenfassung: „Warum Widerstand?“ und „Einheitsfront in Hessen-Süd?“ (S.109–125); sowie 5) Zehn ausgewählte Dokumente in Vollabdruck (S.157–190).

Während die unter Nr.3 und 5 aufgelisteten Materialien den Wert regionaler, ja personaler, Stoffsammlungen und deren Aufarbeitung eindrucksvoll rechtfertigen, können die übrigen Teile des Buches nur in geringerem Maße überzeugen. Schon die o.a. Inhaltsübersicht läßt durchblicken, daß es dem Verfasser weniger um Reichsbanner und Eisernen Front als um die SPD und ihre Vorbereitung auf den Nachkriegsstaat geht, daß er aber gleichzeitig alle nicht eindeutig „bürgerlichen“ oder zur KPD gehörigen Kräfte des Widerstandes in seine Schilderung mit einbezieht.

Dies begründet er mit einer Feststellung (S.13), deren Logik zweifelhaft ist, daß nämlich die bürgerlichen Parteien „eine gewisse Anfälligkeit für autoritäre Staatsformen nie ganz überwinden“ konnten, daher als eine „sehr labile politische Kraft“ eigentlich von vornherein der SPD und den Freien Gewerkschaftsverbänden als einzigen „voll und ganz mit der Weimarer Demokratie identifizierten“ Organisationen die Verteidigung der Verfassung überließen. Gerade diese Auffassung aber vertraten von vornherein die Reichswehr und die sogen. „Nationalen Verbände“, insbesondere in Bayern, als sie dem Reichsbanner noch in seinem Gründungsjahr als „politisch“ und parteigebunden seinen überparteilichen Charakter und gesamtrepublikanischen Wirkungswillen absprachen. Hatte also die Reaktion

recht, wenn sie den Unterschied zwischen dem RB und seinem österreichischen Bundesgenossen, dem „Republikanischen Schutzbund“, der zur SPÖ gehörte, einfach ignorierte?

Allerdings erwächst dem Verfasser auch ein gewisser Vorteil aus seiner überspitzten Behauptung: Er kann in seiner Darstellung des aktiven Widerstandes während der Jahre 1933–1937 auf eine Unterscheidung zwischen ehemaligen Angehörigen bürgerlicher und sozialistischer Gruppen verzichten und alle — außer den Kommunisten — als Produkte der Erziehung im RB und in der Eisernen Front in seine Darstellung aufnehmen.

Bleibt das Problem der KPD und einer „Einheitsfront“ des Widerstandes. Hier wird der Verf. apologetisch, spezifisch in bezug auf die Gerüchte über die Bildung einer Einheitsfront gerade in Süd-Hessen (S.109ff.), deren Bestehen er leugnet. Dabei rächt es sich, daß die Entstehungsgeschichte des Reichsbanners im ersten Teil des Buches zu wenig durchleuchtet wurde; denn es läßt sich behaupten, daß das RB — schon allein von den chronologischen Begleiterscheinungen seines Gründungsjahres her — als *Absage* an die seit Anfang 1923 ausgegebenen Einheitsfront-Parolen der Kommunisten in den linksregierten Ländern Sachsen und Thüringen und an die dortigen Arbeiterwehren verstanden werden kann, deren Berechtigung man aus ihrem Auftreten als Gegengewicht zu den in Bayern mit Wohlwollen behandelten rechtsradikalen Wehrgruppen ableitete. Das Reichsbanner war also, seit seiner Vorgründungszeit, gleichzeitig gegen Umsturz von rechts wie von links präkonditioniert. Das wirkt sich dann selbst in der Widerstandszeit, ja sogar auch nach 1945, noch weiterhin aus!

Ein zusätzliches Problem, dem der Verfasser eine apologetische These gegenübergestellt, ist in der Kapitelüberschrift: „Warum Widerstand?“ (S.121–126) angesprochen. Trotz der Häufung von Einzelangaben über konspirative Zellen in Südhessen (und anderswo), trotz der angeführten Opfer ihres mutigen Einsatzes bleibt es fraglich, ob die bis 1938 in Deutschland bestehenden Zellen wirklich für die SPD (vom Reichsbanner ganz zu schweigen) jenes vom Verfasser postulierte Netz von Vertrauensleuten vorzubereiten halfen, welches dann „für die unmittelbare Zeit nach einem Umsturz zur Verfügung“ stehen sollte (S.123).

Als Fazit kann nur gesagt werden, daß die vorliegende, nicht unwichtige Quellenpräsentation mit ihrer versuchten Analyse zwar — bei allem Respekt vor der sauberen Arbeit des Verfassers — Texte, Namen und Thesen liefert, zur Lösung der aufgeworfenen Probleme jedoch eher schablonenhafte als tiefgreifende Antworten bietet.

Jacob Toury

RUDLOFF, Michael: **Weltanschauungsorganisationen innerhalb der Arbeiterbewegung der Weimarer Republik** (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 499). — Frankfurt a.M., Bern, New York und Paris: Verlag Peter Lang 1991. 265 S.

Die Kultur- und Nebenorganisationen der Arbeiterbewegung haben gelegentlich ein Eigenleben geführt, das zur Politik der Arbeiterparteien nur lose Verbindungen aufwies. Vertrackter noch wird die Bewertung, wenn die Interaktion solcher Verbände in den Blick gerät, die sich wechselseitig bekämpften. Weltanschauungsorganisationen in der Arbeiterbewegung sind für Michael Rudloff vor allem die Freidenker und die religiösen Sozialisten. Die gemeinsame Untersuchung dieser „feindlichen Brüder“, ihres Verhältnisses zueinander und zu den großen Arbeiterparteien verspricht einen neuen Blick auf das sozialistische Lager in der Weimarer Republik.

Beide Strömungen hatten mit großer Skepsis bei SPD und KPD zu kämpfen. In der spezifischen Situation nach 1918 ist auch unübersehbar, daß Freidenker wie religiöse Sozialisten im gleichen diffusen Feld tätig waren: Die in der Arbeiterschaft verbreitete Ablehnung kirchlicher Formen und Bindungen schloß keinen prinzipiellen Abschied von religiös-weltanschaulichen Bedürfnissen ein, die Mehrzahl der Arbeiterfamilien blieb den Kirchen verbunden, und eine Vielzahl ethischer, schwärmerisch-jugendbewegter, anarchistischer und anderer Gruppen — die sogenannten „Inflationseiligen“ eingeschlossen — konkurrierten um die Sinngebung in einer durch Krieg und Revolution entstrukturierten Situation. Rudloff liefert zunächst einmal eine detaillierte Chronik religiös-sozialistischer Tendenzen und Organisationen in dieser Zeit. Aus ihr geht hervor, daß der religiöse Sozialismus nicht, wie oft behauptet, eine Pfarrer- und Intellektuellen-Angelegenheit war. Die vielzitierten Exponenten artikulierten in den Jahren nach 1920 eine kleine, aber stabile sozialistische Strömung von ca. 30.000 Menschen. Diese Stabilität widerlegt auch die Vermutung, die ganze Richtung sei doch nur ein „Wechselbalg“ der Weimarer Koalitionspolitik von Zentrum und Sozialdemokratie gewesen. Einen handgreiflich-politischen Ausdruck fand der religiöse Sozialismus auch in den (Zentrum wie Klerus ernsthaft beunruhigenden) Versuchen

ab 1920, mit der Christlich-Sozialen bzw. Christlich-Sozialen Reichspartei eine arbeiterorientierte, linkschristliche Partei aufzubauen. (Über die vom Autor oft nur angedeuteten Differenzen zwischen Protestantismus und Katholizismus als Rekrutierungsfeld sozialistischer Politik hätte man übrigens gern Genaueres erfahren.)

Nach allen zeitgenössischen Untersuchungen überstieg die Zahl der „weltanschaulich Interessierten“, die sich oft mit dem Satz „Meine Religion ist der Sozialismus“ zu Wort meldeten, die der religiös-sozialistisch orientierten Arbeiter bei weitem. Die Freidenkerbewegung in ihren verschiedenen Facetten, Bündelungen und Phasen verfügte so immer über einen Anhang von Hunderttausenden. Mit entsprechendem Selbstbewußtsein wurden religiöse Regungen in der Arbeiterbewegung bekämpft und lächerlich gemacht. Rudloff weist nach, daß diese Attitüde und die hinter ihr stehende Priesterbetrug-These das Niveau der Marxschen Religionskritik unterschritt und — was noch wichtiger ist — die taktischen und strategischen Möglichkeiten der Arbeiterparteien unnötig beschnitt. **Vieles praktische Gemeinsamkeiten der beiden Strömungen — z.B. in den Auseinandersetzungen um die Trennung von Staat und Kirche und um die entschädigungslose Fürstenenteignung — konnten wegen der gegenseitigen Kritik und Denunziation nur unzureichend zum Ausdruck kommen.** Ende der 20er Jahre resümierte Paul Piechowski resigniert, daß es bei den Freidenkern mehr Haß gegen religiöse Klassengenossen als gegen bürgerliche Kapitalisten gebe. Religiöse Sozialisten wurden von ihren Gegnern gern als „unklare Kampfgefährten“ hingestellt — ein Befund, der sich spätestens im Widerstand gegen die Nazi-Diktatur als völlig verfehlt erwies. Aber auch vorher gab es nach Ansicht Otto Rühles wenig Grund zum freidenkerischen Hochmut: Weniger die „wissenschaftliche Weltanschauung“ und der kulturelle Eifer hielten die Freidenker-Organisationen zusammen, sondern es waren in erster Linie ihre Dienstleistungen in Sachen Feuerbestattung und Festkultur, die Massen-Attraktivität ausmachten. Daß die sozialistische Religionskritik oft gegen ein „Zerrbild von Religion“ ankämpfte, ist (mindestens im nachhinein) nicht zu übersehen: Sie verfehlte die Kirchenferne und den überkonfessionellen Religionsbegriff der religiösen Sozialisten.

Welche Folgen diese Dialog-Verweigerung hatte, wäre noch genauer zu untersuchen. Rudloffs These, daß wegen der von ihm geschilderten Blockierungen die „ursprünglich münzterischen Gebiete“ proletarischer Subjektivität von den Nazis besetzt werden konnten, mag eine Überschätzung des Biotops der Weltanschauungsorganisationen sein, doch sind die dort aufgezeigten Defizite und schlimmeren Fehler wohl mindestens Indikatoren für allgemeinere Probleme der Arbeiterbewegung mit dem „Wärmestrom“. Der Wert dieser Studie liegt (außer in ihrem empirischen Reichtum) — und darin verweist sie auf den Entstehungszusammenhang am Leipziger Franz-Mehring-Institut der endenden 80er Jahre — in der detailliert begründeten Verabschiedung geschichtsphilosophisch-„wissenschaftlicher“ Sozialismus-Konzepte und ihrer sektiererischen politischen Folgen.

Norbert Reichling

HEIN, Christoph M.: Der „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands“. Biographie eines kulturpolitischen Experiments in der Weimarer Republik (= Arbeiterkultur und Arbeiterbewegung, Bd. 25). — Münster und Hamburg: Lit Verlag 1991. 339 S.

Nach einer Konjunktur seit etwa 1968 war es Ende der siebziger Jahre still geworden um den Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands (BPRS). Man mochte dies bedauern oder auch unbeteiligt-achselzuckend zur Kenntnis nehmen — das Desiderat einer kritischen und zusammenfassenden Darstellung, losgelöst aus dem politisch-parteilichen Streit, blieb bestehen, denn der BPRS war ja keine marginale Organisation, sondern vereinigte mehrere hundert Schriftsteller(innen) und brachte literarisch und literaturtheoretisch einiges Beachtliche hervor. In diese Lücke tritt nun Christoph Heins umfang- und inhaltsreiche Untersuchung, und der Interessierte nimmt sie mit großer Erwartung zur Hand.

Die Erwartung steigt, nimmt man von Heins ambitionierten Zielen Kenntnis (siehe „Einleitung“, S.10–13). Der Autor will, allgemein um Objektivität bemüht, Germanistik und Geschichtswissenschaft verbinden, und er will „zum erstenmal eine umfassende Geschichte des BPRS [. . .] verfassen“ (S.11). Um es kurz vorwegzusagen: Diesem Anspruch kommt er nicht nach, ein Urteil über das vorliegende Buch muß mehreren gravierenden Vorbehalten Rechnung tragen. Zum einen handelt es sich um keine philologische Arbeit, eher um eine soziologisch-politologische; zugrunde liegt eine Münsteraner Dissertation aus dem Fachbereich Soziologie (1990). Zum anderen gesteht Hein offen ein, daß er zugunsten „der organisationsgeschichtlichen Betrachtung des BPRS“ diejenigen „Aspekte gekürzt“ habe, „die in der Sekundärliteratur bereits hinreichend diskutiert wurden“ (S.12), als da sind: die literarische

Produktion der BPRS-Mitglieder, die literaturtheoretischen Debatten. Unerheblich ist das ja nicht und für eine vorgeblich „umfassende Geschichte“ eine schwere Hypothek.

Hein bringt allerdings eine ganze Menge zur Beschreibung und zum Verständnis des BPRS bei: Er hat gründlich die Quellen studiert, Archivmaterial, das auf den Bund selbst zurückgeht, weiterhin regionale Veröffentlichungen (etwa die Dortmunder „Ruhrstadt“ oder die Breslauer „Stafette“), schließlich Gestapo-Akten, insbesondere die Berichte des Berliner Spitzels Hans Berg, der nach Heins Analyse — anders als es die DDR-Forschung früher dargestellt hat — bei der Zerschlagung der illegalen Berliner Ortsgruppe des BPRS im Oktober 1935 die entscheidende Rolle gespielt hat (siehe Kap.4.1.1).

In den Abschnitten, in denen Hein auf die von ihm erschlossenen Quellen zurückgreifen kann, ist das Buch auch am stärksten, und die Vorbehalte, die genannten und andere, verblassen. Informativ und aufschlußreich sind so vor allem die Abschnitte zum BPRS in den Jahren 1928–1933, was z.B. die Organisation allgemein, was Zahlen und Fakten, was die Mitgliederstruktur und die Rolle der Frauen im Bund betrifft. Ähnlich instruktiv sind die Passagen zum Verhältnis des BPRS zur Komintern-abhängigen Internationalen Vereinigung Revolutionärer Schriftsteller oder später die Abschnitte zur Situation des BPRS in der Illegalität nach 1933.

Der Autor hat seiner Untersuchung etliche Tabellen und Schaubilder hinzugefügt, um die Darstellung anschaulich werden zu lassen und zusammenzufassen (hier freilich wäre manches entbehrlich und hätte zugunsten des Abdrucks wichtiger Textdokumente des BPRS, wie der programmatischen Texte der Jahre 1928–1932 etwa, suspendiert werden sollen), und er hat sich an ein Mitgliederverzeichnis des Bundes gewagt („Kurzbiographien der Mitglieder“, S.283–315), wohl wissend, welch ein Risiko er damit eingeht — denn zu vieles ist nicht mehr aufzuhellen, und er wertet es zutreffend als „Zwischenstand“ (S.284). Mehr als 200 Namen sind hier versammelt — Interessenten dürften künftig immer wieder nachschlagen (und es sei weiter nicht kritisiert, daß manche Ungereimtheit auffällt, daß z.B. Fritz Rück im Textteil genannt wird, S.126, im Mitgliederindex aber fehlt oder daß es *Bernard* von Brentano heißen muß, nicht Bernhard, oder *Günther*, nicht Georg Berkahn, usw.).

Die Passagen zur Literatur und Literaturtheorie, wie angerissen, fallen demgegenüber sehr ab, die zur Zeitschrift des BPRS, der „Linkskurve“, sind sehr mager, ebenso die zum Begriff der „proletarisch-revolutionären“ Literatur. Fraglich und nicht überzeugend bleibt die These des Verfassers, die Exilzeitschrift „Neue Deutsche Blätter“ und die Moskauer Zeitschrift „Zwei Welten“ seien ohne Umschweife als Organe des BPRS anzusehen (vgl. S.216, 235 und 278). Hier geht er, wohl im Eifer, Neuigkeiten zu melden, zu weit (die Legende zur Graphik „Die Periodika des BPRS“ spricht zugleich unklarerweise von Organen „unter maßgeblichem Einfluß“ des BPRS). — Angemerkt werden muß leider noch, daß sprachlich manches im argen liegt („Becher hatte sich damit weit aus dem Fenster gelehnt“, S.152; „die idealsten [!] Bedingungen“, S.216; auch grammatisch-rechtschreiblich ist nicht alles in Ordnung: „am entscheidendsten [!] erscheint [. . .]“); der BPRS wird als ein „Biotop“ beschrieben (S.271), statt allenfalls als „Organismus“, und der Titel „Stich und Hieb“ ist wahrlich kein „Chiasmus“ (S.182), sondern halt eine Zwillingsformel. — Das umfangreiche und differenzierte „Literaturverzeichnis“ (S.316–338) zeugt von der schon erwähnten gründlichen Beschäftigung des Autors mit seinem Stoff und bietet auch Spezialisten viele willkommene und nützliche Hinweise — aber auch hier fallen Lücken und Inkonssequenzen auf: So hätte z.B. beim „Entwurf zu einem Programm des BPRS“ (1932) vermerkt werden müssen, daß es nicht nur als Archivgut existiert, sondern in Bd. I der Sammlung „Zur Tradition der deutschen sozialistischen Literatur“, Berlin und Weimar 1979, abgedruckt ist. Im Abschnitt „Zeitungen und Zeitschriften“ werden „Unsere Zeit“ und „Mitteilungen der Deutschen Freiheitsbibliothek“ vermißt, obschon sie im Textteil erwähnt werden; allgemein fehlen aber der „Gegner“ (1919/22) und die „Arbeiter-Literatur“ (1924), beide vor einigen Jahren nachgedruckt! Was „Sammelbände, Anthologie und Werkausgaben“ betrifft, so fehlen — nur zwei Beispiele — die Anthologie „Proletarisch-revolutionäre Kurzgeschichten 1928–1933“ (Dortmund 1974) oder die „Sammlung proletarisch-revolutionärer Erzählungen.“ Hrsg. von Walter Fähnders, Helga Karrenbrock und Martin Rector, Darmstadt und Neuwied 1973. Die Rubrik „Lexika und Nachschlagewerke“ läßt etwa Angela Huß-Michel, „Literarische und politische Zeitschriften des Exils 1933–1945“ Stuttgart 1987, oder das Standardwerk Wilhelm Sternfeld und Eva Tiedemann, „Deutsche Exil-Literatur 1933–1945. Eine Bio-Bibliographie“, Heidelberg 1970, vermissen, und generell stößt man leider nicht auf Frank Trommlers wichtigen „historischen Überblick“ „Sozialistische Literatur in Deutschland“, Stuttgart 1976.

All diese Kritikpunkte schmälern den Wert des vorliegenden Buches, sie machen es aber nicht wertlos. In der Quellenarbeit hat es seine unbestreitbaren Verdienste. Es ist vielfach informativ, es ist nützlich, und das ist schon eine ganze Menge.

Gerhard Müller

Piraten, Swings und Junge Garde. Jugendwiderstand im Nationalsozialismus. Hrsg. von Wilfried BREYVOGEL. Mit Beiträgen von Matthias von HELLFELD, Inge JENS, Arno KLÖNNE, Anneliese KNOOP-GRAF, Bernd-A. RUSINEK, Carola STERN u.a. (= Dietz-Taschenbuch, Bd. 29).— Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf. 1991. 352 Seiten.

Der Jugendwiderstand im Nationalsozialismus war das Thema der Essener Studententage für Erziehungswissenschaft, die sich im Januar 1990 an Studenten, Lehrer, Jugendliche, Auszubildende und Schüler wandten. Die Beiträge dieser Veranstaltung liegen nun als Buch vor, in dem der neuere Forschungsstand dargestellt und ein systematischer Überblick gegeben werden soll.

Der Herausgeber Wilfried Breyvogel leitet den Band mit einer begrifflichen Differenzierung zwischen Resistenz, Dissidenz, Nonkonformität, Protest, Widerstand und Konspiration ein, dem sich eine chronologische Beschreibung des „bunten Spektrums jugendlicher Widerstandsformen“ anschließt. Angesprochen werden die Arbeiterjugendbewegung, bürgerliche, studentische Jugend und jugendliche Subkulturen.

Neben dem Widerstand der studentischen „Weißen Rose“ (drei Beiträge) wird ausführlich auf den Widerstand aus der bündischen Jugendbewegung und dem katholischen Milieu sowie auf jugendliche Subkulturen wie die „Edelweißpiraten“, „Swings“ und „Zazous“ eingegangen. Die letztgenannten waren „schräge Vögel“ und trugen bei jedem Wetter einen niemals aufgespannten Regenschirm als Kultobjekt. „Swing-Heinis“ oder „Hotter“ nannten sie sich in Hamburg und „petites swings“ bzw. „Zazous“ in Paris. Einige Zazous hefteten sich zusätzlich einen „Judenstern“ mit dem Zusatz „Swing“ an die Kleidung. Mit ihrer betont pro-englischen Haltung demonstrierten sie in mehreren Großstädten des nationalsozialistischen Deutschland, aber auch im von der deutschen Armee besetzten Paris gegen das NS-Regime. Dies war verboten und wurde von der Polizei verfolgt.

Der Widerstand aus der Arbeiterjugendbewegung kommt mit zwei Aufsätzen über die Aktivitäten der Sozialistischen Arbeiterjugend und des Kommunistischen Jugendverbandes in Hamburg (Frank Bajohr) sowie der Naturfreundejugend (Hartmut Wenzel) viel zu kurz.

Die Aufsätze beschränken sich auf die relativ bekannten Bereiche der Jugendopposition gegen den Nationalsozialismus, über die bereits einige Veröffentlichungen vorliegen. Vergeblich sucht man etwas Neues oder weniger Bekanntes. Die Selbstbehauptungs- und oppositionellen Aktivitäten jüdischer Jugendliche in Deutschland sowie im besetzten Ausland bleiben ausgespart, ausgeblendet sind ferner die Mädchen und jungen Frauen. Diese Defizite werden auch nicht als solche benannt. — Die jahrzehntelangen Forschungen außerhalb der alten Bundesländer, insbesondere an der Universität Rostock, die mit dem Namen von Karl Heinz Jahnke und seinen Kolleginnen und Kollegen verbunden sind, wurden auf der Veranstaltung nicht dargestellt und fehlen auch in dem Buch.

Der Vorteil des Bandes besteht trotz der Mängel darin, daß hier ein preiswerter und lesbarer Überblick über ausgewählte Bereiche des Widerstandes vorgelegt wurde. Eine anzuerkennende Serviceleistung besteht in der kommentierten Bibliographie zum Thema, die allerdings ebenfalls ergänzungsbedürftig ist. Den Veranstaltern ist ein Nachfolge-Studententag zu empfehlen, um das Versäumte nachzuholen.

Kurt Schilde

BENZ, Wolfgang: Zwischen Hitler und Adenauer. Studien zur deutschen Nachkriegsgesellschaft. — Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1991. 248 S.

Mit dieser Aufsatzsammlung von acht bereits veröffentlichten und drei erstmals publizierten Beiträgen zieht der langjährige Mitarbeiter des Instituts für Zeitgeschichte (jetzt Professor an der TU Berlin) eine in vier Abteilungen gegliederte exemplarische Bilanz der Nachkriegszeit.

Der erste Teil „Konzepte der Nachkriegsdemokratie“ befaßt sich mit der Traditionssuche und den Plänen für eine Verfassung im Nachkriegsdeutschland. Im zweiten Teil greift Benz gesellschaftliche und wirtschaftliche Probleme auf, schildert eindrucksvoll und mit vielen Details die sechs Wochen zwischen Befreiung und Heimkehr der Häftlinge im KZ Dachau und wirft ein Schlaglicht auf das emotional belastete, äußerst schwierige jüdische Leben in Deutschland nach den Erfahrungen von Auschwitz. Der Kasseler Spinnfaser-Prozeß von 1947 dient als Beispiel für die Auswirkungen der Zwangswirtschaft mit all ihren Begleiterscheinungen wie Kompensationsgeschäften, Warenhortung, Schiebereien und Schwarzem Markt in der Grauzone zwischen Kriminalität und Legalität. Mit ebensolchem detektivischem Gespür deckt Benz die Verästelungen des Wollheim-Prozesses auf, der den Anstoß für die Entschädigung der Zwangsarbeiter von Auschwitz gab.

Dieser Beitrag gehört zur dritten Abteilung, in der es um grundsätzliche Fragen der Nachkriegspolitik geht: die Ausmerzungen des Nationalsozialismus (am Beispiel der „Entnazifizierung der Richter“), die Frage der Wiedergutmachung („Wollheim-Prozeß“) und die Möglichkeiten zur Neuordnung im Nachkriegsdeutschland (Bildungswesen und öffentlicher Dienst).

Die ganze Komplexität der Nachkriegsgeschichte zeigt sich in dem hier erstmals veröffentlichten Beitrag „Lernziel Demokratie“. Es ist schon einigermaßen erstaunlich, daß im deutschen Westen eine grundlegende Reform des Bildungswesens weitgehend ausblieb, obgleich in Widerstand und Emigration entsprechende Pläne — mehr oder weniger ausgereift — entwickelt worden waren und die Besatzungsmächte zudem, wenn auch ohne die auf anderen Gebieten offenbarte Vehemenz, auf organisatorische Neuerungen drängten, die sich z.T. mit den Zielen von Parteien und Landesregierungen deckten. Dieser missionarische Eifer der westlichen Besatzungsmächte stieß bei den konservativen Beharrungskräften auf Unverständnis und Ablehnung. Durch Verzögerung und Hinhalten wurden die Änderungsvorgaben abgewehrt, bis schließlich mit dem Ende der direkten Besatzungszeit die von außen hereingetragenen Impulse verebbten und die alten Schulen in Form und Inhalt verteidigt und gerettet worden waren.

In diesem für alle Bereiche geltenden Spannungsfeld zwischen Besatzungsmächten und deutschen Kräften — dem für die Nachkriegszeit konstitutiven Dualismus — besaßen die Besetzten durchaus Chancen, gegen alliierte Initiativen erfolgreich zu opponieren, wie bei der Auseinandersetzung um die Reformierung des öffentlichen Dienstes, in der durch zähe und beharrliche Arbeit die Weichen „in die Richtung des Hergebrachten zurückgestellt“ wurden (S.183). Gleichzeitig bahnten Initiativen der Sieger Wege für Reformen, z.T. gegen den Willen der deutschen Funktionäre (Einrichtung eines öffentlich-rechtlichen Rundfunks), verhinderten sie Irrwege der deutschen Seite wie den Entwurf eines mit einem drakonischen Strafkatalog ausgestatteten bayerischen Republikenschutzgesetzes aus dem Jahre 1945.

Diese Konfliktfelder und die gemeinsamen Optionen beider Seiten greift Benz im abschließenden Beitrag „Erzwungenes Ideal oder zweitbeste Lösung“ auf und zeigt nochmals den für die politischen Weichenstellungen im Nachkriegsdeutschland entscheidenden Einfluß der Besatzungsmächte.

Sammelbände mit zum Großteil bereits publizierten Beiträgen aus der Feder eines Autors sind gewiß immer gewagte Unterfangen, da nicht viel Neues zu erwarten ist. Dieser Band hat seine Berechtigung, weil er einen engen Zeitraum beleuchtet, die bisherigen Überblicksdarstellungen von Benz zur deutschen Nachkriegszeit ergänzt und anhand exemplarischer Studien Grundprobleme der Zeit vertiefend darbietet. Zudem hat man jetzt die verstreut publizierten Beiträge in einem Taschenbuch zum angemessenen Preis griffbereit und braucht die alten Kopien nicht mehr verzweifelt zu suchen.

Walter Mühlhausen

RITTER, Gerhard A. und Merith NIEHUSS: **Wahlen in Deutschland 1946–1991. Ein Handbuch.** — München: Verlag C.H. Beck 1991. 296 S.

Das Handbuch, welches an die beiden ebenfalls im Beck Verlag erschienenen wahlgeschichtlichen Handbücher zum Kaiserreich 1871–1918 und zur Weimarer Republik 1919–1933 anknüpft, weist inhaltlich zwei Schwerpunkte auf. Zum einen sind in umfassender Weise Angaben zu sozialen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen in der Bundesrepublik seit 1946 aus offiziellen Statistiken zusammengestellt. So finden sich Daten zur Bevölkerungsentwicklung, zu Flüchtlingen und Vertriebenen, zur Erwerbsstruktur und sozialen Schichtung, zum Wandel der Lebensverhältnisse, zu Parteien und Verbänden sowie natürlich auch zum Ausgang der Bundestags-, Landtags-, Europa- und vergleichbaren Wahlen seit 1946. Soweit möglich wurden dabei die neuen Bundesländer mit einbezogen. Oft erleichtern zusätzliche graphische Abbildungen das schnelle Erkennen wichtiger Zusammenhänge aus den zugehörigen Tabellen. Aber auch die Tabellen selbst sind bis auf wenige Ausnahmen (wie z.B. Tab. 2.21) klar gegliedert und schon auf den ersten Blick mühelos lesbar. So gesehen ist das Buch als Nachschlagewerk sehr empfehlenswert. Etwa 2/3 des Gesamtvolumens nimmt dieser Teil ein. Darüber hinaus werden im Text wertvolle historische und vor allem wahrrechtliche Hintergrundinformationen geliefert.

Weniger überzeugend sind die analytischen Teile, welche den zweiten Schwerpunkt bilden. Eine Abkehr der Wahlforschung der 1970er und 1980er Jahre von der Umfrageforschung und im Gegenzug eine Hinwendung zur „bewährten Aggregatdatenanalyse“, wie sie im Buch postuliert und vor allem auch konsequent umgesetzt wird (vgl. S.14 letzter Absatz bis S.17 sowie S.211, 3. Absatz), ist nur schwer nachvollziehbar. Auch die hierfür ins Feld geführten Argumente greifen kaum. Wahlprognosen bergen natürlich Schwierigkeiten in sich, sie stellen jedoch nur einen marginalen Aspekt der (nicht-kommerziellen) Wahlforschung dar. Ein ebenfalls wenig zentrales Thema stellen die Infas-Wählerwanderungsanalysen

dar, auf die sich das zweite Argument offenbar hauptsächlich bezieht. Das Argument des „Methodenmonismus“ in der Wahlforschung wurde zuletzt von Rainer Olaf Schulze gebraucht. Eine ausführliche Stellungnahme hierzu findet sich in der „Zeitschrift für Parlamentsfragen“, H.2/1992 und muß an dieser Stelle nicht wiederholt werden. Wie schwierig es ist, in der Wahlanalyse ohne Umfrageergebnisse auszukommen, zeigt schon die Tatsache, daß im Text immer wieder Aussagen wie: „In Wirklichkeit erfolgt der Wechsel der Parteipräferenz relativ selten, legt den Wähler meist für längere Zeit neu fest und ist zudem nicht auf eine Gruppe von sog. ‚Wechselwählern‘ beschränkt“ (S.15) usw. gemacht werden, die kaum anders als mittels Umfragen auf ihre Richtigkeit hin überprüft werden können. Generell gesehen ist es m.E. wenig hilfreich, sich in der Wahlforschung *ausschließlich* auf die eine oder andere Vorgehensweise zu beschränken. Jede Methode hat ihre spezifischen Vor- und Nachteile und ist für die Beantwortung der einen oder anderen Frage besser oder schlechter geeignet. Bestimmte Informationen können weiter überhaupt *nur über Individualdaten*, andere *nur über Aggregatdaten* erhoben werden. Dieser wichtige Gedanke sei hier zumindest einmal angeschnitten. Auch (und besonders) die Verwendung von Aggregatdaten ist keinesfalls frei von Schwierigkeiten, wie die Verfasser selbst feststellen.

Wie gesagt blenden die Analysen Meinungsumfragen bis auf eine einzige (und als solche gekennzeichnete) Ausnahme bewußt und vollständig aus. Statt dessen werden einerseits die Ergebnisse der amtlichen Repräsentativstatistik berichtet, d.h. in der Regel eine Aufschlüsselung der „echten“ Wahlentscheidung von Personen aus einer sehr guten Stichprobe nach dem Geschlecht und nach Altersgruppen. Der aus diesen Aufsplittungen erwachsende Erkenntnisfortschritt hält sich jedoch m.E. naturgemäß in Grenzen, da nur ganz wenige Einflußfaktoren auf das Wahlverhalten, in der Regel Alter und Geschlecht, untersucht werden können. Andererseits werden Zusammenhänge auf Aggregatdatenebene berichtet — und zwar *nur* aus offiziellen Statistiken. Oder anders ausgedrückt: In diesen Statistiken werden immer wieder einmal mehr oder weniger willkürlich ausgesuchte Kreuztabellierungen auf Gemeindeebene berichtet — und diese sind im analytischen Teil wiedergegeben. Der Leser sollte also von diesem Teil *nicht* eine nach bestimmten Fragestellungen hin vorgenommene, vielleicht sogar über die verschiedenen Wahlzeitpunkte hinweg vergleichende Analyse der entsprechenden maschinenlesbaren Daten der statistischen Landesämter erwarten, auch wenn einige Textpassagen und der methodische Argumentationsaufbau dahingehend mißverstanden werden könnten.

Insgesamt gesehen stellen die Aussagen des analytischen Teils in der Regel eher eine Interpretation der berichteten Zusammenhänge dar. Ein theoretischer Ansatz, wie er zumindest implizit angemahnt wird (vgl. S.16 oben), ist nicht ohne weiteres erkennbar.

Siegfried Schumann

WILKE, Manfred, Hans-Peter MÜLLER und Marion BRABANT: **Die Deutsche Kommunistische Partei (DKP). Geschichte, Organisation, Politik** (= Bibliothek Wissenschaft und Politik, Bd. 45). — Köln: Verlag Wissenschaft und Politik 1990. 302 S.

Der Zusammenbruch des SED-Regimes im Herbst 1989 führte zugleich zum Kollaps des „SED-Interventionsapparats“ in der Bundesrepublik, der Deutschen Kommunistischen Partei. Die DKP zeichnete sich seit ihrer Existenz durch ihre nahezu völlige Bedeutungslosigkeit aus. Zwei Umstände verschafften dieser „0,3-Prozent-Partei“ über zwei Jahrzehnte hinweg eine unverhältnismäßig große Öffentlichkeit: zum einen die immense finanzielle und propagandistische Unterstützung durch die SED/DDR, zum anderen die aus dem Kalten Krieg zu erklärende Aufmerksamkeit seitens des westdeutschen Verfassungsschutzes und der bürgerlichen Presse.

Der Berliner Soziologe Manfred Wilke hat 1990 gemeinsam mit Hans-Peter Müller und Marion Brabant eine umfassende Studie zu „Geschichte, Organisation, Politik“ der Partei vorgelegt. Die Ausgangsthese ihrer Arbeit hieß: „Die Kontinuität einer kommunistischen Partei wird von ihrem hauptamtlichen Apparat gesichert“ (S.9). Bereits in ihrem Vorwort weisen sie darauf hin, daß es nicht oft geschehe, daß „die Wirklichkeit ein wissenschaftliches Untersuchungsergebnis so schlagend bestätigt wie in unserem Fall“ (S.9).

Im ersten Abschnitt geben die Autoren einen Überblick über die Geschichte des deutschen Kommunismus und beschreiben die Umstände der DKP-Gründung. Diese wurde 1968 formal als Neugründung einer kommunistischen Partei durchgeführt, war aber faktisch eine aus Opportunitätsgründen von der Bundesregierung geduldete Rekonstituierung der 1956 vom Bundesverfassungsgericht verbotenen KPD.

Im zweiten Abschnitt werden die organisatorische Grundsätze des Parteiapparats sowie dessen Finanzierung näher beleuchtet. Die Wahlbündnispolitik der DKP am Beispiel der „Friedensliste“ behandelt ein weiteres Kapitel.

Von Interesse ist vor allem der Schlußteil des Bandes, der die DKP in den 80er Jahren beschreibt. Die politischen Veränderungen in der Sowjetunion ab Mitte der achtziger Jahre und der immer tiefer werdende Gegensatz zwischen der dogmatischen, um ihre Macht fürchtenden SED und den Reformbestrebungen Gorbatschows führten zu ersten Zerfallerscheinungen innerhalb der DKP. Gemäß der — plötzlich innerhalb der DKP-Führung verpönten — Losung „Von der Sowjetunion lernen, heißt Siegen lernen“ sammelte sich in der zweiten Hälfte der 80er Jahre die parteiinterne Opposition, die sich jedoch gegen den dogmatischen Kern der Partei, gegen die den Apparat beherrschende und vom Parteivorsitzenden Herbert Mies geführte „FDJ-Generation“, nicht durchsetzen konnte. Noch im August 1989, wenige Wochen vor dem Zusammenbruch ihres ostdeutschen Finanziers, gelang es der Parteiführung um Mies, die „Erneuerer“ aus der Partei zu drängen. Das Ende der SED bedeutete für die DKP den wirtschaftlichen Ruin. Die Partei mußte bereits im Dezember 1989 ihren immensen hauptamtlichen Apparat fristlos kündigen. Die von der DKP kontrollierten Reisebüros, Buchhandlungen, Verlage etc. folgten rasch. Trotzdem gelang es der DKP Anfang 1990, so Wilke, sich zu konsolidieren (S.250). Nachdem Herbert Mies krankheitshalber vom Parteivorsitz zurückgetreten war, vollzog die inzwischen auf (nach eigenen Angaben) 19000 Mitglieder geschrumpfte Partei auf ihrem 10. Parteitag im März 1990 eine oberflächliche personelle und programmatische Erneuerung.

Die DKP verharrt heute in der Bedeutungslosigkeit, in die sich der deutsche Kommunismus selbst mit aller Kraft hineinmanövriert hat. Die vorliegende Darstellung bietet trotz ihrer an manchen Stellen hervortretenden Oberflächlichkeit — dies trifft insbesondere auf die historische Einführung zu — einen hilfreichen Überblick über die Geschichte der DKP in der „alten“ Bundesrepublik Deutschland. Heute zugängliche ehemalige DDR-Archive versprechen auch in Bezug auf die DKP weitere Erkenntnisse über dieses Kapitel der bundesdeutschen Parteiengeschichte.

Ulrich Mählert

MORGAN, Austen: **Labour and Partition: The Belfast Working Class 1905–23** (= Pluto Irish Library). — London and Concord, Mass.: Pluto Press 1991. XXI, 358 S.

Eine Industriestadt, die nie Labour-Hochburg wurde: Belfast gehörte bis in die 40er Jahre zu den wichtigsten britischen Industriezentren, dessen Schiffbau- und Leinenindustrie 1914 führend in der Welt waren. Das Schicksal des bekanntesten Produkts der Belfaster Arbeiter, der „Titanic“, ereilte schließlich auch die politische Arbeiterbewegung, die zunächst dem Süden Irlands und den vergleichbaren Städten Glasgow und Liverpool weit voraus war, obgleich ständig bedroht von den Eisbergen unionistischer und nationalistischer Politik, denen die zeitweise hohen Wellen der Arbeitskämpfe nichts anhaben konnten. Nach 1945 manifestierte sich Arbeiterpolitik hier zunehmend zersplittert, und die inzwischen klar unionistische Northern Ireland Labour Party verkümmerte angesichts der Bürgerrechtsbewegung 1969 völlig.

„Labour and Partition“, die Arbeiterbewegung im nationalen Konflikt, der mit der Landesteilung (1921) festgeschrieben wurde — der Titel steht auch für die Gefahr der Spaltung innerhalb der lokalen Arbeiterpolitik, obwohl der extrem loyalistische Teil der protestantischen Arbeiterschaft nie labour-freundlich war. Für Morgan ist Labour in Belfast 1921 das von beiden Seiten verkannte „Opfer unionistischer Gewalt und nationalistischer Kurzsichtigkeit“ (S.XVI), synonym mit den „roten Prods“ (Protestanten), den labouristischen Abweichlern vom unionistischen Lager, denen er die Arbeit widmet.

Das Buch basiert auf der Dissertation von 1978, der ersten politischen Geschichte der Belfaster Arbeiterklasse in der entscheidenden Phase der irischen Geschichte. Nur wenige Autoren haben sich bisher auf diesen neuralgischen Punkt der Geschichte der irischen Arbeiterbewegung konzentriert.¹ Morgan

1 Die frühere Zeit behandeln John W. Boyle, *The Irish Labour Movement in the Nineteenth Century*, Washington, D.C. 1988, basierend auf der immer noch wichtigen Dissertation von 1958, und die bahnbrechende, obzwar eigenwillige Arbeit von Henry Patterson, *Class Conflict and Sectarianism: The Protestant Working Class and the Belfast Labour Movement, 1868–1920*, Belfast 1980. Vgl. auch John Gray, *City in Revolt: James Larkin and the Belfast Dock Strike of 1907*, Belfast 1985, und zur späteren Zeit Graham Walker, *The Politics of Frustration: Harry Midgley and the Failure of Labour in Northern Ireland*, Manchester 1985.

behandelt in den vier Hauptteilen „Edwardian Politics“, „Mobilizations“ (1910–1914), „War“ und „National Revolution“ (1918–1923) die in diesen Phasen jeweils dominierenden nationalistischen und unionistischen Traditionen und die gewerkschaftlichen und sozialistischen Alternativen dazu.

In der ersten Phase liberaler Reformpolitik tritt der Führer der Home Ruler in Belfast, Joe Devlin, nicht zuletzt wegen der proletarischen Grundstruktur des katholischen Ghettos als paternalistischer Anwalt der Arbeiter hervor. In der protestantischen Arbeiterschaft verbindet sich sozialer Radikalismus z.T. mit extrem fundamentalistischem Sektierertum — eine populistische Mischung, die im Independent Orange Order (1902–1910) und der Belfast Protestant Association Ausdruck findet und das bürgerlich unionistische Lager verunsichert; z.T. mit gemäßigtem Unionismus in der Politik des unionistischen Sozialisten William Walker, des „Vaters des Belfaster Labourismus“ (S.319). Der Dockerstreik von 1907 unter Führung von James Larkin erreicht nur scheinbar die Einheit der Arbeiter, die später zur Legende wird, um so mehr als Larkin bald die britische Dockarbeitergewerkschaft verläßt und nach der Gründung der irischen Transportarbeitergewerkschaft (ITGWU) zur Symbolfigur der nationalirischen syndikalistischen Arbeiterbewegung wird.

Die zweite Phase 1910–1914 bringt mit der (dritten) Home Rule-Krise die Drohung der Unionisten mit bewaffnetem Widerstand gegen Home Rule und 1912 (wie bei der ersten und zweiten Home Rule-Vorlage 1886 und 1893 und dann 1920) die Vertreibung der Katholiken und nichtunionistischen Protestanten aus den Betrieben durch ihre Kollegen, vor allem aus den Werften. Angesichts dieser Ereignisse hätte es selbst Walker, der inzwischen nicht mehr aktiv war, schwer gehabt, Labour zu verteidigen, um so mehr der nationalorientierte Sozialist James Connolly, 1911–14 Belfaster Organisator der ITGWU. Gemessen an den Umständen war seine Gewerkschaftsarbeit erfolgreicher, als Morgan in seiner sehr eigenen Sicht Connollys zugibt. Seinem Urteil, Connolly habe zur Polarisierung der Belfaster Arbeiter beigetragen, mag man noch folgen. Seine Hauptthese, Connollys Entscheidung von 1914 für den nationalen Aufstand bedeute den Bruch mit seiner gesamten Vergangenheit, greift jedoch, indem sie die Folgerichtigkeit in Connollys Denken leugnet, viel zu kurz.²

In der dritten Phase verschwindet Labour in Belfast aus der Öffentlichkeit, der nationale Konflikt wird überlagert von der Kriegskonjunktur, den Verlusten der 36. (Ulster) Division an der Somme, dem Eindruck des Osteraufstandes in Dublin. Die republikanische Sinn Féin-Bewegung, die in Irland nach 1916 den Platz der Home Rule-Partei (diese behält nur 6 von ihren 73 Parlamentssitzen) erobert, kann in Belfast, auch wegen ihrer kleinbürgerlich sozialen Romantik, die Position Joe Devlins nicht erschüttern. In der vierten Phase formieren sich die Ulster Unionist Labour Association als proletarisches Aushängeschild der unionistischen Partei, die den nordirischen Teilstaat von 1921 bis zum Eingreifen Großbritanniens 1972 regiert, und die Belfaster Labouristen, denen der Rückzug der irischen Labour-Partei aus den entscheidenden Nachkriegswahlen (Dez. 1918) zugunsten Sinn Féins unverständlich bleibt (Labour in Belfast gewinnt über 20% der Stimmen) und die seitdem getrennte, und ab 1949 gegensätzliche Wege gehen. Die sozialen Konflikte, die sich 1919 im mächtigen, aber erfolglosen 44-Stunden-Streik der Werft- und Maschinenbauarbeiter manifestieren und Labour 1920 12 von 60 Stadtratssitzen einbringen, treten bald in den Schatten von Gewalttaten bisher ungekannten Ausmaßes, die sich am Unabhängigkeitskampf im Süden entzünden: Extreme Loyalisten vertreiben 1920 die nichtunionistischen Kollegen aus den Betrieben, bedrohen Labour im Stadtrat, verhindern 1921 alle Labour-Veranstaltungen zu den Wahlen für das neue nordirische Parlament und beginnen Pogrome in den katholischen Wohnvierteln. Das „Gleichgewicht zwischen Labourismus und Loyalismus in der protestantischen Arbeiterklasse“ (S.321) ist erheblich gestört.

In Belfast überlagern soziale Konflikte die traditionellen politischen Identitäten besonders 1905–11, als Labour auch als politische Kraft dem Rest Irlands weit voraus ist, und nach Kriegsende. 1911–14 und 1920–23 (bis zur Konsolidierung der beiden Teilstaaten) schreibt der Kampf für bzw. gegen nationale Unabhängigkeit die Tagesordnung. Der Erste Weltkrieg sorgt für einen Burgfrieden in der lokalen Politik. Und doch bewahrt Labour eine gewisse Neutralität, die mit Formen von Loyalismus und Nationalismus vereinbar ist. Walker und Connolly treten beide — unter Beibehaltung ihrer eigenen Position im nationalen Konflikt — für die Einheit der Arbeiter ein. Walker sieht in der Union mit England, Connolly in der nationalen Unabhängigkeit die Voraussetzung für die Wahrung der Klasseninteressen der Arbeiter. Beide wecken Mißtrauen bei der Gegenseite und in ihren eigenen Parteien: Walker in der britischen Labour Party, die die Home Ruler unterstützt, Connolly in der gerade entstehenden irischen Arbeiterpartei, die im Interesse der Arbeitereinheit klare Stellungnahmen zur nationalen Frage vermeidet.

2 Vgl. Austen Morgan, James Connolly: A Political Biography, Manchester 1988; Helga Woggon, Integrativer Sozialismus und nationale Befreiung. Politik und Wirkungsgeschichte James Connollys in Irland (= Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London, Bd.24), Göttingen 1990.

Morgan zählt sich zur Linken des irischen „Postnationalismus“, die den „irredentistischen“ Anspruch auf ein vereintes Irland ablehnt. Seine Abrechnung mit nationalistischen und republikanisch-antiimperialistischen Standpunkten gerät bisweilen unnötigerweise ins zynisch Pamphlethafte (S.XVIf., S.317f., S.328). Dennoch zeichnet er ein differenziertes Bild von der Komplexität politischer Identitäten in der Belfaster Arbeiterbewegung und von der Stadt mit ihren sozial und religiös gespaltenen Vierteln, wo Protestanten oft keine Unionisten sind und nicht alle Katholiken sich mit der Nationalbewegung identifizieren und wo der antisozialistische und antirepublikanische Einfluß des Katholizismus gerade auch Connollys Arbeit sehr erschwert hat. Das Schlußkapitel gibt knapp und umfassend einen guten Ausblick auf die Entwicklung der politischen Arbeiterbewegung in Irland bis 1989 und untersucht den interessanten und wichtigen Vergleich der drei bis 1921 sehr ähnlichen Städte des „industriellen Dreiecks“ Belfast-Glasgow-Liverpool im 19. und 20. Jahrhundert (S.326). Seine Ausführungen darüber, daß die „Lösung“ eines Minderheitenproblems (das der Protestanten in Ulster) durch Gebietsteilung nur ein neues Minderheitenproblem (das der Katholiken in Nordirland) geschaffen hat, haben seit dem Erscheinen des Buches noch an blutiger Aktualität gewonnen.

Das komplexe, in weiten Teilen unaufgearbeitete Thema eignet sich (noch) nicht für leichte Einführungen. Morgans faktenreiche Arbeit — im Detail sorgfältig, im Urteil differenziert, wenn auch zum Teil eigenwillig — setzt viel voraus, gehört aber zur Pflichtlektüre und später womöglich zu den Klassikern der Geschichte der irischen Arbeiterbewegung, deren Neuauflage sich der Verlag in derselben Reihe annimmt.

Helga Woggon

BUITING, Henny: Richtingen- en Partijstrijd in de SDAP. Het ontstaan van de Sociaal-Democratische Partij in Nederland (SDP) (= IISG: Studies and Essays, Bd. 9). — Amsterdam: (Stichting Beheer IISG) 1989. XXII,960 S.

Buiting behandelt die Geschichte der niederländischen Sociaal Democratische Arbeiders Partij (SDAP) vor dem Ersten Weltkrieg als Geschichte ihrer Spaltung. Die Auseinandersetzungen zwischen „Reformisten“ und „Marxisten“, die 1909 im Ausschluß der drei lautstärksten Wortführer, der Sezession eines Teils der Linksopposition und der Gründung der Sociaal Democratische Partij (SDP) gipfelten, werden bis in die Zeit der Gründung der SDAP 1894 zurückverfolgt. Damit bietet der Verfasser die erste, auf einer imponierenden Quellengrundlage von Parteipresse, breit überlieferten Parteiarchivalien und zahlreichen Nachlässen basierende Gesamtdarstellung der Parteigeschichte.

Der erste, umfangreichere Teil (S.21–624) gibt eine dichte Beschreibung des Ablaufs der Auseinandersetzungen. Für die Zeit bis 1905 werden diese als theoretisch-ideologische Konkurrenz (richtingenstrijd) zweier strategischer Konzeptionen aufgefaßt, die sich beide auf den kautskyanischen Marxismus berufen, am Endziel des Sozialismus festhalten, aber unterschiedliche politische Wege in den schwach industrialisierten, noch überwiegend kleinbürgerlich, kleinbäuerlich und religiös geprägten Niederlanden anvisieren. Sie werden bezeichnenderweise 1902 in einer Kontroverse um die staatliche Finanzierung christlicher Bekenntnisschulen ausformuliert: Die eine zielt auf Gewinnung möglichst großer Teile der vorläufig religiös gebundenen Arbeiterschaft und benachbarter kleinbürgerlicher Gruppen in der Erwartung, daß bei erfolgreichem parlamentarischem und gewerkschaftlichem Kampf mit zunehmender Industrialisierung der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit schließlich den Ausschlag gibt; auf Nahziele gerichtet, war dieses von Pieter Jelles Troelstra formulierte Konzept für die Masse der Partei- und Gewerkschaftsmitglieder attraktiv. Die andere, von Pieter Wiedijk (J. Saks) formulierte Konzeption bestimmt die wenigen klassenbewußten proletarischen Kerne als Zielgruppe und vorläufig schmale Basis einer Partei, die — ohne Zugeständnisse an die unentwickelten Verhältnisse und mit dem Marxismus als Orientierung — dem entwickelten Industriekapitalismus als Voraussetzung für den Sieg des Sozialismus zustrebt; dieses theorie-zentrierte Konzept war für Intellektuelle und hochqualifizierte Arbeiter attraktiv. Seine Verfechter meint Buiting, wenn er von „Marxisten“ spricht (S.153f.). Sie haben seine Sympathie und besondere Aufmerksamkeit, ihre letztlich erfolgreichen Konkurrenten wirken dagegen weithin eher blaß.

Von 1905 bis zur Spaltung werden die innerparteilichen Konflikte als Machtkampf (partijstrijd) konkurrierender Eliten beschrieben, die diese Konzeptionen verfechten. Dabei verfolgt die eine Seite immer eindeutiger ihren reformistischen Kurs, hält aber an der Berufung auf den kautskyanischen Marxismus mit wenigen Ausnahmen fest. Das in seiner Anlage eher attentistische Konzept der „Marxisten“ erhält

eine aktivistische Komponente: Hierhin gehört theoretisch die Entstehung der „holländischen Schule des Marxismus“, praktisch der Versuch der später ausgeschlossenen Redakteure der „Tribune“, Mitglieder gegen die Kontrahenten zu mobilisieren und auf lokaler Ebene alternative Machtpositionen zu schaffen.

Im zweiten Teil (S.627–849) werden der kautskyische Marxismus und die Auseinandersetzungen in der Zweiten Internationale, die ökonomische Entwicklung in den Niederlanden sowie die Entwicklung der Parteiorganisation in ihrem Einfluß auf den Parteikonflikt noch einmal gesondert behandelt. Abschließend (S.822–849) wird ein an Fernand Braudel angelehntes Erklärungsmodell angeboten: Für den nationalen und den internationalen Kontext werden jeweils die strukturelle, konjunkturelle und eventuelle Ebene unterschieden und die Einflüsse auf den Konflikt entsprechend gewichtet. Davon wird die parteiorganisatorische Entwicklung als abhängiger, aber relativ autonomer Faktor unterschieden. Dem erheblichen theoretischen Aufwand, der hier schlußfolgernd betrieben wird, um die gesellschaftliche Determiniertheit des Parteikonflikts nachzuweisen, kann ich nur bedingt folgen. Es ist mir verständlich, daß sich der Autor von einer Historiographie absetzt, in der Parteikonflikt und Spaltung in Memoiren und Biographien vorwiegend aus dem Blickwinkel der Akteure behandelt wurden und personalisierende Erklärungen lange vorherrschten. Hier mag das angebotene Modell zur Klärung beitragen.

Aber auf die Frage, warum ausgerechnet in der SDAP und *im Unterschied* zu den meisten Parteien der Internationale der formale Konsens der Vorkriegssozialdemokratie nicht erst unter dem Eindruck von Weltkrieg und Nachkriegskrise zerbrach, kann auch Buiting nicht ohne Rekurs auf die zentrale Machtposition und die charismatische Führerrolle Troelstras in der SDAP beantworten: „Ohne die Rückkehr Troelstras im Sommer 1908 und ohne die mit seiner Person verbundene Stellungnahme der Kammerfraktion wäre die Spaltung vermutlich nicht im Februar 1909, sondern erst Jahre später eingetreten“ (S.848).

Demgegenüber stehen aber viele wichtige Einzelergebnisse, die der Frage nach den die Parteikonflikte beeinflussenden Faktoren zu danken sind. Weniges von dem Zahlenmaterial, das Buiting zu Mitgliederbewegung, Verbreitung und Wahlgeographie, formeller und informeller Organisation sowie sozialer Zusammensetzung der Partei in vielen Texttabellen und dem Tabellenanhang (S.855–908) ausbreitet und im Text umsichtig interpretiert, kann ich andeuten: Die SDAP, die mindestens bis zur Jahrhundertwende in einem unbequemen Konkurrenzverhältnis zur anarchistischen Propaganda und syndikalistischen Organisation der „alten Bewegung“, von der sie sich abgespalten hatte, operierte, war nie eine „Massenpartei“: Sie zählte im Gründungsjahr 700 und wuchs bis 1908 auf 8768 Mitglieder (S.747). Sie war offensichtlich auch keine markante „Arbeiterpartei“: Der Anteil der Arbeiterberufe an der Mitgliedschaft (68%) wich nicht wesentlich vom Landesmittel (63%) ab, wobei allerdings die städtischen Arbeiter (63:42%) über-, Landarbeiter (7:21%) weit unterrepräsentiert waren. Auffällig hoch war der Anteil von „(Semi-)Intellektuellen“, d.h. Akademikern (4%) und Volksschullehrern (8%). — Die Schichtungsanalyse ist übrigens eine der stärksten Seiten der Arbeit: Der Verfasser konnte ausgeübte Berufe von 6617 Mitgliedern aus dem Untersuchungszeitraum ermitteln und Lokalorganisationen zuordnen, ein Querschnitt, wie er m.W. in dieser Breite für keine andere sozialdemokratische Partei der Zeit vorliegt (S.794–804). Weniger überzeugend wirkt die Analyse der „sozialökonomischen Einbettung“ der SDAP, bei der Buiting Mitglieder und Abteilungen gewerbestatistischen Ortsklassen zuordnet: Hier wird eine allzu direkte Beziehung zwischen politischer Stellungnahme und ökonomischem Mikromilieu angenommen (S.91–95, Tab.4–5). — Die Resonanz der marxistischen Richtung bei den Mitgliedern war gering und nahm während des Machtkampfes in der Partei weiter ab, was an den Abstimmungsergebnissen bei Referenden, Vorstandsurwahlen und kontroversen Kongreßresolutionen ablesbar ist (Tab.6–25). Ein Vergleich des Abstimmungsverhaltens mit der Sozialstruktur zeigt u.a., daß oppositionelle Stellungen noch am ehesten dort auftraten, wo Abteilungen überdurchschnittlich viele (Semi-)Intellektuelle organisierten, evtl. kombiniert mit einem hohen Anteil qualifizierter Facharbeiter (S.809f.). Die Masse der Arbeitermitglieder konnte in Konfliktsituationen von den „Reformisten“, die seit 1900 durch Ämterhäufung die zentralen Machtpositionen in der SDAP fast oligarchisch monopolisierten (S.757–765), offensichtlich unschwer gegen die Opposition mobilisiert werden.

Das „Lay-out“ provoziert eine abschließende Frage. Auf Gegenseiten (S.818f.) sind Tabellen zur beruflichen Stratifikation der SDP-Gründer und der Delegierten zu den SDAP-Kongressen 1900–1909 abgedruckt. Selbst wenn man Buitings Vorbehalten zur Reichweite des Mitgeteilten folgt, zeigen beide eine frappierend parallele, beinahe identische Abweichung von der für die Gesamtpartei ermittelten Stratifikation: Wäre statt von einer Parteispaltung besser von einer Spaltung der Funktionselite der SDAP zu sprechen?!

Götz Langkau

HAUCH, Gabriella: **Frau Biedermeier auf den Barrikaden. Frauenleben in der Wiener Revolution 1848** (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 49). — Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1990. 267 S.

Die Geschichte der Frauen ist für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts bisher nur in Ansätzen erforscht (trotz der verdienstvollen Untersuchungen von Carola Lipp u.a.). Mit der vorliegenden Darstellung wird diese Lücke für einen Hauptschauplatz der europäischen Revolution 1848 geschlossen.

Das thematische Spektrum der Untersuchung von Gabriella Hauch ist weit gesteckt. Ausführlich geht die Verfasserin auf die Situation der Frauen während des Wiener Vormärz ein und beschreibt ihre Rolle in der ‚privaten‘ wie ‚halb-öffentlichen‘ Sphäre: innerhalb der ‚von Zerfall und Auflösung‘ begriffenen, ‚tradierten Familienbeziehungen‘ (S.59–67), auf den Straßen und öffentlichen Plätzen (S.71–76), in den (im Vergleich zu Berlin) relativ wenigen Salons sowie den zahlreichen Cafés (S.38–48). Sie zeigt, daß vor allem Frauen aus den Unterschichten sich nur schwer ins Korsett eines bürgerlichen Frauenbildes zwängen ließen, die ‚Zigarre im Mund‘ und ‚unsittliche‘ Tanzvergnügen nicht verschmähten (S.76–82). Während der Revolution agierten Frauen in sehr unterschiedlichen Rollen: als ‚schmückende Kulisse‘, die am 13. März den zum Landhaus ziehenden Studenten Bänder, Blumen und Kränze zuwarfen, als Näherinnen, die Schleifen und Fahnen zu Ehren ‚ihrer‘ Helden anfertigten (S.102–105), als ‚würdige Mütter tapferer Söhne‘ (S.105–114), aber auch als aktive Revolutionärinnen, die am 26. Mai Barrikaden bauten (S.120–132), und als Vorkämpferinnen der politischen Frauenemanzipation, die aktives und passives Wahlrecht auch für Frauen einforderten (S.139–143). Aufschlußreich in diesem Zusammenhang ist, daß am 12. Februar 1849 im Verfassungsausschuß des österreichischen Reichstags der Antrag auf Einführung des Wahlrechts für Frauen diskutiert wurde (S.141). Bemerkenswert an dieser Tatsache ist nicht, daß er ‚erst‘ 1849 gestellt und dann abgelehnt, sondern daß von einem männlichen Abgeordneten überhaupt ernsthaft der Vorschlag unterbreitet wurde, Frauen das aktive und passive Wahlrecht zu gewähren. Nirgendwo sonst mochten Männer, selbst Demokraten, die Einführung eines Frauenwahlrechts ernsthaft in Erwägung ziehen.

Ein weiterer Schwerpunkt der Arbeit ist die politische Organisation von Frauen: Weitgehend ausgeschlossen vom allgemeinen (männlichen) Vereinswesen, gründeten fortschrittliche Bürgerinnen Ende August 1848 den ‚Wiener demokratischen Frauenverein‘, der (für diese eine ungeheure Provokation) unter Ausschuß der Männer tagte und die politische und soziale Gleichberechtigung der Frauen auf seine Fahnen schrieb. Während Hauch Aktivitäten und innere Struktur dieses Vereins als ‚Höhepunkt und Abschluß‘ der ‚bürgerlichen Emanzipationsbestrebungen der Wienerinnen‘ ausführlich schildert, ist die Darstellung des ‚konstitutionell-monarchischen Frauenvereins‘ als des politischen Gegenstücks knapp gehalten (S.166). Deutlich wird auch an einem anderen Vorfall, daß nicht wenige Frauen aus den gehobenen Schichten Wiens mit dem Konservativismus sympathisierten: Ende Mai suchte eine Deputation aus ‚Wiener Bürgersfrauen‘ vergeblich den nach Innsbruck geflohenen Kaiser zur Rückkehr zu bewegen (S.143f.). Klubs und Deputationen waren allerdings nur für BürgerInnen typische Formen politischer Artikulation. Über die Denk- und Verhaltensmuster weiblicher Unterschichtsangehöriger sind aus Gründen der Quellenlage sehr viel schwerer Aussagen zu treffen; anscheinend war hier das politische Handeln von Männern und Frauen nicht so scharf getrennt wie in gehobenen Bevölkerungskreisen. So beteiligten sie sich an unterschichtsspezifischen Protestformen wie ‚Katzenmusiken‘. An eine zunächst nur von Erdarbeiterinnen getragene Demonstration am 21. März schlossen sich bald auch männliche Arbeiter an. Frauen waren zudem an den blutigen Auseinandersetzungen der folgenden Tage wie auch an den Oktoberkämpfen, die dann die Niederlage der Wiener Revolution besiegelten, maßgeblich beteiligt. Nicht wenige Wienerinnen aus dem Proletariat zeigten dabei einen ‚besonderen Durchhaltewillen‘ (wie Hauch mit zahlreichen Quellen belegt: S.226ff). Nach dem Sieg der gegenrevolutionären Kräfte mußten viele Frauen dafür mit Vergewaltigung ‚bezahlen‘ — um ‚ihr Selbstbewußtsein zu brechen‘ und in extremster Weise männliche ‚Überlegenheit‘ zu demonstrieren (S.228).

Ein grundsätzliches Problem der Frauengeschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts besteht darin, daß sich Frauen nur in Ausnahmefällen selbst literarisch geäußert haben; im besonderen gilt dies natürlich für die weiblichen Angehörigen der unterbürgerlichen Schichten. Notwendig ist es deshalb, auf schriftliche Quellen zurückzugreifen, die von männlichen Zeitgenossen produziert wurden. Historische Untersuchungen, die die Rolle der Frauen während dieses Zeitraumes thematisieren, haben deshalb immer auch den Blick ‚der‘ Männer auf ‚die‘ Frauen zu diskutieren und zu problematisieren. Hauch unterzieht die literarischen Bilder vor allem liberaler und demokratischer Männer über die Frauen während der Revolution, die vielfach ‚euphorisierten Geschlechterbeziehungen‘ einer gründlichen, sehr aufschlußreichen Analyse. Sie zeigt u.a., in welcher Weise sich ‚politische Schlagworte wie Freiheit und Gerechtigkeit mit Erotik und Geschlechterbeziehungen‘ vermengten, die ‚Sache der Nation‘

zur Ersatzmutter“ wurde (S.85–93) und wie die Karikatur Männerphantasien über Frauen sichtbar machte (S.114–119).

Darüber hinaus gibt die Verfasserin eine Vielzahl methodischer Anregungen. Unter anderem schließt sie exemplarisch Quellengattungen auf, die von der Revolutionsforschung bisher kaum berücksichtigt wurden. Wesentlich scheinen mir auch ihre Vorbemerkungen: Hauch plädiert für eine „Historisierung der Frauenexistenz“, für „Zurücklehnen“ und „Distanz“ gegenüber dem Untersuchungsgegenstand; sie warnt davor, „eigene Identifikationswünsche“ den „Forschungsobjekten überzustülpen“, über ein „Zu-wenig“ an Engagement von Frauen „enttäuscht“ zu sein, statt dies zu erklären (S.6ff). Selbst hat die Verfasserin diesen Anspruch überzeugend umgesetzt; sie zeigt zugleich, daß Frauen sich in weit stärkerem Maße auf den verschiedenen politischen, sozialen und kulturellen Ebenen aktiv betätigt haben, als dies der bisherigen Revolutionsforschung bekannt war (ohne diesen Tatbestand romantizistisch zu überhöhen). Fazit: Die Arbeit von Gabriella Hauch ist in jeder Hinsicht vorbildlich für die weitere Forschung über die Rolle der Frauen während des Vormärz und der Revolution 1848; sie vertieft darüber hinaus generell unser Wissen über Kultur und politisches Leben in Wien während des „tollen Jahres“.

Rüdiger Hachtmann

Proletariat und bürgerliche Revolution (1830–1917). Hrsg. von Manfred KOSSOK und Editha KROSS (= Studien zur Revolutionsgeschichte). — Berlin/DDR: Akademie-Verlag 1990. 342 S.

Besprechungen von DDR-Publikationen aus der Zeit vor der Wende geraten mittlerweile in die — z.T. auch von den Rezensenten selbstkritisch vermerkte — Gefahr, zu einem Bestandteil des allgemeinen Abwicklungsprozesses zu werden. Die zentralen Kategorien des Ableitungsmarxismus scheinen durch die Geschichte selbst, d.h. außerwissenschaftlich, gerichtet; die Notwendigkeit einer eingehenden, detaillierten, methodologisch orientierten Auseinandersetzung mit einschlägigen historischen Studien, schon vor dem Jahre 1989 eher selten und widerwillig praktiziert, scheint endgültig entfallen. Andererseits muß man sich aber auch fragen lassen, aus welchen Gründen einst Dutzende von Arbeiten, Thesen und Positionen so ernst genommen wurden, die jetzt einfach ignoriert und dem Kehrriht der Geschichtswissenschaft überantwortet werden. Sollte dafür als alleiniger Grund der Wegfall der einst hinter den wissenschaftlichen Aussagen stehenden, sie von der Notwendigkeit zur argumentativen Reflexion auf der grundsätzlichen kategorialen und ideologischen Ebene weitgehend entlastenden machtpolitischen Realitäten ausreichen?

Solche Fragen stellen sich angesichts einer Publikation, die mehrjährige Forschungsprojekte an akademischen Einrichtungen der DDR resümiert, die international vergleichend angelegt sind und zentrale historisch-ideologische Kategorien — „Proletariat“ und „Bürgerliche Revolution“ — zum Gegenstand haben. Der hier anzuzeigende Sammelband enthält vierzehn theoretisch-methodologische, komparative und Fall-Studien zum Verhältnis des Proletariats zu den bürgerlichen Revolutionen in Ländern Europas, Südamerikas und in China, die sich an der Vorgabe von sieben „Orientierungskriterien“ ausrichteten. Er bilanziert damit im wesentlichen Ergebnisse einer Forschungsgruppe „Vergleichende Revolutionsgeschichte der Neuzeit“ an der Karl-Marx-Universität Leipzig. Aus dem angestrebten Zwischenergebnis ist wohl jetzt, jedenfalls soweit es das zugrundeliegende politisch-ideologische Kriterienraster betrifft, unbeabsichtigt ein vorläufig-endgültiges geworden. Dies gilt in erster Linie für den forschungsstrategisch-problemorientierten Einleitungsaufsatz von Manfred Kossok. Bei der Mehrzahl der Aufsätze handelt es sich um überwiegend nicht annotierte, mit Bibliographie und Chronologie versehene erweiterte Thesenpapiere zu Fragen des Zusammenhangs von Proletariat und Revolution in den behandelten Ländern. Außerdem liefert Hartmut Zwahr einen Beitrag zur „Konstituierung der Arbeiterklasse in revolutionsgeschichtlicher Sicht“, der eine Typisierung der lohnabhängig Arbeitenden „des spätfeudalen Typs in Frankreich und Deutschland“ sowie der Auswirkungen der „Produktion im Kapitalverhältnis“ bzw. in der kapitalistischen Produktion auf das Handwerk versucht, während Walter Schmidt, in Argumentation und Literaturauswahl kaum die orthodoxen Bahnen verlassend, im umfangreichsten Beitrag „Die europäische Arbeiterbewegung in der Achtundvierziger Revolution“ vergleichend untersucht.

Ohne hier den Weg der eingangs angesprochenen Abwicklung einschlagen zu wollen, sind doch einige deutliche Feststellungen notwendig. Typisch für das Bemühen Kossoks und einiger seiner Kollegen ist der Versuch einer starken Strukturierung und Typisierung historischer Abläufe und Prozesse im Sinne eines marxistisch orientierten historischen Entwicklungsmodells. Dabei besteht das Ringen um eine

detaillierte Systematisierung der Geschichte oft nur in dem wechselseitigen Austausch von Konstanten und Variablen. Zentrale Kategorien werden dabei gelegentlich bis zur Unkenntlichkeit und Inhaltslosigkeit „differenziert“; ihre heuristische Funktion geht so praktisch verloren und gerät zu einer Etikettierung, ohne die behauptete analytische Aussage bezüglich des historischen Prozesses tatsächlich einzulösen (vgl. z.B. S.11, 2. Absatz). Dieses das klassifizierende Instrumentarium letztlich zu Tode strapazierende Verfahren ist nun zum Teil auch Ergebnis einer Liberalisierung, nämlich des Versuchs, auch nichtmarxistische Positionen und Ergebnisse direkt oder indirekt einzubeziehen; gerade der Verzicht auf eine polemische Auseinandersetzung mit dem „Klassenfeind“ und das 1989/90 immer deutlicher werdende Bemühen um ein Abgehen von alten, starren, dogmatischen Positionen wirken sich auf die Geschlossenheit und Klarheit der historisch wertenden Standpunkte letztlich verheerend aus. Die Verwendung des Begriffes Dialektik erinnert bei Kossok bisweilen an die des Begriffes „Mysterium“ in der Theologie: Er wird eingesetzt, wenn eine Veränderung bzw. eine Kausalität nicht mehr erklärt, sondern einfach nur konstatiert werden kann. Damit soll keineswegs geleugnet werden, daß den empirischen Arbeiten eine gründliche, faktenorientierte Analyse der thematisierten geschichtlichen Abläufe und Fragestellungen zugrundeliegt, doch sind diese in ihren wesentlichen Ergebnissen untrennbar verbunden mit der Verifizierung und Differenzierung des o.a. politisch-ideologisch motivierten Kriterienrasters. Daß diese Verpflichtung gegenüber dezidierten weltanschaulichen Grundsatzpositionen aber auch zu durchaus anregenden Thesen, Klassifizierungen und wichtigen Ergebnissen führen kann, zeigen z.B. die von Zwahr vorgelegten Systematisierungsversuche (S.38–42 und S.52–55). Der Sammelband weckt die Neugier auf künftige Arbeiten der Autoren. Zur Zeit kennzeichnet eher lethargisches Schweigen die Vertreter der tradierten orthodox-parteilich-marxistischen Geschichtswissenschaft der DDR. Es bleibt abzuwarten, inwieweit der angesprochene Wegfall des machtpolitischen Stützkorsetts sich auf Analyse und Darlegung auswirken wird.

Toni Offermann

Politische Aspekte des Exils. Hrsg. im Auftrag der Gesellschaft für Exilforschung von Thomas KOEBNER, Wulf KÖPKE und Claus-Dieter KROHN in Verbindung mit Lieselotte MAAS (= Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch, Bd. 8). — München: edition text + kritik 1990. 243 S.

Der achte Band des von der Gesellschaft für Exilforschung herausgegebenen Jahrbuchs widmet sich dem etwas disparaten Thema „Politische Aspekte des Exils“. Entsprechend weit gefaßt ist die Bandbreite der Beiträge. Einen thematischen Block bilden biographische Arbeiten über Willi Münzenbergs langsame Abkehr vom Stalinismus (Gerhard Paul), Emil J. Gumbels Exiljahre in Frankreich (Arthur Brenner), Paul Hertz als politischer Publizist und Redaktionsmitarbeiter der Sopade-Zeitungen „Sozialistische Aktion“ und „Zeitschrift für Sozialismus“ (Ursula Langkau-Alex) sowie den Schriftsteller und Publizisten Arthur Goldschmidt und dessen Wirken in den USA und Mexiko (Wolfgang Kießling). Daneben finden sich Länderstudien über die Situation der Flüchtlinge im besetzten Dänemark 1940/41 (Hans Uwe Petersen) sowie über die Möglichkeiten und Grenzen des politischen Exils in Norwegen (Einhart Lorenz). Ein weiterer Bereich umfaßt Untersuchungen zu ausgewählten Themen wie Programm und Propaganda-Strategien des Deutschen Freiheitssenders 29,8 (Elisabeth Kohlhaas), der fatalen Rechtfertigung des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakts durch die KPD-Führung (Klaus Sator), der Sonderfahndungsliste UdSSR des Reichssicherheitshauptamtes (Werner Röder), der Geschichte der Deutschen Freiheitsbibliothek in Paris (Dieter Schiller), der Stellung einer alteingesessenen deutschsprachigen Tageszeitung in Argentinien zum Nationalsozialismus (Arnold Spitta) und einer bisher wenig bekannten britischen Hilfsorganisation, die sich speziell um den beruflichen Neuanfang exilierter Unternehmer bemühte (Herbert Loeb).

Einen erkennbaren Schwerpunkt bilden die Aufsätze zum kommunistischen Exil, die einmal mehr in beklemmender Weise den politischen Dogmatismus und die getrübbte Realitätswahrnehmung der exilierten Kommunisten zeigen, die allzu oft zu einem willfährigen Instrument stalinistischer Politik degenerierten. Wohin dies führte, zeigt der Beitrag Klaus Sators über die Haltung der KPD-Führung zum sogenannten Hitler-Stalin-Pakt, die eine vollständige Revision der zumindest verbal seit 1935 propagierten Einheits- und Volksfrontpolitik vollzog und bis zum deutschen Überfall auf die Sowjetunion auf eine Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus weitgehend verzichtete. Wer sich der bedingungslosen Anpassung entzog, sah sich nur allzu oft mit dem völligen Scheitern seines bisherigen politischen Lebens konfrontiert. Dies mündete nicht selten in eine fundamentale Lebenskrise, wie Gerhard Paul

am Beispiel Münzenbergs überzeugend nachzeichnet. Angesichts der Öffnung der Archive von KPD, KPdSU und Komintern dürften die Arbeiten allenfalls einen Zwischenstand in der Aufarbeitung der Exilgeschichte der KPD darstellen.

Der m.E. eindrucklichste Beitrag ist der bisher noch nicht erwähnte Aufsatz über das Nationalkomitee Freies Deutschland (NKFD) und seine kontroverse Deutung in Öffentlichkeit und Wissenschaft (Peter Steinbach). Zunächst beleuchtet er die nationalsozialistische Auseinandersetzung mit dem NKFD, der er die Rezeption der Geschichte des NKFD gegenüberstellt. Dabei stellt er die jeweilige politische Instrumentalisierung in den Vordergrund, die bis heute eine nüchterne und sachliche Auseinandersetzung erschwert. Geradezu prophetisch klingt sein Plädoyer: „Der Zugang zur Geschichte darf nicht von fragwürdigen Moralvorstellungen, die nicht selten auf Erklärung des eigenen Fehlverhaltens vor 1945 und in der Zeit des Kalten Kriegs zielen, abhängig gemacht werden. Und er darf nicht vordergründig von historischen Definitionen abhängig gemacht werden, die ihre Selektionsfunktion kaum verbergen können“ (S.85). Dies scheint mir ein Fazit, das angesichts der jüngsten Diskussionen über die deutsch-deutsche Geschichte in der Phase der Entspannungspolitik nachdenklich stimmen sollte.

Hermann Wichers

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE

Die Herkunft des Friedrich Engels. Briefe aus der Verwandtschaft, 1791–1847. Hrsg. von Michael KNIERIEM. Texte bearb. von Margret DIETZEN, Michael KNIERIEM und Elisabeth NEU (= Schriften aus dem Karl-Marx-Haus Trier, Bd. 42). — Trier: Karl-Marx-Haus 1991. 832 S.

In diesem Band hat Michael Knieriem 376 Briefe der Vorfahren von Friedrich Engels veröffentlicht. Die Briefe befassen sich größtenteils mit Familienangelegenheiten, und nur gelegentlich wird auf geschäftliche Dinge oder Politik Bezug genommen. Für Forscher, die an Engels' Karriere interessiert sind, sind die Briefe insofern wichtig, als sie die Bedeutung von Religion im Leben der Familie Engels und deren Freunde darlegen. Sie waren Protestanten, die die pietistischen Lehren akzeptierten. Wie die englischen Puritaner, so waren auch sie strenge Sabbatarier, die weltliche Vergnügen mißbilligten. Es war diese Lebensweise, gegen die der junge Friedrich Engels rebellierte, nachdem er die Schule verlassen hatte.

Die Korrespondenz beleuchtet die Geschichte der Baumwollfabrik Ermen & Engels in Manchester. Die Briefe von Friedrich Engels (Senior) und Peter Ermen befassen sich mit Partnerschaftsverhandlungen. Der ältere Engels besuchte Manchester zweimal (im Februar und Juli 1838), um die Partnerschaft mit Peter Ermen zu besprechen. Bei dem zweiten Besuch wurde er von seinem Sohn Friedrich begleitet, der an seine Mutter schrieb, daß er in England „in eine ganz neue Welt versetzt“ worden sei. Der Vertrag wurde am 24. Februar 1837 unterzeichnet, aber erst am 1. August 1838 benachrichtigte Peter Ermen seine Kunden über die Gründung der neuen Firma Ermen & Engels.

Zunächst schien die Partnerschaft erfolgreich gewesen zu sein, doch beschwerte sich der ältere Engels 1846, daß Peter Ermen ein unredlicher Mensch sei. 1851 erklärte er, daß er sich von Peter Ermen trennen wolle, und im folgenden Jahr wurde beschlossen, die Partnerschaft aufzulösen. 1854 wurde eine neue Partnerschaft mit Peters Bruder Godfrey gegründet. Als der ältere Engels 1860 starb, hoffte sein Sohn, als Partner in die Fußstapfen seines Vaters treten zu können, aber erst im Jahre 1864 gelang es Engels, Partner in der Firma Ermen & Engels zu werden. Obwohl es sich bei der Firma um ein florierendes Geschäft handelte, waren die Beziehungen zwischen den Partnern alles andere als harmonisch. Im November 1867 kritisierte Frau Engels das Verhalten von Godfrey und Anton Ermen und erinnerte ihren Sohn daran, daß sein Vater Grund hatte, sich über das Benehmen von Peter Ermen zu beschweren. Michael Knieriem muß man zu der gewissenhaften Herausgabe der in diesem Band gesammelten Schriftstücke gratulieren.

William O. Henderson

Alternativen denken. Kritisch emanzipatorische Gesellschaftstheorien als Reflex auf die soziale Frage in der bürgerlichen Gesellschaft (vom Sozialismus vor Marx bis zur Theologie der Befreiung). Hrsg. vom Zentralinstitut für Philosophie, Berlin. — Berlin: Selbstverlag 1991. 139 S.

SCHMIDT, Walter: **Sozialistische Bestrebungen deutscher Arbeiter in St. Louis vor 1848. Der St. Louis-Communistenverein** (= Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, Gesellschaftswissenschaften, Jg. 1990, Nr. 5/G). — Berlin/DDR: Akademie-Verlag 1990. 65 S.

Le Communisme. Catalogue de Livres et Brochures des XIXe et XXe Siècles. Institut Français d'Histoire Sociale, Paris [Hrsg.]. Elaboré sous la direction de Denise FAUVEL-ROUÏF par de nombreux rédacteurs. — München, London, New York und Paris: K.G. Saur 1989. 378 S.

GRANDJONC, Jacques: **Communisme/Kommunismus/Communism. Origine et développement international de la terminologie communautaire prémarxiste des utopistes aux néo-babouvistes, 1785–1842** (= Schriften aus dem Karl-Marx-Haus, Nr. 39/1 und 39/2). — Trier: Karl-Marx-Haus 1989. 559 S.

KRECKEL, Manfred: **Richard Wagner und die französischen Frühsozialisten. Die Bedeutung der Kunst und des Künstlers für eine neue Gesellschaft** (= Europäische Hochschulschriften: Reihe III, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 284). — Frankfurt a.M., Bern und New York: Verlag Peter Lang 1986. 258 S.

Von dem Kolloquium „Alternativen denken“, das Anfang Oktober 1991 vom Zentralinstitut für Philosophie Berlin aus Anlaß des siebzigsten Geburtstags von Joachim Höppner veranstaltet wurde, ist in dieser Zeitschrift bereits berichtet worden.¹ Der Tagungsband ist ungewöhnlich kurze Zeit danach erschienen und wird durch Beiträge (von Lothar Knatz, Walter Schmidt und Matthias Middell), die auf dem Kolloquium nicht vorgetragen werden konnten, bereichert. Erfreulicherweise hat sich auch Waltraud Seidel-Höppner entschlossen, ihre in der Diskussion spontan vorgetragenen Gedanken zu Papier zu bringen. Die durchweg knapp gehaltenen Beiträge bieten einen interessanten und anregenden Überblick über den Stand der Sozialismusforschung, die noch im Zusammenhang von oder in Auseinandersetzung mit DDR-Institutionen betrieben wurde. Ein neues Gesamtkonzept für die Forschung ist weder in einzelnen Beiträgen noch in der Gesamtanlage des Bandes zu erkennen. Dafür ist es wohl noch zu früh. Vom Zentralinstitut für Philosophie wird es auch nicht mehr kommen können, da dies mittlerweile aufgelöst wurde.

In die Jahre des Übergangs fällt auch die Schrift von Walter Schmidt über den St. Louis-Communistenverein. Sie basiert auf einem am 7. Dezember 1989 gehaltenen Vortrag. Das war auf jeden Fall ein zu früher Zeitpunkt, um Verbindungen zwischen den aktuellen politischen Ereignissen in der DDR und den Konsequenzen für die Forschung herzustellen. Die Bemerkungen zum Forschungsstand mit der Kritik an den Versäumnissen der DDR-Forschung (S.3–5) hätte Schmidt gewiß auch vor dem Fall der Berliner Mauer so oder ähnlich formuliert. Das übrige bewegt sich eng an den zeitgenössischen Quellen und wertet insbesondere den von Hermann Kriege in New York herausgegebenen „Volks-Tribun“, um dieses „bislang kaum zur Kenntnis genommene[n] Stück Geschichte des Bundes der Gerechten“ (S.11) zu erhellen. Schmidt bescheinigt dem St. Louis-Communistenverein, den „Boden für die proletarischen Bewegungen der kommenden Jahrzehnte in den USA“ mit gelockert zu haben, „tiefere Spuren“ habe er jedoch nicht hinterlassen. Inwieweit Schmidt die Forschungen Gerd Alfred Petermanns bekannt waren, geht aus dem Beitrag nicht hervor. Es sei daher an dieser Stelle auf Petermanns Artikel „The Communia and Sociality Colonies and Their Roots in the German Social-Reform Movement of St. Louis, 1846–47“ hingewiesen, der fast gleichzeitig mit dem Vortragstext Walter Schmidts erschienen ist (in: *Communal Societies*, Vol. 10, Evansville 1990, S. 1–23).

Noch vor den dramatischen politischen Umwälzungen der letzten Jahre wurden die Arbeit von Jacques Grandjunc und der Katalog des Institut Français d'Histoire Sociale konzipiert und veröffentlicht. Doch der Erforschung des Kommunismus werden sie auch unter den nun veränderten Perspektiven gute Dienste leisten. Der Katalog des Pariser Instituts ist im ersten Teil nach Ländern unterteilt. Die Sowjetunion und Frankreich werden hier als deutliche Schwerpunkte der Sammlung ausgewiesen. Der zweite, weniger umfangreiche Teil ist nach Denkrichtungen geordnet. Insgesamt ist das 20. Jahrhundert deutlich überrepräsentiert.

Grandjunc widmet sich dagegen den Anfängen des modernen Kommunismus: Die früheste Verwendung des Begriffs kann er bereits für 1706 nachweisen (S.287f.). Doch erst im Umfeld der Französischen

1 Dietrich Lederer, Alternativen denken. Zweitägiges Kolloquium des Zentralinstituts für Philosophie, Berlin, zu Geschichte, Gegenwart und Perspektiven der Sozialismustheorie, in: *IWK*, Jg.27 (1991), H.4, S.493–500.

Revolution ist dann in einem Ausmaß vom „Kommunismus“ die Rede, daß von der Begriffsverwendung auf soziale Veränderungen geschlossen werden kann. Grandjone hat das umfangreiche Material mit gewohnter Sorgfalt zusammengetragen und geordnet und die Diskussion über die ideen- und sozialgeschichtliche Kontinuität utopischen Denkens auf eine neue Stufe gehoben. Schade, daß diese Studie, abgesehen von einigen deutsch- und englischsprachigen Quellentexten, nur auf französisch vorliegt.

Einer wenig beachteten Verzweigung sozialistischer Theorien geht Manfred Kreckel in seiner Dissertation über Richard Wagner nach. Mit zahlreichen Belegstellen kann er überzeugend nachweisen, wie eng der berühmte Komponist sich an die Gedankenwelt eines Saint-Simon oder eines Proudhon anlehnte. Wagner, so Kreckel, gehöre nicht in die „Geschichte eines bürgerlich-deutschen Irrationalismus, sondern in die Zusammenhänge einer internationalen, humanistischen, ganz antibürgerlichen Strömung, die sich aus dem Erbe der Französischen Revolution entwickelte“ (S.196). Leider schwankt Kreckel bei der Darstellungsweise zwischen einem journalistischen und einem wissenschaftlichen Stil. Das macht seine Arbeit nicht nur etwas unübersichtlich, sondern erweckt auch manchmal, insbesondere im ersten, einleitenden Kapitel den Eindruck, er versuche inhaltliche Lücken stilistisch zu überspielen. Nötig wäre das nicht gewesen. Einen Frühsozialismusforscher, der über Richard Wagner bisher wenig wußte und nur dessen Musikdramen liebte, konnte die Studie indessen auch so beeindrucken.

Hans-Arthur Marsiske

MITTEILUNGEN, ERGÄNZUNGEN UND BRIEFE AN DIE REDAKTION

Rettung der geheimen Moskauer Dokumente in Sicht

Die Generalsekretärin des Europarats, Frau Catherine Lalumière, hat mit Schreiben vom 28. September 1992 ein Hilfsprogramm für die Sicherung und Erschließung der osteuropäischen Archive angekündigt. Von internationalem Interesse dürfte sein, daß dem Kominternarchiv besondere Aufmerksamkeit zuteil wird. Das Programm soll 1993 starten und ist auf mehrere Jahre angelegt. Damit haben die vielfältigen Bemühungen, die vom Internationalen Archivrat (IAR) und von der Internationalen Initiative Kominternarchiv unter dem Vorsitz von Hermann Weber (Universität Mannheim) als gemeinsame Aktion von Archivaren und Historikern getragen werden, zu einem ersten durchschlagenden Erfolg geführt.

Die Kommunistische Internationale war 1919 durch Lenin und seine Anhänger gegründet worden und vereinigte alle kommunistischen Parteien der Welt sowie deren ebenso weltweit tätige Nebenorganisationen. Vom Stalinismus zersetzt, wurde sie nach der völligen Unterwerfung des internationalen Kommunismus unter die sowjetrussische Staatspartei 1943 von Stalin aufgelöst.

Das Komintern-Archiv, eine Hinterlassenschaft von ca. 55 Millionen Seiten Dokumente dieser in beinahe ausnahmslos allen Ländern der Erde agierenden „Avantgarde der Weltrevolution“, enthält bisher von der Moskauer Zentrale streng gehütete Geheimnisse zur politischen und Sozialgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts. Als kulturelles Erbe der Weltgemeinschaft ist die Rettung der Dokumente eine internationale Aufgabe.

Bernhard H. Bayerlein

Die Niederlande finanzieren eine russische MEGA-Gruppe

Auf Antrag des Internationalen Instituts für Sozialgeschichte (IISG) in Amsterdam hat die niederländische Regierung über die Forschungsförderungsinstitution Nederlandse Organisatie voor Wetenschappelijk Onderzoek (NWO) Mittel für 20 russische Mitarbeiter an der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) bewilligt. — Als Herausgeber der MEGA, deren hohes wissenschaftliches Niveau von Spezialisten allgemein anerkannt wird, tritt seit 1990 die unter maßgeblicher Beteiligung des IISG gegründete Internationale Marx-Engels-Stiftung (IMES) auf. Ziel der IMES ist es, die von den ehemaligen Parteiinstituten in Moskau und Berlin begonnene Ausgabe in einem internationalen Rahmen als historisch-kritische Edition ohne politische Zielsetzung fortzuführen. Im Frühjahr dieses Jahres schloß die IMES

einen Vertrag mit der Konferenz der deutschen Akademien der Wissenschaften ab. Die letztere übernahm die Einrichtung einer MEGA-Arbeitsstelle, für die 7 Editoren-Stellen bewilligt worden waren. Gleichzeitig nahm in Trier und Aix-en-Provence eine deutsch-französische MEGA-Gruppe ihre Arbeit auf. Die Finanzierung des russischen Spezialisten-Teams war bisher ungeklärt. Die niederländischen Mittel wurden zunächst für einen Zeitraum von zwei Jahren bewilligt.

Jürgen Rojahn

Johannes-Sachsenbach-Gesellschaft gegründet

Zur Förderung des Bereiches „Gewerkschaften“ innerhalb der ab 1. Januar 1993 auf Beschluß des Deutschen Bundestages tätig werdenden unselbstständigen Stiftung „Parteien und Massenorganisationen der DDR“ im Bundesarchiv und zur Wahrung der Einbringerinteressen wurde mit Sitz in Berlin eine „Johannes-Sachsenbach-Gesellschaft e.V. (JSG)“ gegründet (Adr.: Unter den Linden 15, O-1086 Berlin, Tel. 030/2 00 47 40).

Zur Vorsitzenden wurde Helga Grebing, Leiterin des Instituts zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung der Ruhr-Universität Bochum, zu ihrem Stellvertreter Friedhelm Busse, Vorsitzender des Förderungsvereins „Bildung — Erziehung e.V. Berlin“, gewählt. Dem Vorstand gehört ebenfalls Hermann Weber, Lehrstuhl für Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte der Universität Mannheim, wissenschaftlicher Berater der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages zur Aufarbeitung der DDR-Geschichte, an.

Die JSG hat sich insbesondere zur Aufgabe gestellt, die weitere Erschließung der kulturhistorisch und zeitgeschichtlich wertvollen Archiv- und Bibliotheksbestände aus 150 Jahren deutscher und internationaler Sozial- und Gewerkschaftsgeschichte, darunter die komplette gedruckte und ungedruckte Überlieferung des Wirkens der Gewerkschaften im Osten Deutschlands, fördernd und kritisch zu begleiten.

Friedhelm Busse

Wenn es gestattet ist . . . Einwürfe zu Rainer Eckerts Ausführungen im Unabhängigen Historikerverband (UHV). Vgl. IWK, Jg. 28 (1992), H. 2, S.228–232

Womöglich wird mir Rainer Eckert Einwände gegen seine in der Vollversammlung des UHV vorgetragenen und in der IWK veröffentlichten Ausführungen nicht zugestehen. Gehöre ich doch zu jenen Historikern, die er zur „angeblichen intellektuellen Elite“ zählt, die versagt hat, die sich „freiwillig der Macht andienten“, „der Dressur in der SED“ freudig folgten, die „Spitzelei für den Staatssicherheitsdienst als Notwendigkeit im ‚Klassenkampf‘“ rechtfertigten und nun in „Lethargie und Unfähigkeit zum Neubeginn“ verfallen sind. Überdies hält Rainer Eckert uns „hartnäckiges Schweigen“ vor, ordnet er alle DDR-Historiker außerhalb des UHV einer „Gemeinschaft des Schweigens“ zu.

Was gibt es eigentlich noch zu diskutieren, wenn Vertreter des UHV ohnedies zweifelsfrei wissen, wie desolat der Zustand der ostdeutschen Geschichtswissenschaft, wie mager ihre Erträge, wie demoralisiert die Angehörigen dieser Zunft in Spitze und Breite sind und bleiben.

Hat Rainer Eckert mit seiner Überschrift recht („Auf einem Sumpf ist schlecht bauen“), dann muß der Sumpf trockengelegt werden. Was sonst? Historiker sind keine Ökologen, für die Sümpfe wertvolle Biotope darstellen. — Einen derartigen Einstieg in diese Meinungsäußerung wird Rainer Eckert vermutlich als Borniertheit eines SED-Historikers werten und sich nur bestätigt sehen. Vielleicht übt er Nachsicht, wenn ich ihm ausdrücklich und frei von Hintergedanken versichere, daß von den Initiatoren des Unabhängigen Historikerverbandes in der Wendezeit viele Sünden der DDR-Geschichtswissenschaft, ihrer Strukturen und Organisationen berechtigt angeprangert und eine fundamentale Selbstkritik nicht unbegründet eingefordert worden ist. Historiker wie Eckert, Mitter, Wollé, Florath und andere haben viele Symptome und nicht wenige Ursachen von Fehlentwicklungen zutreffend benannt. Es stimmt, daß sie oft gegen ein Abblocken ihrer Kritik, gegen Isolierungsversuche und gegen eine Verharmlosung von Fehlleistungen der DDR-Geschichtswissenschaft angehen mußten. Auf diesem Hintergrund ist der Unabhängige Historikerverband erklärlich und begründet entstanden und in die Öffentlichkeit getreten.

Indes bleibt auch denkbar, daß die nun beklagte ausgebliebene Diskussion in der Historikergesellschaft der DDR hätte geführt werden können — mit einer Fraktion der Unabhängigen als Stachel im Fleisch der Etablierten, doch eben mit der Bereitschaft, über gesellschaftliche Mechanismen, Handlungsspielräume, Versuchtes, Erreichtes, Unterbliebenes in Verantwortung für den Erhalt der ostdeutschen Wissenschaftslandschaft gemeinsam nachzudenken. — Das ist mittlerweile Geschichte. Die Historikergesellschaft der DDR hat sich statt dessen sang- und klanglos verabschiedet. Die neue Organisation der Unabhängigen ist — soweit ich dies beurteilen kann — keine für die Mehrheit ehemaliger DDR-Historiker repräsentative Gruppe geworden. Vielleicht sollte sie sich fragen, ob sie ihre Unabhängigkeit hinreichend glaubhaft zu machen vermochte.

Dennoch: Das von Rainer Eckert gezeichnete Bild — hier die Unabhängigen Historiker, dort die ihre Glaubensgrundlagen unbeirrt weiter verfechtenden Vertreter einer zusammengebrochenen „geschlossenen Gesellschaft“ — stimmt so nicht. Und es ist schwer vorstellbar, daß Rainer Eckert dies nicht weiß. Oder vielleicht mag er es wirklich nicht wissen. Denn was er als fünf Etappen einer Diskussion in der ostdeutschen Historikerschaft offeriert — genau besehen, benennt er eigentlich nur zwei Etappen der Verweigerung — ist nicht einmal der Versuch einer Analyse realer Vorgänge, damals erschienener Publikationen, der Erträge von Konferenzen, Tagungen und Debatten, des Auftretens von Historikern der DDR im In- und Ausland und darauf erfolgter Reaktionen, der Teilhabe von Historikern an der Positionierung der in Ostdeutschland agierenden Parteien, Organisationen und Bewegungen.

Es lugt vielmehr hervor, daß Rainer Eckert lediglich aus drei Quellen der Erkenntnis schöpft:

- Akzeptanz oder Nichtakzeptanz des UHV als Kriterium für Einsichtigkeit und Lernbereitschaft,
- die Auseinandersetzungen im Bereich Geschichte der Humboldt-Universität Berlin,
- die Be- und Verurteilungen seitens meinungsprägender Historiker der alten Bundesländer.

Ich möchte dem einige Tatsachen entgegensetzen, aus einem Bereich, den ich gut kenne — dem Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung. Zu den Institutionen, die in besonderem Maße die politische Instrumentalisierung der Geschichtswissenschaft in der DDR zu verantworten haben, zählt zweifelsohne das Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, bei dem der Rat für Geschichtswissenschaft mit seinen Problemräten angesiedelt war. Die Umbildung dieser Institution zum Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung (IfGA), die von innen heraus erfolgte, war gewiß ein Wagnis. Und soviel zur vierzigjährigen Geschichte des IML kritisch zu sagen wäre, muß es auch gestattet sein, die Bemühungen der Mitarbeiter dieses Instituts in der Umbruchszeit vorzustellen.

Im Unterschied zu manch anderen Einrichtungen wurden hier bis zum Jahreswechsel 1989/1990 nahezu alle Leitungsfunktionen neu besetzt. Die Arbeits- und die Geschäftsordnung des Instituts sahen die autonome Entscheidung der Mitarbeiter in inhaltlichen Fragen der Forschung und Edition, die demokratische Wahl der Direktion und der Forschungsgruppenleiter vor, fixierten weitgehende Rechte der Personalvertretung. Themen und Anliegen von Forschung und Edition wurden aus Versäumnissen der Vergangenheit wie aus dem Bemühen um kritische Geschichtsaufarbeitung abgeleitet und waren durchaus mit Selbstbefragung hinsichtlich früherer Haltungen verbunden.

Das mag unzulänglich gewesen sein; das mag die Vertreter des UHV nicht befriedigen, wie es auch uns selbst noch nicht zufriedenstellen konnte, aber es charakterisierte das geistige Klima in dieser Einrichtung. Bei alldem ausgelöste Spannungen — nicht zuletzt zwischen Generationen von Historikern — wurden ausgehalten und zu einem gewissen Grade produktiv gemacht:

Tagungen zu einem neuen Verständnis der Person und der Ansichten Rosa Luxemburgs, zur Kommunistischen Internationale, zur KPD und ihren oppositionellen Strömungen, zu Entscheidungssituationen und möglichen Alternativen in der Geschichte der SED verbanden neue Überlegungen mit der Distanzierung von als falsch oder oberflächlich erkannten eigenen Standpunkten und Veröffentlichungen.

Die am IfGA eingerichtete Arbeitsgruppe „Opfer des Stalinismus“ wurde von weit über tausend Personen aufgesucht, schriftlich oder telephonisch konsultiert. In gut besuchten Klubgesprächen wurden stalinistische Repressalien, Internierungslager, Schicksale historischer Persönlichkeiten öffentlich thematisiert. Publikationen dieser Gruppe fanden im In- und Ausland Beachtung und das Spektrum ihrer Aktivitäten reichte bis hin zu Rehabilitation und Wiedergutmachung.

Mitarbeiter des IfGA haben in Florenz, Hamburg, Linz, Loccum, Mannheim, Paris, Prag, Tokio, Wien und anderenorts neue Einsichten vorgetragen und sich kritischen Nachfragen gestellt. Wichtige, für die Aufhellung der Vergangenheit unerläßliche Quellenstücke wurden durch sie an die Öffentlichkeit gebracht. Eine bis 30. Juni 1991 reichende Bibliographie listet 167 Veröffentlichungen unterschiedlichen

Charakters auf, die sowohl historische Themen als auch existentielle Fragen der Geschichtswissenschaft, des Archiv- und Bibliothekswesens betreffen. — Die „Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung“ profilierten sich zu einem Fachblatt, dem auch angesehene Historiker der alten Bundesländern attestierten, daß es erhalten zu werden verdient.

Das IfGA sorgte für Transparenz seines Wirkens und für großzügigen Zugang zu den Beständen seines Archivs und seiner Bibliothek, was zur Verdreifachung, ja Vervierfachung der Benutzerzahlen führte. Es hat sich auch angesichts einer von Unkenntnis und Arroganz strotzenden Medienkampagne nie davon abbringen lassen, an der Suche nach einer tragfähigen konstruktiven Lösung für die Fortexistenz von Archiv und Bibliothek am Standort Berlin, ohne Zersplitterung der Fonds, ohne Brüche in der wissenschaftlichen Benutzbarkeit der Archivalien und Bücher mitzuwirken, und sich mit allen verbunden, die Ähnliches wollen.

Diese Arbeit wurde von Mitarbeitern geleistet, die seit dem Zugriff der Treuhandanstalt, Direktorat Sondervermögen, und der Unabhängigen Kommission zur Überprüfung des Vermögens der Parteien und Massenorganisationen auf das Konto des IfGA Mitte vergangenen Jahres permanent Schikanen ausgesetzt waren, die Monat um Monat im Ungewissen blieben, wann und ob überhaupt für ihre Tätigkeit Gehalt gezahlt wird.

Rainer Eckert wird Beispiele für „Klagen“, „Müdigkeit“, „Lethargie“ zu benennen wissen. Am IfGA jedenfalls ist trotz nicht zu beschönigender Altlasten und innerer Differenzen unter widrigen Bedingungen ernsthaft gearbeitet worden, bis das „Aus“ über dieses Institut gesprochen wurde: Entzug aller Finanzmittel und Aufforderung zur Kündigung aller Mitarbeiter außerhalb von Archiv, Bibliothek und technischen Werkstätten zum frühestmöglichen Zeitpunkt — so lautete das Verdikt, dem nicht einmal der Anflug einer wissenschaftlichen Bewertung des Konzeptes, der Projekte und der Arbeitsergebnisse der Historiker dieser Institution vorausgegangen ist. Sollte dem UHV all das unbekannt geblieben sein, wo doch von Tokio bis Toronto hiervon Kenntnis genommen worden ist und Mitglieder des UHV als Archivbenutzer manches vor Ort miterleben konnten?

Nun meldet sich einer der etablierten DDR-Historiker zu Wort, doch statt in sich zu gehen, unternimmt er eine bockige Verteidigung. Der letzte Direktor des IfGA meint indes, er sei es seinen Mitarbeitern schuldig, einmal auszusprechen, was von anderen unausgesprochen bleibt.

Günter Benser

Zur in der IWK, Jg. 28 (1992), H. 2, S.289, enthaltenen Berichtigung zum Beitrag von Feliks Tych „Drei unbekannte Briefe Rosa Luxemburgs über die Oktoberrevolution“, in: IWK, Jg. 27, (1991), H. 3, S.357–366.

Die Interpretation der Abkürzung „Led.“ mit Georg Ledebour wird durch eine zeitgenössische Quelle voll bestätigt. Dabei ist interessant, daß sich offenbar sogar die USPD-Reichstagsfraktion — wahrscheinlich der Fraktionsvorstand — mit dem von Ledebour in die Welt gesetzten Gerücht befaßte, der seit Ende März 1918 inhaftierte Leo Jogiches sei Spion des Auslandes. Auslöser für diese Behauptung ist wahrscheinlich die Tatsache, daß die Spartakusgruppe unter der Leitung von Leo Jogiches eine umfangreiche illegale Flugschriftenagitation, insbesondere während des Januarstreiks 1918, betrieb. In einem auf den 11. Juli 1918 datierten Brief Hermann Dunckers an seine Frau Käte — beide gehörten zum Führungskreis der Spartakusgruppe — heißt es: „[Franz] Mehring erklärt morgen in Deinem und [Ernst] Meyers Namen (nach Rücksprache mit mir), daß er einem Vorschlag der [Reichstags-]Fraktion der USP, sich dort [zu] einer Erörterung des Leo-[Jogiches-]Falles einzufinden, nicht Folge leiste. — Die Fraktion solle Ledebour veranlassen, entweder zu beweisen oder [zu] widerrufen, aber könne sich nicht als Schiedsgericht auffassen.“ Vgl. Archiv der Johannes-Sassenbach-Stiftung Berlin, Nachlaß Käte und Hermann Duncker, NL 45/141, Bl.15.

Der Historiker und Literaturhistoriker Franz Mehring (1846–1919), seit 1917 durch eine Nachwahl Mitglied der USPD-Fraktion im preußischen Landtag, trat 1917 und 1918 in der Zeit der Inhaftierung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts publizistisch und auf internen Sitzungen als Sprecher der Spartakusgruppe auf. Ernst Meyer (1887–1930), der bis Frühjahr 1916 als Journalist beim „Vorwärts“ tätig war, übernahm nach der Verhaftung von Leo Jogiches im Frühjahr 1918 die Leitung der Spartakusgruppe.

Ottokar Luban



Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Historische Kommission zu Berlin, IWK Redaktion, Kirchweg 33, W-1000 Berlin 38,
Telefon (030) 81 60 01 41, Telefax (030) 81 60 01 34

MITTEILUNG ÜBER EIN PROJEKT

ÜBER DEN STAND EINES BEREITS ANGEZEIGTEN PROJEKTS

Titelverzeichnis Nr.

1. **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z.B. Institut, Referat, Fachbereich Lehrstuhl)*

___ Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des durchführenden Forschers. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des Betreuers.

- 2.1 **Bearbeiter.** Vor- und Zuname, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

- 2.2 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des Betreuers (Doktorvater o.ä.):

4. **Stand der Forschungsarbeit** ☐ laufend ☐ geplant ☐ abgeschlossen
☐ eingestellt ☐ sonstiges

5. **Laufzeit** von bis ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses
(Monat/Jahr) (Monat/Jahr)

6. **Art** (Mehrfachankreuzen möglich)

Auftragsforschung	☐	Gutachten	☐	Edition	☐
geförderte Forschung	☐	Habilitationsschrift ..	☐	Monographie	☐
Eigenprojekt von 1.	☐	Dissertation	☐	Aufsatz	☐
Eigenprojekt von 2.1	☐	Diplomarbeit	☐	sonstiges	
Staatsexamensarbeit	☐	Magisterarbeit	☐		

7. Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber** ? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift angeben:

8. Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit ? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution	☐	andere Geldgeber ...	☐	 Bitte Bezeichnung und Anschrift
Bearbeiter	☐			
Auftraggeber	☐			
Deutsche Forschungsgemeinschaft	☐	Stipendium	☐	 Bezeichnung und ggf. Anschrift
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG	☐			
Stiftung Volkswagenwerk	☐			

9. (Arbeits-) **Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-) Titel:

10.1 ggf. **Zeitraum** (z.B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

10.2 ggf. **Geographischer Raum** (z.B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

11.1 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

12. Liegen aktuelle (Teil-) **Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z.B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

13. Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-) **Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

14. **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16. **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angaben für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

.....
(Ort, Datum)

.....
(Unterschrift)

AnDenken

Schriftenreihe der Arbeitsgruppe Pädagogisches Museum e.V.

Die Reihe widmet sich mit ausgewählten Beispielen der verborgenen pädagogischen Tradition, um durch eine ungewöhnliche Sichtweise Zugänge zu nicht beachteten und vergessenen pädagogischen Überlieferungen zu ermöglichen.

AnDenken 1

Hanns Kirchner: Das Zeugnis.

**Erzählt im Gespräch mit Karl-Walter Beise und Bruno Schonig.
Berlin 1992.**

Nur sehr wenige jüdische Menschen haben die Nazizeit in Deutschland überlebt; in dieser Zeit der Mörder gab es in Deutschland kaum einen, der Juden geholfen hätte. Hanns Kirchner berichtet, wie er als jüdisches Kind diese Zeit in Kleinmachnow, einer Beamstensiedlung ganz in der Nähe Berlins, dennoch hat überleben können. Seine Mutter verschwieg ihm lange seine jüdische Herkunft, und als er in der Schule angemeldet wurde, trug ihn der Schulleiter unter falschem Namen in die Schulakten ein, aber nicht in alle: Als deutscher Beamter sah er sich genötigt, das Zeugnisheft unter dem jüdischen Namen des Kindes zu führen. Als es im Kollegium brenzlich wurde, machte der Rektor das Zeugnis unbrauchbar.

Hanns Kirchner erinnert sich nicht nur an diese Begebenheit, die ihm vielleicht das Leben rettete, sondern an sein gefährdetes Kinder- und Schülerleben in dieser Zeit — und in der Zeit nach dem Krieg, die er als Befreiung erfuhr. Dieser Bericht ist Erinnerung an halbherziges Verhalten in der Nazizeit.

Im Nachwort wird versucht, anhand der Konferenzprotokolle der Schule in Kleinmachnow den Prozeß der politisch-pädagogischen Formierung, auch die Mischung von kindzentrierter und nationalsozialistisch-repressiver Pädagogik nachzuzeichnen.

AnDenken 1 hat einen Umfang von 104 Seiten und kostet DM 18,- zuzüglich DM 1,- Versandkostenanteil.

Bestelladresse:

Geschäftsstelle der Arbeitsgruppe Pädagogisches Museum e.V.

Karl-Walter Beise,

Schorlemer Allee 23

W-1000 Berlin 33

Neuerscheinungen im Trotzdem★Verlag

Bonasso, Bardini, Restrepo: Operación Principé

Tatsachenerzählung über die Entführung eines Militärs in Chile, ihren Ablauf, die Repression, das Wettrennen um Öffentlichkeit. Miguel Bonasso, einer der Autoren, war 1973 Pressesprecher des argentinischen Präsidenten H. Campora, später Untergrundkämpfer gegen die Militärjunta und seit 1977 im mexikanischen Exil. In Mexiko Direktor der Tageszeitung El Independiente. Er wurde kontaktiert, um den Fall in die Öffentlichkeit zu bringen. 20.- DM

Janet Biehl

Sozialer Ökofeminismus und andere Aufsätze

Der Versuch einer Verbindung von Feminismus, Ökologie und sozialen Bewegungen. Gleichzeitig eine historische Untersuchung der Demokratieentwicklung (Bedeutung der Polis, Matriachate im Neolithikum?) und eine Kritik am Spiritualismus (Göttinnenkult) eines Teils der amerikanischen Frauenbewegung. 14.- DM

Noam Chomsky, Joel Beinin, Howard Zinn u.a.

Die Neue Weltordnung und der Golfkrieg

Aufsätze zu den Hintergründen des Golfkrieges und zur US-Außenpolitik im Mittleren Osten. Noam Chomsky: Die Neue Weltordnung; sowie: Media Control; Howard Zinn: Macht, Geschichte und Kriegsführung; Joel Beinin: Über die Ursachen des Golfkriegs; Michael Emery: Wie Mr. Bush seinen Krieg bekam...; Craig Hulet: Die US-Tagesordnung im Golfkrieg... 16.- DM

Schwarzer Faden

Vierteljahresschrift für Lust und Freiheit

Nr.3/92 enthält u.a.: Weltwirtschaftsgipfel, Rassismus in Mannheim-Schönau, Interview mit Noam Chomsky, Libertärer Kommunalismus von Murray Bookchin, Autonome Gesellschaft von Cornelius Castoriadis, Hintergründe des "Drogenkriegs" in Kolumbien, Wie funktionierte der Kriegstreiberdiskurs von Teilen der Linken während des Golfkriegs? u.v.a. 7.- DM

Trotzdem★Verlag

PF 1159, D-7043 Grafenau-Döffingen
Tel. 07033-44273, Fax 07033-45264